

Kunstgeschichte

Lüneburger Patrizierarchitektur des 14. bis 16. Jahrhunderts

Ein Beitrag zur Bautradition einer städtischen Oberschicht

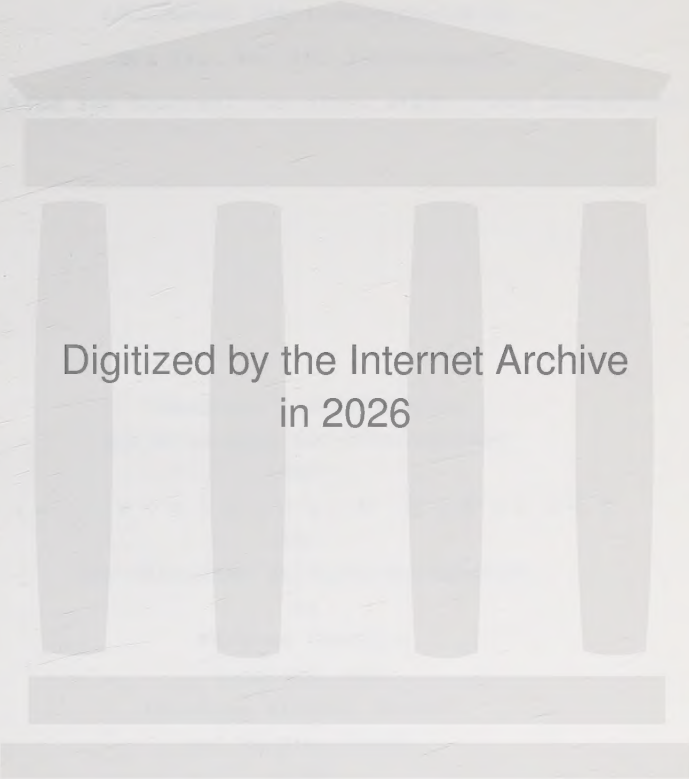
Inaugural - Dissertation
zur Erlangung des Doktorgrades
der

Philosophischen Fakultät

der
Westfälischen Wilhelms-Universität
zu
Münster (Westf.)

vorgelegt von
Karoline Aloisia Terlau
aus Münster/Westf.

1984



Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41554807_0046

Kunstgeschichte

Lüneburger Patrizierarchitektur
des 14. bis 16. Jahrhunderts.

Ein Beitrag zur Bautradition einer städtischen Oberschicht.

Inaugural - Dissertation
zur Erlangung des Doktorgrades
der
P h i l o s o p h i s c h e n F a k u l t ä t
der
Westfälischen Wilhelms-Universität
zu
Münster (Westf.)
vorgelegt von
Karoline Aloisia Terlau
aus Münster/Westf.
1984

Tag der mündlichen Prüfung: 2. Mai 1984

Dekan: Prof. Dr. M. E. Brockhoff

Referent: Prof. Dr. K. Noehles

Korreferent: Prof. Dr. G. Wiegelmann

Lüneburger Patrizierarchitektur des 14. bis 16. Jahrhunderts.
- Ein Beitrag zur Bautradition einer städtischen Oberschicht -

INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
Vorwort	
1. Einleitung	5
1.1 Ziele und Forschungsstand	5
1.2 Quellen und ihre methodische Aufbereitung	13
1.2.1 Die archivalischen und literarischen Quellen	14
1.2.2 Die Gebäude	16
1.3 Datierungsmethoden	18
2. Historische Grundlagen	20
2.1 Stadt-, wirtschafts- und sozialgeschichtliche Entwicklung Lüneburgs	20
2.1.1 Zur Stadtgeschichte	20
2.1.2 Zur Saline	24
2.1.3 Zum Patriziat	28
2.2 Zusammenstellung der bekannten Lüneburger Patrizierfamilien	33
2.3 Parzellierung und Sozialtopographie	36
3. Die Baustruktur	40
3.1 Baumaterial, Konstruktion und Bauformen	40
3.1.1 Der Ziegelstein	40
3.1.1.1 Allgemein	41
3.1.1.2 Aufkommen des Ziegelsteins in Lüneburg	41
3.1.1.3 Lüneburger Ziegeleien	42
3.1.1.4 Ziegelformate	44
3.1.1.5 Ziegelformsteine	46
3.1.1.6 Ziegelstempel	51
3.1.1.7 Mauerwerkkonstruktion	55
3.1.1.8 Mauerverbände	58

3.1.1. 9 Mörtel und Fugen	62
3.1.1.10 Ziegeloberfläche	63
3.1.2 Der Keller	67
3.1.2.1 Balkenkeller	68
3.1.2.2 Kreuzgratgewölbe	69
3.1.2.3 Kreuzrippengewölbe	70
3.1.2.4 Tonnengewölbe	71
3.1.2.5 Ausgestaltung	72
3.1.3 Die Dachwerke	75
3.1.3.1 Kehlbalkendach	75
3.1.3.2 Dachhaut	79
3.1.3.3 Dachrinnen	80
3.2 Fassadengestaltungselemente	81
3.2.1 Das Hauptgebäude	81
3.2.1.1 Giebelformen	81
3.2.1.1.1 Der Staffelgiebel	81
3.2.1.1.2 Der Dreiecksgiebel	84
3.2.1.1.3 Der Fialen- und Schildgiebel	85
3.2.1.1.4 Traufenhäuser	86
3.2.1.2 Fenster- und Portalformen	86
3.2.1.3 Frieze und Gesimse	95
3.2.1.4 Terrakotten	105
3.2.1.5 Werksteine	108
3.2.2 Die Nebengebäude	121
3.2.2.1 Flügelbau	121
3.2.2.2 Durchfahrtsbebauung	130
3.3 Zum Wandel in der Baustruktur des patrizi- schen Hauses vom 14. bis 16. Jahrhundert	131

4. Raum - und Funktionsstrukturen	147
4.1 Hauptgebäude	148
4.1.1 Das Erdgeschoß	149
4.1.1.1 Diele	149
4.1.1.2 Stuben	154
4.1.1.3 Küche	160
4.1.1.4 Kammern	162
4.1.2 Das Obergeschoß	165
4.1.3 Keller	167
4.1.4 Dachraum	169
4.2 Nebengebäude	170
4.2.1 Die Flügelbauten	170
4.2.2 Die Durchfahrtsbebauung	176
4.2.3 Die Badestuben	177
4.2.4 Die Sommerhäuser	178
4.2.5 Die Privatkapellen	180
4.3 Feuerungsanlagen	180
4.3.1 Die Wandkamine	181
4.3.2 Die Warmluftheizungen	182
4.3.3 Die Öfen	184
4.3.4 Die Schornsteine	185
4.4 Die Utluchten	186
4.5 Die Aborte	188
4.6 Zum Wandel in der Raum- und Funktionsstruktur des patrizischen Hauses vom 14. bis 16. Jahrhundert	189

5. Die Lüneburger Patrizierarchitektur im Rahmen der bürgerlichen Baukunst Nordwestdeutschlands	198
6. Literatur	210
6.1 Quellen	210
6.2 Literatur	212
7. Dokumentation	239
Erläuterungen	240
Objektkatalog	
(nach Straßen und Hausnummern geordnet)	241
Der Katalogteil (S. 239 - 632) ist im Institut für Kunstgeschichte der Universität Münster (Westf.) einzu- sehen.	

VORWORT

Lüneburgs mittelalterliches Stadtbild wurde von dem dort ansässigen Patriziat so dominierend geprägt, daß noch heute vieles an diese, sich dem Adel zugehörig fühlenden Familien erinnert. Aus ihrer Lebensweise heraus, entwickelten sie eine eigenständige Bautradition, deren Wandel und Kontinuität hier beschrieben werden soll.

Diese Studie soll weiter dazu beitragen, daß diese stadt- und sozialgeschichtlichen Quellen aber vor allem auch kunstgeschichtliche und volkskundliche Objekte als Zeugen eines Stadtentwicklungsprozesses erkannt, gepflegt und erhalten bleiben.

Ohne die Hilfeleistung vieler Lüneburger Bürger, der Unterstützung der Stadt Lüneburg, vor allem durch Frau Dr. Reinhardt und Herrn Dening, hätte diese Arbeit nicht entstehen können.

Besonders herzlich danke ich Herrn Dr. Gerhard Körner, Museumsdirektor i.R. des Museums des Fürstentums Lüneburg, der mir mit Rat und Tat zur Seite stand und sein Haus für meine Arbeiten zur Verfügung stellte, sowie Herrn Joachim Malchow, der mir viele Objekte im Museum zugänglich machte.

Meinem Studienkollegen Herrn Dr. Fred Kaspar, der stets zu fachlichen Diskussionen bereit war und Herrn Uwe Greim danke ich für die mühevollen Aufgabe des Korrekturlesens.

Erst durch die Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft und meines Projektleiters Prof. Dr. Günter Wiegelmann, dem ich meinen Dank ausspreche, wurde diese Arbeit durchführbar.

Ganz besonders bin ich jedoch meinem Doktorvater Prof. Dr. Karl Noehles zu Dank verpflichtet, der mit konstruktiver Kritik diese Arbeit betreut hat.

1. Einleitung

=====

1.1 Ziele und Forschungsstand

Die vorliegende Arbeit unternimmt es, den Typus des Wohnhauses einer bestimmten Sozialschicht einer Stadt in seinem Wandel über mehrere Jahrhunderte zu untersuchen, nämlich des Patriziats von Lüneburg. Dabei versteht es sich von selbst, daß die Untersuchung sich nicht darin erschöpfen darf, Charakteristika der baulichen Struktur und ihrer Veränderungen im Laufe des Untersuchungszeitraums (ca. 1300 - ca. 1600) rein phänomenologisch aufzuzeigen, wie es die ältere hauskundliche Forschung (zumal die Gefügekunde der Fachwerkarchitektur) vorzugsweise unternommen hat. Sie muß notwendigerweise auch nach den soziologischen und wirtschaftlichen Implikationen fragen, die eben diesen spezifischen Haustypus und seinen Gestaltwandel im Laufe der Zeit geprägt haben.

Es ist dies nicht der Ort, die verschiedenen Aspekte und Tendenzen einer Sozialgeschichte der Kunst im allgemeinen zu erörtern (vgl. dazu Bauer, 1976, 139 ff.). Vielmehr sei auf die jüngeren Arbeiten in der Hausforschung verwiesen, wo etwa festgestellt wird: "Jedes Haus und vor allem jedes Wohnhaus ist ein Indikator wirtschaftlicher Verhältnisse, sozialer Beziehungen und kultureller Leistungen von Personen, darüber hinaus aber auch einer Zeit, einer Gegend und einer sozialen Schicht" (Bedal, 1978, 1).

Ein städtisches Wohnhaus, zumal das eines Patriziers, ist selbstverständlich mehr, als ein bloßes Baugesfüge oder ein Gehäuse, das dem "Nutzen" des Menschen dient (Kaspar, 1982, 1). Denn nicht nur für baukünstlerische Gattungen höherer gesellschaftlicher Ansprüche, wie es etwa für die feudale Schloßarchitektur gilt, was Großmann (1979, 100) feststellt, daß Baukunst sozialspezifische "Informationssysteme", also eine Zeichensprache, entwickelt, die für



einen Adressaten bestimmt ist und der Abgrenzung einer gesellschaftlichen Schicht gegenüber anderen dient.

Bürgerhäuser, vor allem die eines gehobenen Standes, signalisieren im Stadtbild die gesellschaftliche Stellung und das Klassenbewußtsein ihrer Bauherren. Sie haben neben dem selbstverständlichen Gebrauchswert ihre ideologische Funktion: sie dienen natürlich auch der Repräsentation.

Daß für diese Untersuchung als Paradigma für das patrizische Wohnhaus die Stadt Lüneburg gewählt wurde, hat seinen Grund darin, daß hier ein besonders gut erhaltener, älterer Baubestand und entsprechende archivalische Quellen zur Verfügung stehen, aber auch, weil sich hier ein ausgeprägtes Patriziat mit offensichtlich eigenen Lebens- und Architekturformen entwickelt hat und sich dadurch von der übrigen Bürgerschaft absetzte. Die zeitliche Eingrenzung (1300 - 1600) ergibt sich aus dem Material selber. Die ersten faßbaren Gebäude entstammen der Zeit um 1300. Die letzten Patrizierhäuser wurden, bedingt durch den wirtschaftlichen Niedergang der Lüneburger Saline, um 1600 errichtet.

Diesem wichtigsten Wirtschaftsfaktor der Stadt verdankt das Lüneburger Patriziat seine gehobene Stellung im bürgerlichen Leben der Kommune. Der Aufstieg und Niedergang dieser Gesellschaftsschicht (und damit auch ihre Wohnkultur) ist also engstens mit der Geschichte der Saline verknüpft. Die Lüneburger Salzproduktion war von jeher auf Export angelegt. Ihre Kapazität übertraf bei weitem den Bedarf des näheren Umlandes. Das rapide Wachstum der Lüneburger Saline im 13. Jahrhundert ist vor allem auf die Ausdehnung des Lübecker Ostseehandels zurückzuführen. Umgekehrt beeinträchtigte der Niedergang Lübecks als Warenumschlagplatz erheblich Absatz und Produktion des Lüneburger Salzes und führte ab ca. 1560 zur wirtschaftlichen Krise (Witthöft, 1976, 107-108).

Das Patriziat büßte also notwendigerweise seine Vormachtstellung in der Stadt ein und verlor an Reichtum, Macht und Einfluß. So wird seit dem beginnenden 17. Jahrhundert kaum noch ein neues Patrizierhaus errichtet. Auf diese Weise spiegelt die Baukonjunktur auch die wirtschaftliche und politische Situation der Stadt und ihrer Führungsschicht wider.

Die vorliegende Studie will das Baugeschehen in einer bestimmten Zeit und Sozialschicht untersuchen. Sie will die Tradition und die Übernahme von Neuerungen in der baulichen Erscheinung verfolgen und Begründungen für diese Entwicklungen finden. Von zwei parallel verlaufenden Untersuchungen behandelt die eine die äußere Gestaltung, die andere die Innenstruktur der Häuser; anschließend werden beide zueinander in Beziehung gesetzt. Dabei steht die Frage im Vordergrund, ob sich die Innendisposition der Häuser auf die Außenstruktur auswirkt oder ob die Raumaufteilung sich der Außenstruktur unterordnet. Zur funktionalen Klärung der Raumsituationen mußten Inventare mit hinzugezogen werden. Diese Verzeichnisse wurden zur Besitz- und Vermögensermittlung aus verschiedenen Anlässen (Konkurse, Vormundschaften, Erbschaftsangelegenheiten) angelegt und enthalten auch eine Aufstellung der Mobilien.

Inventare werden in der Hausforschung bereits seit langem herangezogen, jedoch zu wenig genutzt und sind erst durch Kaspar (1982) systematisch in Beziehung zum Baubestand gesetzt worden. Allerdings hat schon Roswitha Poppe 1944 zur Stützung ihrer baulichen Befunde zwei Inventare des 16. Jahrhunderts mit ausgewertet, ebenso Bedal 1978. Nachlaß-, Vormundschafts- oder Konkursinventare sind seit dem 14. Jahrhundert überliefert, führen jedoch nicht immer nach Räumen getrennt die Mobilien auf. Nur die raumweise aufgelisteten Inventare können aber in eine direkte Bezie-

hung zum Baubestand gesetzt werden. Erst aus der Verbindung dieser Quellen, Gebäude und Inventare, können Aussagen zur Funktion der einzelnen Räume gemacht werden.

Nur mit dem Wissen über die Baustruktur ist auch die Funktionsstruktur richtig einzuordnen. Die Aufarbeitung ihrer Entwicklung ist also nicht in erster Linie Sachgeschichte (auch in den Inventaren sind nur Objekte aufgeführt), sondern öffnet den Weg über eine Interpretation des Objektes zu Aussagen über die Funktion.

In Lüneburg standen allerdings nur drei Inventare zur Bearbeitung zur Verfügung, was in erster Linie auf die noch nicht vollständig durchgeführte Sichtung der Abteilung "Rechtsangelegenheiten" im Stadtarchiv zurückzuführen ist und nicht unbedingt nur Folge einer spärlichen Überlieferung ist.

So konnten nur ein patrizisches Nachlaßinventar (1544) und zwei weitere Nachlaßinventare von Geistlichen (1536, 1582) herangezogen werden. Das patrizische Inventar weist im Vergleich mit den Baubefunden eine durchschnittliche Raumanzahl für das 16. Jahrhundert auf. Die Patrizierfamilie Grönhagen, deren Haus im Inventar beschrieben wird, gehörte nicht zu den führenden Lüneburger Familien, wie die Töbings oder Witzendorffs und spielte im politischen Leben keine dominierende Rolle, so daß hier von einem 'normalen' patrizischen Inventar zu sprechen ist. Die Inventare der beiden Geistlichen zeigen aufgrund ihres Standes eine andere Situation auf, als ein patrizisches Inventar. Da sie aber ebenfalls zur Führungsschicht gehörten und damit einen bestimmten Lebensstandard widerspiegeln, wurden diese als Interpretationshilfe berücksichtigt.

Die Erforschung städtischer Bauten war in der Hausforschung lange Zeit 'terra incognita'. Während die Volkskunde ihren Schwerpunkt auf das ländliche und bäuerliche Bauwesen

legte, grenzte die Kunstgeschichte ihre Forschungen auf die adelige Profanbaukunst ein. Nur sporadisch nahm sich die Bau- und Kunstgeschichte der bürgerlichen Wohnkultur an (etwa Poppe, 1944). Eine Ausnahme bildet der norddeutsche Backsteinbau mit seinen eigenwilligen Giebelgestaltungen (s.u.). Dabei wurden jedoch nur spektakuläre Objekte herausgegriffen und diese lediglich in ihrer äußeren Erscheinung analysiert.

Die volkskundliche Hausforschung stellte dagegen schon frühzeitig (spätestens seit Otto Lauffer: Das deutsche Haus in Dorf und Stadt, Leipzig 1919) Verbindungen zum städtischen Wohnbau her, wobei hier die Suche nach der Abhängigkeit der städtischen Baukultur von der ländlichen im Vordergrund stand. Vor diesem Hintergrund ist auch die Arbeit Helmuth Thomsens, einem Schüler Lauffers, zu sehen, der die Geschichte des deutschen Stadthauses aufgrund schriftlicher Quellen untersucht. Dieses 1937 als Dissertation erschienene Werk unter dem Titel "Der volkstümliche Wohnbau der Stadt Braunschweig im Mittelalter" entstand unter vergleichender Hinzuziehung weiterer archivalischer Quellen des norddeutschen Raumes und leistete dadurch einen wesentlichen Beitrag gerade zur Frühzeit des städtischen Hauses.

In den dreißiger Jahren setzten neben der zuvor verfolgten kulturräumlichen und geographischen Hausforschung (B. Schier), initiiert von Jost Trier und Josef Schepers, die Hinwendung zur Gefügeforschung ein, die heute ein wichtiges Hilfsmittel zur Einordnung von Gebäuden geworden ist. Damit wurden erste Weichen zum Verlassen der Haustypologie hin zur historischen Hausforschung gestellt.

Besonders durch Josef Schepers hat die volkskundliche

städtische Hausforschung seit Ende der dreißiger Jahre neue Impulse erhalten. Er versuchte, die Grundzüge und erste Ergebnisse in seinem Aufsatz 'Westfalen in der Geschichte des nordwestdeutschen Bürger- und Bauernhauses' (1965) darzustellen.

Mit der Herausgabe der Publikationsreihe "Das deutsche Bürgerhaus" von Adolf Bernt, 1959 ff., seit 1970 von Günther Binding, wurde die Stadthausforschung neu belebt. Bei den unterschiedlichen Zielsetzungen der erarbeiteten Monographien einzelner Städte wurde Wert auf die allgemeine Darstellung des Baubestandes gelegt. In wenigen Fällen wurde Grundlagenforschung betrieben, sondern zu meist nur der Forschungsstand dargelegt.

Sozialspezifische Untersuchungen sind für den städtischen Bereich kaum angefertigt worden. Abgesehen von Einzeluntersuchungen zum städtischen Kleinhaus (Ropertz, 1976; z.T. auch Baumeier, 1974 und Kaspar/Terlau, 1980), zu Handwerkerhäusern (Kramer, 1983), sind zum ober-schichtlichen städtischen Haus nur die kunstgeschichtlichen Arbeiten von Poppe (1944) über das Osnabrücker Bürgerhaus und von Mummenhoff (1961) über den Profanbau des Oberstifts Münster von 1450 - 1650 zu nennen. Mummenhoff bearbeitet neben den ländlichen und städtischen Adelsbauten auch Häuser der städtischen Oberschicht und stellt sie vergleichend nebeneinander.

Einen weiteren Ansatz liefert hierzu der Tagungsband über Häuser und Höfe der handeltreibenden Bevölkerung im Ostseegebiet und im Norden vor 1500 (1974).

Während die Volkskunde in ihren Untersuchungen stark in Haustypologien und Gefügen verharnte, beschränkte sich die Kunstgeschichte vor allem auf die Fassade.

Die Innenstruktur des Hauses und die zum Gebäude gehörenden Nebengebäude wurden, abgesehen von Grundrißtypen, von der Kunstgeschichte fast gar nicht und von der Volkskunde nur am Rande behandelt.

Abgesehen von umfangreichen Untersuchungen über die Stube (Hähnel, 1978) haben Thomsen (1937), Poppe (1944) und Schepers (1965) durch ihre Forschungen neue Ergebnisse zur Wohnstruktur des Hauses geliefert. Die erste Arbeit, die konsequent diesen Weg weiterverfolgt und Bau- und Innenstruktur gegenüberstellt, ist die Dissertation von Kaspar (1982).

Hatte sich die Bau- und Kunstgeschichte kaum mit dem allgemeinen städtischen Gebäude befaßt, so sah sie doch schon frühzeitig ein Anliegen darin, sich mit dem Sondergebiet der Architektur, mit dem norddeutschen Backsteinbau zu beschäftigen (z.B. Essenwein 1855; Stiehl 1898; Haupt 1913; Much 1919; Wachtmuth 1925 und 1942; Straub 1929; Le Mang 1931; Wolff 1933; Suhr 1935; Kamphausen 1938 und 1978; Fischer 1944; Nadolny 1953; Zaske 1980). Besonders in den dreißiger Jahren sind verschiedene kunstgeschichtliche Dissertationen über den Backsteinbau entstanden. Diese Arbeiten beschäftigen sich vor allem mit der Entwicklung der Backsteinarchitektur im Mittelalter und der Ausformung ihrer Giebelgestalt. Aber kaum eine Abhandlung untersucht ein gesamtes Gebäude und schon gar nicht die innere Raumstruktur (Ausnahmen bilden Struck und Krüger). Rudolf Struck (1908) versucht in seiner Monographie über 'Das alte bürgerliche Wohnhaus in Lübeck', die Entwicklung des lübischen Wohnhauses zu erfassen. Da er sich aber zeitlich bis zum Klassizismus bewegt, muß er sich auf Ansätze beschränken.

Durch das seit 1980 für fünf Jahre geförderte Forschungsprojekt 'Der Profanbau der Innenstadt Lübeck - geschichtliche Zusammenhänge von Baustruktur und Nutzung' des Instituts für Bau- und Kunstgeschichte der Universität Hannover wird erstmals im norddeutschen Backsteingebiet der Baubestand einer Stadt intensiv und systematisch untersucht. Damit entsteht Vergleichsmaterial zur Interpretation der Lüneburger Bauten, doch ist die Publikation erst für 1985 vorgesehen.

Lüneburg hatte schon gegen Ende des 19. Jahrhunderts einen Bewunderer seiner Backsteinarchitektur gefunden. Der Architekt Franz Krüger betrieb zum ersten Mal in Lüneburg Grundlagenforschung und inventarisierte die wichtigsten Gebäude der Stadt, die in dem Band "Bau- und Kunstdenkmäler der Stadt Lüneburg" (1906) veröffentlicht wurden. Neben dieser Inventarisierung dokumentierte er in Zeitungs- und Zeitschriftenartikeln durch Abbruch bedrohte Objekte. Anhand einer Formenchronologie hatte Krüger bereits in seinem Inventarband (1906) versucht, die Hausgiebel zeitlich einzuordnen. Mit Hilfe einer Ziegelstempelchronologie versuchte er 1933 ein feineres Datierungssystem zu erarbeiten und das Baugeschehen in einen allgemeinen stadthistorischen Zusammenhang zu setzen. Aber besonders für das 14. und für die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts fehlten ihm feste Datierungen, um ein differenziertes Datierungsgefüge zu errichten. Erst durch die Zuhilfenahme der Dendrochronologie, wie es für diese Untersuchungen erstmals für Lüneburg geschah, konnten neue feste Daten für die Frühzeit gewonnen und durch die kunsthistorische Methode, die Stilkritik, und die hauskundliche Methode, die Gefügeforschung, weitere Gebäude der Frühzeit zugeschrieben werden. Durch diese naturwissenschaftliche Methode mußten die Datierungshilfsmittel von Krüger, die Giebel- und Ziegelstempelchronologie, die

vor allem auf datierte Sakralbauten aufbaut, korrigiert werden. Aufgrund mangelnder Daten setzen Krügers Chronologien erst Ende des 14. Jahrhunderts ein, und er kommt dadurch zu Fehlschlüssen.

Seit Krügers Tod im Jahre 1935 sind in Lüneburg keine weiterführenden Forschungen zum Profanbauwesen betrieben worden. Die Dissertation von Matthaei (1943), die sich eingehend mit einem Objekt beschäftigt, ergänzt die Forschungen Krügers. Der aus Lüneburg gebürtige Hausforscher Gerhard Eitzen hat sich vor allem mit den Fachwerkbauernhäusern des Lüneburger Umlandes intensiv auseinandergesetzt, jedoch nicht mit den städtischen Gebäuden. Selbst die erst 1981 abgeschlossene Dissertation von Manfred Neugebauer über das Bürgerhaus von acht Kleinstädten im ehemaligen Fürstentum Lüneburg verfolgt kaum neue Ansätze.

1.2 Quellen und ihre methodische Aufbereitung

Diese Arbeit will schwerpunktmäßig untersuchen, wie sich die abgeschlossene Sozialschicht der Patrizier über einen bestimmten Zeitraum in ihrer Architekturtradition verhält. Es gilt zu prüfen, ob sie sich von anderen Sozialgruppen durch äußere oder innere Strukturen ihrer Gebäude distanzieren.

Nur unter Verwendung verschiedener Quellengruppen ließ sich diese Untersuchung durchführen, für deren Erschließung und Auswertung ein geeignetes Instrumentarium ent-

wickelt werden mußte. Nebeneinander wurden unterschiedliche Quellengruppen bearbeitet und später zusammengeführt. So wurden die sozial-, bau- und funktionshistorischen Teile der Bauuntersuchungen gesondert abgehandelt, wobei das Hauptaugenmerk aber auf der bauhistorischen Untersuchung liegt. Die weiteren Aspekte sollen Aussagen zur Kulturgeschichte der Stadt ermöglichen.

1.2.1. Die archivalischen und literarischen Quellen

Zur sozialen Bestimmung der untersuchten Objekte, zur Besitzergeschichte sowie den damit evtl. erklärbaren Hauserweiterungen und Umbauten mußten neben dem Baubestand weitere Quellen hinzugezogen werden, auch die funktionale Bestimmung der Räume der Gebäude war nur zum Teil aus den baulichen Quellen zu entnehmen.

Nach der allgemeinen Erfassung des Baubestandes in Form einer Hauskartei, die ohne Rücksicht auf soziale Zugehörigkeit erstellt wurde, ist die Identifizierung der Hausbewohner über die Schoßrollen erfolgt (St.Ar. Lbg. AB 73).

Das Schoß, oder auch "schot" genannt, ist eine Vermögenssteuer, die vom Bürger zu bezahlen war: d.h. was von den Bürgern "zusammengeschossen" wird (Lübben/Walter, Mittelniederdeutsches Wörterbuch, 1979, 33).

"Es betrug Jahrhunderte hindurch 4 Schillinge als sogenanntes Vorschoß, das jeder Steuerpflichtige zu entrichten hatte, außerdem von der Mark 1 Pfennig, eine sehr niedrige Vermögenssteuer, denn eine Mark zählte 192 Pfennige. Die Bemessung der schuldigen Summe beruhte auf Selbsteinschätzung" (Reinecke, 1933, I, 175-176). Nach Entrichtung des Schosses wurde den Bürgern ein Trunk aus dem Schoßbecher gereicht (Abb. Pechstein, 1971, 3).

Die Schoßrollen (so genannt, weil sie aus der Frühzeit als Pergamentrollen und erst später als Bücher überliefert sind) liegen in Lüneburg fast vollständig seit 1426 vor, seit 1385 nur bruchstückhaft (Reinecke, 1933, I, 176).

Die Schoßrollen wurden immer nach einem bestimmten festgelegten System gefertigt, und zwar in Form eines Stadtrundganges, der in jedem Jahr gleich verlief. Es wurden die Besitzer der einzelnen Parzellen aufgeschrieben und zum Teil ihre Selbsteinschätzungssummen eingetragen. Besitzerwechsel sind so über die Schoßeintragungen eindeutig zu ermitteln. Zum Teil sind durch Randbemerkungen noch weitere Informationen zum Grund und Boden erhalten. Borstelmann (St.Ar. Lbg. AHV 1-4) hatte in den dreißiger Jahren anhand der Schoßrollen Straßenverzeichnisse erstellt, in denen er, nach einzelnen Hausnummern geordnet, erhebliche Vorarbeiten zu den Besitzergeschichten geleistet hat, an die angeknüpft werden konnten. Aus der Verbindung von Besitzernamen aus den Schoßrollen und zweier Patriziergenealogien (Büttner 1704, Witzendorff 1952) konnte ermittelt werden, welches Gebäude in Patrizierhand war und welches nicht. Über die Genealogien war ebenfalls zu verfolgen, wie der Besitz innerhalb einer Familie vererbt wurde. Wurde ein Anwesen verkauft (z.B.infolge eines Konkurses), so gaben Hausüberschreibungen (St.Ar. Lbg. AH IV) hierüber Auskunft.

Bei Veräußerungen wurde das Anwesen "aufgelassen", d.h. Käufer und Verkäufer mußten vor dem Rat der Stadt erscheinen, ihre finanziellen Möglichkeiten offenlegen und um Einwilligung der Veräußerung bitten. Erst nach Zustimmung durch den Rat war eine Eigentumsübertragung möglich.

Im Stadtrecht des 18. Jh. wurde des Weiteren darauf gedrungen, daß Gebäudekomplexe nur insgesamt, also möglichst mit allen Nebengebäuden zu verkaufen seien. Auch durften nicht

Teile des Hauses, wie der Keller, gesondert veräußert werden. Diese Praktiken hatten zur Folge, daß sich z.T. heute noch die ehem. großen Patrizieranwesen in einer Hand befinden.

Nachlaßinventare, die zur Vermögens- und Besitzfeststellung beim Tode einer Person aufgestellt wurden, zeigen zum einen anhand der Sachwerte den sozialen Rang des Nachlassenden, zum anderen (wenn diese Inventare so aufgestellt wurden, daß der Notar von Raum zu Raum gegangen ist) geben sie Auskünfte über die Ausstattung der einzelnen Räume und damit Hinweise auf ihre Funktion und ihre Bezeichnung. Aus dem 16. Jahrhundert ist neben einigen Inventaren von Geistlichen nur ein patrizisches Nachlaßinventar, das nach Räumen gegliedert ist, bekannt. Dieses in der Arbeit verwertete Nachlaßinventar der Margarete Grönhagen von 1544 (St.Ar. Lbg. AB 1042^d) zeigt sehr anschaulich den umfangreichen Besitz und die Raumausstattungen der Patrizier. Aus späterer Zeit, vor allem aus dem 18. Jahrhundert, ist eine größere Anzahl von Inventaren im Stadtarchiv erhalten, die hier jedoch keine Berücksichtigung fanden.

Der Grund für die begrenzt vorliegende Anzahl von Inventaren mag wohl auch in den Vererbungspraktiken zu suchen sein. Es herrschte das Anerbenrecht vor, so daß das Anwesen ungeteilt an ein Kind überging. Die Geschwister erhielten Abfindungen. So wurden Inventare nur in Ausnahmefällen erstellt, z.B. wenn ein Ehepaar kinderlos verstarb.

1.2.2 Die Gebäude

Aufgrund der Hinzuziehung der Schoßrollen war der soziale Zugriff zu den Häusern möglich, und gleichzeitig waren Auswahlkriterien geschaffen, welche Häuser genauer zu untersuchen waren, um sozial- und zeittypische Aussagen zur Bausubstanz

machen zu können. Ausgehend vom Urzustand des Gebäudes (Zustand bei der Erbauung) ist versucht worden, die Veränderungen des Gebäudes zu verfolgen, die sich aus Lebensstandard, Lebensbedingungen, Nutzung und Zeitgeschmack ergaben.

Mehrere Gebäudekomplexe wurden aufgemessen. Dabei wurde in der Reinzeichnung maßstäblich der noch am besten faßbare historische Zustand dargestellt. Die Baubeschreibung geht auf die Umbauphasen ein. In den Zeichnungen wurde zwischen Bestand und Rekonstruktion unterschieden. Der Bestand wurde in einer dickeren Strichstärke gezeichnet als die Ergänzungen. (Zur Methode: s. Bedal, 1978, 23). Vorkragungen und Rücksprünge sind zur besseren Veranschaulichung mit Schatten versehen worden. Fensteranlagen waren in den meisten Fällen nicht erhalten und wurden aufgrund von Vergleichsbeispielen rekonstruiert. In die Grundrisse wurde in den meisten Fällen die über diesen Räumen befindliche Balkenlage eingestrichelt.

Bei Benutzung schon vorhandener Aufmaße, die nach Möglichkeit an Ort und Stelle überprüft wurden, ist dies angegeben. Hinzugezogen wurden des weiteren die seit ca. 1890 geführten Bauakten, wobei die Akten der noch stehenden Gebäude im städtischen Bauarchiv lagern, der abgebrochenen im Stadtarchiv (B 1). Ebenso wurde die umfangreiche Fotosammlung des Museums gesichtet, die um ca. 1860 eingesetzt und die heute nicht mehr erhaltene Gebäude, veränderte Fassaden, aber auch umgebaute Innenräume dokumentiert. Eine weitere wichtige Quelle ist der Objektbestand des Museums, besonders die Sammlung der patrizischen Hausaltertümer.

Die Beschreibung einiger Patrizierhäuser, in einer Chronik aus der Mitte des 16. Jahrhunderts spiegelt die Wirkung der Gebäude auf Lüneburger Bürger dieser Zeit wider.

(Lucas Lossius, 1568, in der Übersetzung aus dem Lateinischen von Dumrese 1956).

1.3 Datierungsmethoden

Durch die Bauuntersuchungen ergab sich bereits eine relative Chronologie der Bauphasen. Ein besonderes Bestreben lag darin, vor allem das Grundgerüst des Kernbaues zu datieren, um darauf aufbauend die weiteren Um- und Anbauten einzuordnen.

Archivalische Datierung

Grundstückskäufe, Hausüberschreibungen und Anmerkungen in den Schoßrollen enthielten Hinweise auf Neubauten, Umbauten und Erweiterungen.

Inschriftliche Datierung

Am Haus in situ überlieferte Jahreszahlen, die jedoch erst seit dem frühen 16. Jahrhundert in Lüneburg üblich waren, gaben Datierungshinweise (Wappentafeln, Inschriftentafeln, Fachwerkschnitzerei, Ziegelstempel mit Jahreszahlen).

Dendrochronologische Datierung

In Zusammenarbeit mit Prof. Dr. Dieter Eckstein vom Institut für Holzbiologie der Universität Hamburg konnte anhand charakteristischer Jahresringfolgen mit Hilfe der Standardkurven für Norddeutschland das Fälldatum des Bauholzes verschiedener Objekte bestimmt werden und in Verbindung mit der Bauuntersuchung das Baujahr des Hauses. (Zur Methode: s. Eckstein/Bedal, 1973/74, 223-245).

Insgesamt wurden aus neun Gebäuden ca. 400 Bohrproben entnommen. Von diesen neun Häusern konnten sechs datiert werden, wovon fünf dem 14. Jahrhundert entstammen; drei sind undatiert geblieben.

Die verhältnismäßig große Anzahl der je Objekt zu entneh-

menden Bohrproben hingmit der besonderen Situation Lüneburgs zusammen. In den einzelnen Gebäuden wurden zur Erbauungszeit nicht nur Hölzer einer Gegend verwendet, sondern aus dem gesamten norddeutschen Raum. Das rührte wohl auch daher, daß den Bürgern zum Teil Bauholz aus dem städtischen Bauhaus zur Verfügung gestellt wurde, das aus verschiedenen Gegenden stammte und dort gelagert wurde. (Freundlicher Hinweis von Frau Reinhardt St.Ar. Lbg., Baubuch 1409-99, Sig.: AB 183, 4+8). Dies erklärt evtl. auch die Schwierigkeiten bei der Datierung der Bohrproben. So mußten nebeneinander bei gleichen Bauteilen unterschiedliche Standardkurven benutzt werden, um Datierungen erhalten zu können. Es würde wohl auch Holz aus Gebieten verbaut, aus denen bisher keine Standardkurven vorliegen, so daß man die Proben nicht zuordnen konnte.

Stilkritische und gefügekundliche Datierung

Aus den vorgenannten unterschiedlichen Datierungsmethoden ergab sich eine absolute Chronologie, aus der dann eine Formen- und Gefügechronologie entwickelt wurde, mit deren Hilfe weitere undatierte Gebäude stilkritisch und gefügekundlich relativ datiert werden konnten.

2. Historische Grundlagen

=====

2.1 Stadt-, wirtschafts- und sozialgeschichtliche Entwicklung Lüneburgs

2.1.1 Zur Stadtgeschichte

Der Kalkberg als einzige Erhebung in flacher Landschaft, hochprozentige salzhaltige Quellen und die Wasserstraßen (Verbindung über die Ilmenau zur Elbe und Nordsee; seit Eröffnung des Stecknitz-Kanals im Jahre 1395 auch eine direkte Verbindung nach Lübeck) begünstigten schon frühzeitig eine Besiedelung des Gebietes.

Bereits in karolingischer Zeit wird eine kleine Taufkirche in der dörflichen Ansiedlung Modestorpe an der Ilmenau errichtet, die spätere Johanniskirche.

Seit dem 10. Jahrhundert ist eine Burg auf dem Kalkberg belegt. 955 machte der Markgraf Hermann Billung sie zu seiner festen Residenz. Der Sitz der sächsischen Markgrafen und Herzöge, der Billunger, und die Gründung des Benediktinerklosters St. Michaelis um 955 auf dem Kalkberg ließen am Fuße des Berges eine weitere kleine Ansiedlung wachsen. Ausgrabungen im Jahre 1978 auf dem ehemaligen Gelände des Michaelisklosters belegen eine Handwerkersiedlung aus dem 10./11. Jahrhundert (Plath, 1980, 66ff.), in der sogenannten Altstadt am Fuße des Kalkberges.

Vermutlich seit dem 9. Jahrhundert wurde in der Nähe des Kalkberges Salz gesotten, nachrichtlich belegt jedoch erst seit 956. In jenem Jahr überläßt König Otto I. dem Michaeliskloster den aus der Saline gewonnenen Zoll als Geschenk (BKD, 1906, 2).

Salzgewinnung, Absatzmöglichkeiten über die Schiffsver-

bindung durch die Ilmenau und Sicherung der Siedlung durch die sächsischen Herzöge ließen die beiden Ansiedlungen an der Ilmenau und am Kalkberg bald anwachsen. Über den Nachbarort Bardowick wurde das Salz abgesetzt und weiter verschifft. Nach der Zerstörung dieses Fernhandelsplatzes (1189) durch Heinrich d. Löwen, übernahm Lüneburg nach und nach die zentrale Stellung Bardowicks und gewann schnell an Macht, Einfluß und Reichtum.

Die beiden kleinen Ansiedlungen wuchsen zusammen, und zwischen ihnen entwickelte sich im nördlichen Teil ein Markt. Nach Meyer (1965, 273) ist die Anlage des Neumarktes erst dem frühen 13. Jahrhundert zuzuschreiben. Reinecke (1933, 1, 51) nimmt hingegen schon eine Entstehung im 12. Jahrhundert an. Meyer (274) räumt aber ein, daß sich zwischen der Ansiedlung an der Ilmenau (Modestorp) und der am Kalkberg schon vor der Anlage des Neumarktes Niederlassungen nach Norden gebildet haben können. Neumarkt als Familienname konnte Meyer aber erst für 1244 ermitteln (274).

Der zweite größere Platz in Lüneburg, der Sand, geht nach Meyer (278) und Keyser (1958, 180), wohl bereits in das 11. Jahrhundert zurück und wird im Zusammenhang mit dem schon früh anzusetzenden Salzvertrieb auf dem Landwege und über die Ilmenau (seit spätestens 1189 schiffbar) nach Osten und Norden gesehen. Keyser faßt den Sand als Markt des 11. Jahrhunderts auf. Von hier aus wird sich als ein fließender Vorgang am Ausgang des 12. Jahrhunderts die Siedlung nach Norden ausgeweitet haben (Meyer, 280). Infolge dieser Ausweitung kam es dann zur Gründung des neuen Marktes. Dieser "Neumarkt" war aber nicht der Markt einer Neustadt, sondern der neue städtische Markt mit Geltung für die Gesamtstadt, der nur aus der Enge der Altstadt in die raumbietende Stadterweiterung im Norden verlegt wurde (Meyer, 281).

Mit der Privilegierung des Neumarktes wurde ein entscheidender Schritt in der Ausbildung des Stadtrechts vollzogen, so daß Herzog Otto das Kind als eigentlicher Stadtgründer angesehen werden muß.

1238 wurde Modestorp mit in eine bereits bestehende Stadtbefestigung einbezogen und ebenfalls mit Türmen und Mauern befestigt.

1235 wurden das "Castrum Lüneburg und die Stadt Braunschweig mit dem gesamten Zubehör an Land und Leuten zu einem Herzogtum" verschmolzen, 1267 jedoch wieder geteilt, wobei das Fürstentum Lüneburg mit Lüneburg als Hauptstadt entstand. Die Burg auf dem Kalkberg wurde Residenz und die Stadt weiter befestigt. Als 1367 der Welfenherzog Wilhelm ohne Erben starb, kam es zu Auseinandersetzungen über seine Nachfolge. Im darauffolgenden Erbfolgekrieg zwischen dem Braunschweiger Herzog Magnus und Albrecht von Sachsen-Wittenberg befreiten sich die Lüneburger 1371 vom Braunschweiger Herrscher durch Einnahme und Niederlegung der Burg auf dem Kalkberg und huldigten dem Sachsen. Der Braunschweiger konnte 1388 durch die siegreiche Schlacht bei Winsen/Luhe seine Herrschaft über das Fürstentum zurückgewinnen, die Stadt behauptete jedoch ihre Freiheit und baute ihre Privilegien weiter aus. Zur wirtschaftlichen Stärkung schloß sie sich dem hansischen Sonderbund der Seestädte an (Reinecke, 1933, 269).

Gegen Mitte des 15. Jahrhunderts kam es aufgrund der schlechten Finanzlage der Stadt zu innerstädtischen Unruhen, zum sogenannten Prälatenkrieg. Der Rat der Stadt versuchte durch Einhaltung der Hälfte der Einkünfte der Sülzbegüterten (aufgrund der zahlreichen geistlichen Besitzer Sülzprälaten genannt), ihre Finanzen zu sanieren. Die Sülzprälaten erklärten sich hiermit nicht einverstanden und konnten beim Papst den Kirchenbann gegen die

Stadt erwirken. Auch Teile der Bürgerschaft erhoben sich gegen den Rat der Stadt und enthoben ihn für einige Zeit seines Amtes. Erst 1456 konnte man sich einigen. In der Folge erlebte die Stadt eine weitere Blütezeit. Unruhen brachte die Reformation, die 1530 durch Herzog Ernst d. Bekenner in Lüneburg durchgesetzt werden konnte.

Die Salzproduktion wurde bis gegen Mitte des 16. Jahrhunderts weiter gesteigert, sank dann jedoch steil ab (Witthöfft, 1976, 111). Schon lange kämpfte Lüneburg um die Erhaltung seiner Monopolstellung in der Salzgewinnung. Im alten Absatzgebiet Lüneburgs, dem Ostseeraum, stieg man jedoch immer mehr auf das preisgünstigere Baiesalz um. War es bisher der Stadt gelungen, die einzige Saline im nordwestdeutschen Raum zu bleiben, so konnte sie sich nun nicht mehr gegen die Eröffnung neuer Salinen außerhalb des Fürstentums zur Wehr setzen. Ihre Monopolstellung war gebrochen, sie mußte sich der Konkurrenz stellen. Der Absatz wurde geringer, die städtischen Einnahmen und die der Sülzmeister (des Patriziats) immer schmaler und ihr politischer Einfluß unerheblich.

1619 verlor das Sülzmeisterpatriziat seinen alleinigen Anspruch auf den Ratsstuhl. Durch herzogliche Verfügung wurde ein 3-Stände-Rat eingesetzt (Reinecke, 1933, 265).

Obwohl Lüneburg niemals Freie Reichsstadt war, übten Bürgermeister und Ratsherren doch uneingeschränkte Selbstverwaltung (Reinecke, 1933, 261). Aber die immer finanzschwächer werdende Stadt mußte mehr und mehr ihre Privilegien an den Herzog zurückgeben. Hatte sie 1371 durch den Sturm auf die herzogliche Burg ihre Selbständigkeit erlangt und dem Herzog nur ein Haus ohne Küche in der Stadt erlaubt, so mußte sie es 1698 hinnehmen, daß der Herzog am Markt Häuser aufkaufte, sie abreißen und sich ein Schloß errichten ließ.

Die Geschicke der Stadt waren so eng mit der Saline verbunden, daß ihr Niedergang auch gleichzeitig die Stadt stark traf. Der Lüneburger Bürgermeister Heinrich Lange sagte 1461 auf einer Tagfahrt: "Die Sülze, das ist Lüneburg ..." (Reinecke, 1933, 354).

2.1.2 Zur Saline

Die Anfänge der Saline sind nach Reinhardt (1980, 4) in den Beginn des 9. Jahrhunderts zu setzen. Die erste urkundliche Nachricht ist durch eine Urkunde Otto I. von 956 belegt. Weitere Nachrichten sind sehr spärlich und setzen erst Anfang des 13. Jahrhunderts häufiger ein. Wie die Rechte auf der Saline verteilt waren, bleibt daher für die Frühzeit unklar. Reinhardt (1980, 7) nimmt an, daß, falls ehemals königliche Rechte an der Saline vorhanden waren, diese bereits im 12. Jahrhundert verschwunden sind, denn zu dieser Zeit lassen sich "auch schon geistliche Besitzer von Pfannen nachweisen". "Um 1300 finden sich auch adlige Pfanneninhaber" (z.B. Burgmannen), "die ihre Salinenanteile in der Regel aber nicht als Eigenbesitz, sondern als Lehnsgut innehatten" (Reinhardt, 1980, 7). Zwischen 1250 und 1320 gelangte ein größerer Teil des Pfannenbesitzes in bürgerliche Hände. "Um 1350 besaßen Adelige schon keine Salzgüter mehr, der Herzog nur noch das sogenannte Küchensalz" und die ihm zustehenden Salinenabgaben (Reinhardt, 1980, 7).

Bürgerliches und geistliches Pfanneneigentum waren um 1370 noch etwa gleich groß, es verringerte sich aber im Laufe des 15. Jahrhunderts zugunsten der Geistlichkeit, die 1474 74 % der Pfannenanteile und über 80 % der Sülzrenten innehatte (Reinhardt 1980, 7). (Man spricht aus diesem Grunde auch von Prälatengut.) Nach Zenker gelangte der Alodialbesitz der Pfannen an die Geistlichkeit durch Schen-

kungen von Seiten der Herzöge, später auch von Seiten Privater und durch Kauf. Bürgerliche Sülzbesitzer haben ihre Rechte durch Kauf erworben (Zenker, 1906, 23). So hat z.B. Heyne Viscule, ein wohl durch Holzhandel (für die Saline ?) reich gewordener Bürger, Kapital in Pfannenanteilen angelegt (Zenker, 1906, 31). Weitere Bürger, wie z.B. Gerh. Garlop, van der Möhlen, Joh. Semelbeker, Christ Miles, besitzen im 14. Jahrhundert Pfannengut (Zenker, 1906, 33-35). Zum größten Teil waren aber die Pfannen im Eigentum von Prälaten, d.h. Stiften, Klöstern, Kirchen, milden Stiftungen usw., die in und größtenteils außerhalb Lüneburgs lagen. Auch die südlich von Lüneburg liegenden sechs Heideklöster besaßen Pfannenanteile. Besonders die Klöster Lüne, Medingen und Ebstorf wurden von den Lüneburger Sülzmeisterfamilien als standesgemäße Unterkunft für ihre nicht verheirateten Töchter ausgewählt. Durch ihre Mitgift, die meist auch in Pfannenanteilen bestand, waren sie in den Klöstern gern gesehen. Die Einnahmen aus den Pfannenanteilen bereicherten die Klöster, und auch auf diesem Wege gelangte immer mehr Sülzeigentum in kirchliche Hände.

Insgesamt standen auf der Saline 50 zeitweise auch 54 Siedehütten mit jeweils 4, zeitweise auch 5 Pfannen. Ein Pfannenanteil mußte nicht eine ganze Pfanne umfassen, sondern konnte z.B. auch aus nur $1/16$ oder $2/5$ Pfanne bestehen (Reinhardt, 1980, 8). Daraus ergab sich eine große Anzahl von Eignern, die nicht selbst für die Verwaltung und Salzsiedung aufkommen konnten. In der Frühzeit werden evtl. noch Eigner selbst für Siedung und Verwaltung zuständig gewesen sein, aber bereits im 13. Jahrhundert wurden die einzelnen Siedehütten mit ihren 4 Pfannen an Lüneburger Bürger verpachtet. So kam es des öfteren vor, daß Lüneburger Bürger Salzbesitzer und gleichzeitig Pfannenpächter waren. Pfannenpachtung war jedoch nicht an Pfan-

nenbesitz gebunden.

Im Auftrage der Eigner und Pächter wurde die Saline vom Sod- und Barmeister verwaltet.

Dem Sodmeister unterstand die Aufsicht über die Brunnen, und er war für die Verteilung der Sole auf die einzelnen Siedehäuser zuständig. Ihm oblag auch die Löhnung der Schöpfarbeiter. Gewählt wurde der Sodmeister von den Sülz-begüterten, ab 1350 durch einen Ausschuß aus Pfannenherren und Ratsmitgliedern der Stadt Lüneburg (Zenker, 1906, 25).

Dem Barmeister unterstand die Bare, das Haus, in dem die Bleipfannen zum Sieden neu oder umgegossen wurden. Etwa alle 4 Wochen mußten aufgrund der Abnutzung neue maßgleiche Bleipfannen erstellt werden (Zenker, 1906, 26). 1269 verkaufte der Herzog den Sülzbegüterten die Bare einschl. der Gießgerechtigkeit. Später gelangte sie in die Hände der Pächter. Seine Wahl erfolgte durch das Sülzmeistercollegium und den Rat der Stadt Lüneburg. "So wie der Sodmeister der Beamte der Begüterten war, so ward der Barmeister der Repräsentant der Pächter" (Volger, 1861, 15).

Als weiterer wichtiger Beamter auf der Sülze ist noch der Fahrtmeister zu nennen. Ihm oblag die Beaufsichtigung der Stollen (die Fahrt), die zu den Solquellen führten, ferner die Röhrenleitungen und in Verbindung mit dem Baumeister die Errichtung und Erhaltung der Sülzhäuser. Die Fahrtknechte unterstanden ihm und wurden von ihm entlohnt (Volger, 1862, 3).

Die Pächter der Siedegerechtigkeit nannte man Sülfmeister. Jedem Salinenhaus stand ein Sülfmeister vor. Urkundlich sind die Sülfmeister erst ab 1374 belegt, was jedoch nicht ausschließt, daß schon vor dieser Zeit die Siedegerechtigkeit verpachtet wurde. Durch Zusammenschluß der Pächter zu zwei Sülfmeistergilden erreichten sie, daß nur Lünebur-

ger Bürger als Pächter zugelassen wurden und Sulfmeister werden konnten.

Um eine Hütte als Betriebseinheit besiedeln zu können, mußte man 4 Pfannen in Pacht haben. "Die Pachtsumme für eine Pfanne scheint in älterer Zeit die Hälfte des Salzes gewesen zu sein, welche eine Pfanne liefern konnte. Der Eigentümer erhielt diese Pacht als eine unabänderliche Rente (Chorus- oder Wispelgut) und zwar ursprünglich in wirklichem Salz" (Volger, 1863, 10). Schon in früherer Zeit muß die Pachtung der Siederechte sehr einträglich gewesen sein, zumal auch die Salzförderung durch ständige Verbesserungen der Siedung, des Soletransportes und der Pumpen ständig gesteigert wurde. Die steigenden Salzpreise erhöhten noch die Erträge. Die Sulfmeister schlossen ihre Pachtverträge wohl über einen längeren Zeitraum zu festen Abgaben ab. Durch erhöhte Salzförderung und steigende Preise vermehrte sich ihr Gewinnanteil. Dadurch brachten sie es rasch zu großem Wohlstand. Ein Sulfmeister durfte nicht mehr als zwei Häuser besiedeln (Reinecke, 1933, 361). Das schloß jedoch nicht aus, daß eine Familie mehrere Sulfmeister stellen konnte. So sind 1488 drei Mitglieder der Familie Schomaker, fünf der Familie Tzerstede und acht der Familie Töbing auf der Saline Sulfmeister (Reinecke, 1933, 361). Dadurch kam es natürlich zu einer Konzentration des Kapitals auf einige Familien. Die Sulfmeisterfamilien entwickelten sich schon sehr bald zu der wohlhabendsten Schicht der Stadt. Daß sie versuchten, die Siederechte erblich zu verankern und auch die Geschicke der Stadt zu bestimmen, ist schon fast zwangsläufig. "So verketten sich schon zwischen 1150 und 1200 eine Anzahl Bürgerfamilien zu einer erblichen Inhaberschaft von Siederechtigkeit und Pfannen und zugleich zur Ratsfähigkeit" (Zenker, 1906, 31). Im 14. Jahrhundert treten noch einzelne neue Familien auf der Ratsliste auf, jedoch nach 1370

werden keine neuen Familien mehr zur Pfannenpacht und für den Ratssitz zugelassen (Zenker, 1906, 32). So liegt seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts die wirtschaftliche und auch politische Macht der Stadt Lüneburg in der Hand einiger Familien, den Sulfmeisterfamilien.

2.1.3 Zum Patriziat

Die Lüneburger Oberschicht, das Patriziat, bildete sich aus den durch Salzsiedung reich gewordenen Pächtern der Saline - Sulfmeisterfamilien -. Zwar lebten in Lüneburg seit der Errichtung der herzoglichen Burg auf dem Kalkberg Ritterfamilien (Burgmannen), aber durch die Zerstörung der Burg 1371 waren sie ihrer Aufgaben entledigt worden, verloren ihre führende Stellung und verließen bis auf einige wenige Familien (z.B. von Meding) die Stadt. Die verwaisten Burgmannshöfe wurden vom Rat der Stadt Lüneburg aufgekauft und als Bürgerhäuser weitergegeben (Volger, 1863, 17).

Die Vormachtstellung in der Stadt wurde nun von den Sulfmeistern übernommen. Die Sulfmeister waren wohl ehemals Kaufleute, Händler oder gar Handwerker, ehe sie Sülzgut erwarben und Pfannenpächter wurden. Sie konnten zu Anfang noch Handwerk und Handel mit der Pfannenpachtung in Einklang bringen. In späterer Zeit beschäftigten sie sich nur noch mit der Salzsiedung. So soll der Stammvater der "von Bardowick" 1299 Schuhmacher, der "von Lafferde" Kürschner und Goldschmied und die von Witzendorff, von Bergen, von Tzarstede, von Elebeke, von der Brügge, Hoyke und von der Sülte im 14. Jahrhundert mit Korn, Tuch, Feigen etc. gehandelt haben und z.T. Hoflieferanten gewesen sein (Volger, 1863, 31).

Die Pachtung der Siedegerechtigkeit war durch die Mono-

polstellung Lüneburgs sehr ertragreich, und die Sulfmeister brachten es schnell zu Reichtum und versuchten, auch die Geschicke der Stadt in ihre Hände zu bekommen. Waren in der Frühzeit der Stadt noch verschiedene Sozialgruppen im Rat vertreten, so waren im 15. Jahrhundert nur noch Mitglieder aus Sulfmeisterfamilien zu finden. Aber auch innerhalb der Sulfmeisterschicht bestanden wohl Rangordnungen. So wird die Familie Töbing wohl zu den einflußreichsten Familien gehört haben. Sie stellte bis 1637 insgesamt 27 Ratsmänner und 11 Bürgermeister; es folgt die Familie von der Mölen, die bis 1577 14 Ratsmänner und 6 Bürgermeister aufbot, und die Familie Witzendorff mit 11 Ratsmännern und 7 Bürgermeistern (Reinecke, 1933, 358-9). Die Sulfmeisterfamilien siedelten sich innerhalb der Neustadt, vor allem am Markt und am Sande an, sowie an der Bäckerstraße und der Neuen Sülze (s. Sozialtopographie).

Neben dem Erwerb von Grundbesitz innerhalb der Stadt legten die Sulfmeister ihr Kapital zum Teil in Pfannenanteilen, zum anderen aber auch in Grundbesitz außerhalb Lüneburgs an. So erwarben die Witzendorffs u.a. das Landgut Kaltenmoor, die Töbings mehrere Höfe in Reppenstedt, die Elver Brockwinkel usw. (Reinecke, 1933, 356; Büttner, 1704).

Schon frühzeitig schlossen sich die Sulfmeister zur Stärkung ihrer Interessen zu Gilden zusammen. Nach dem Prälatenkrieg von 1456 stifteten sie eine dritte Bruderschaft, die Theodori-Gilde. "Diese Gilde ward nicht wie die der Sulfmeister eine bloße Gewerbeinnung, sondern eine geschlossene Familienzunft, die für die Zukunft alle Bürger, die nicht zu dem geschlossenen Familienkreis gehörten oder darin aufgenommen wurden, von der Salzsiedung fernzuhalten" (Volger, 1863, 14) hatte.

Ihre einmal erhaltenen Vorrechte auf der Sülze und in der städtischen Verwaltung bauten sie immer stärker aus. Seit Ende des 15. Jahrhunderts treten sie als feste, undurchlässige gesellschaftliche Schicht auf, heiraten nur "standesgemäß" und fühlen sich zum Adel gehörig, was sie durch den Zusatz "von" zu ihrem Namen dokumentieren. Adelsbriefe erhielten die Lüneburger Sulfmeister aber erst seit dem 16. Jahrhundert, zumeist erst im 17. Jahrhundert, einer Zeit, in der sich der Niedergang der Sülze schon abzeichnete und damit Privilegien und die Kapitalkraft der Sulfmeister zu schwinden begannen. Zum Beispiel erhielt 1531 der nach Lübeck zurückgekehrte Bürgermeister Nikolaus Bromes oder Brömbse vom Kaiser Karl V. den Ritterschlag und 1532 den Wappenbrief. 1638 bezahlten die von Dassel in Wien für einen Adelsbrief 250 Rtlr., Den von Witzendorff wurde erst 1639 der Adelsbrief ausgefertigt (Volger, 1863, 32). 1484 kaufte sich die Theodorie-Gilde ein Gesellschaftshaus auf der Großen Bäckerstraße 7, das auch als "der herren schütting" bezeichnet wird (Reinecke, 1933, 378). Die Zunftmitglieder nannten sich Junker und beanspruchten einen besonderen gesellschaftlichen Rang. Die Sulfmeister-söhne, die sogenannten Salzjunker, wurden nach ihrer Schulzeit zum Studium auf in- und ausländische Universitäten geschickt, u.a. nach Heidelberg, Erfurt, Leipzig, Wittenberg, Rostock sowie Prag, Wien, Paris, Padua (Reinecke, 1933, 189).

Erst im 16. Jahrhundert taucht die Bezeichnung Patrizier auf; "erst seit dieser Zeit tritt das Streben der im Auslande sogenannten Salzjunker hervor, als eine von der übrigen Bürgerschaft völlig getrennte vornehmere Genossenschaft sich zu benehmen" (Volger, 1863, 15).

Wie der Adel in anderen Städten ließen sich die Lüneburger Patrizier Familiengrabkapellen an die Johanniskirche anbauen, und für die Teilnahme am Gottesdienst diente der

zuerst 1409 nachweisbare sogenannte Ratschor oder Ratslektor über der Sakristei (BKD, 68).

Heuer (1968, 25) stellte fest, "daß das Lüneburger Stadtpatriziat zwar rechtlich nicht zum Adel gehörte, durch seine Stellung aber durchaus adeligen Charakter trug, wenn unter Adel eine politische und gesellschaftlich bevorzugte Klasse verstanden wird".

Die Lüneburger Sülzmeisterfamilien sahen sich selbst aber als adelige Klasse und scheuten sich auch nicht, sich mit Grafen zu vergleichen. So gab der Bürgermeister Nikolaus Stoketo auf einer Tagfahrt 1484 nach Scharnebeck folgende Erklärung ab: "... die Städte hierzulande seien ein gut Teil kraftvoller als im inneren Deutschland, gäbe es doch in Lüneburg über dreißig, mit Namen zu nennende Bürger, deren jeder eines Grafen Gut im Besitz habe; damit ließe sich schon einiges ausrichten" (Reinecke, 1, 1933, 355). Auch duldeten die Sülzmeister und Ratsherren keine Beeinträchtigung ihrer Freiheiten durch den Landesherrn. Mit der Zeit hatten sie sich vom meist in Geldnöten befindlichen Herzog immer mehr Hoheitsrechte erkaufte und verteidigten diese auch mit Drohungen gegen ihren Fürsten. So sagte der Bürgermeister auf der obengenannten Tagfahrt weiter: "Wolle die Landesherrschaft verbriefte Freiheiten rauben, so sei der Lüneburger Rat befugt, sich einem anderen Fürsten zuzuwenden!"

Die einmal erreichte wirtschaftliche wie politische Stärke versuchten die Sülzmeister durch die gegründeten Gilden sowie durch familiäre Bindungen zu erhalten und möglichst zu erweitern. So wurde großer Wert darauf gelegt, standesgemäß zu heiraten. Dadurch waren die Sülzmeisterfamilien untereinander verwandt und verschwägert. Es kam auch zu familiären Verbindungen mit den ehemaligen Lüneburger Ritterfamilien. Dieses Heiratsverhalten wird wohl mit die

Ursache gewesen sein, daß bereits im 16. Jahrhundert führende Sülzmeisterfamilien ausstarben (z.B. die Viskulen, Schellepeper, Sanckenstedt, von der Möhlen, Garlop) (Büttner, 1704). Aus diesem Grunde wurde es wohl auch erlaubt, daß auswärtige Herren höheren Standes, besonders aus der Mark Brandenburg, in diese Familienkreise einheiraten durften (z.B. Martin Glöden, Syndicus, heiratete Ilsabe Schoemaker; Lukas Möllner heiratete 1531 Barbara Lange; Thomas Muzeltin, Stadtsekretär, heiratete Hilke von der Moehlen), womit einige neue Patrizierfamilien gegründet wurden. Auch die Besetzung der Ratsstühle wurde durchlässiger. So konnte der reiche Kaufmann Lucas Daming in den Rat gelangen, ohne daß er dem Patriziat angehörte. Seine Kapitalkraft demonstrierte er durch Kauf von drei Grundstücken an der Großen Bäckerstraße, auf denen er ein neues Gebäude errichten und die weiteren umbauen oder erweitern ließ. Eine Verschwägerung mit dem Patriziat ist ihm aber nicht gelungen. Es zeigt jedoch, daß das Herrschaftssystem der Sülzmeister bereits brüchig wurde.

Während der gesamten Zeit der Patrizierherrschaft kam es nicht, wie in manchen anderen Städten belegt, zu Machtkämpfen zwischen dem politisch und wirtschaftlich herrschenden Patriziat und den übrigen Bürgern der Stadt Lüneburg. Offensichtlich verstand es der Rat der Stadt, auch das einfachere Volk am Reichtum partizipieren zu lassen. Dies spiegelt sich auch in den Gebäuden wider. Selbst bei kleinen Gebäuden finden wir schon beschnitzte Balken in der Stube und gar bemalte Dielendecken. Durch Stiftungen der Sülzmeistergilden und Errichtung von sog. "Gotteshäusern" wurden auch die Ärmsten der Armen bedacht. Selbst bei Geldknappheit der Stadtkassen versuchte man zuerst die Sülzbegüterten mit größeren Abgaben zu belegen, wodurch der Frieden in der Stadt gesichert blieb.

Erst 1639 änderte sich das Privileg der Patrizier, nur allein ratsfähig zu sein. Den Bürgern anderer Stände wurde in Form eines Recesses zugbilligt, zur Hälfte die Ratsstühle zu besetzen und ebenfalls Bürgermeister zu stellen, so daß die eine Hälfte vom Patriziat und die andere Hälfte des Rates durch Bürger gebildet wurde (Volger, 1863, 20). Die Macht des Patriziats war damit gebrochen. Aber auch das Sülzwesen verfiel, und die Vermögensverhältnisse der Sülzmeister wurden bedenklich. Die ehemalige Vorherrschaft der Sülzmeisterfamilien ging zu Ende. Teilweise verließen die Familien Lüneburg, teils starben die Geschlechter aus. Am Ende des 17. Jahrhunderts lebten nicht einmal mehr die erforderliche Anzahl von Patriziern in Lüneburg, um die ihnen zustehenden Ratsstühle zu besetzen. Im 18. Jahrhundert sank die Zahl der Sülzmeisterfamilien so sehr, daß nur noch drei der alten Geschlechter in Lüneburg ansässig waren. Mit Aufhebung der alten Sülzverfassung im Jahre 1799 hörte das Sülzmeisterwesen auf. Im 19. Jahrhundert verließ die letzte Familie, derer von Dassel, die Stadt Lüneburg (Volger, 1863, 21).

Heute zeugen nur noch die prachtvollen Gebäude, die große Anzahl der Kunstgegenstände, das Ratssilber, Stiftungen usw. von der ehemaligen Herrschaft und dem Reichtum dieser Lüneburger Patrizier.

2.2 Zusammenstellung der bekannten Lüneburger Patrizierfamilien

(nach der Genealogie von Büttner)

Die Genealogien der Patrizier sind durch zwei Werke (1704 und 1952) aufgearbeitet.

Die Familiennamen sind aus der Büttner-Genealogie (1704) übernommen, die zeitlichen Nachweise aus der Witzendorff-

Genealogie (1952), da diese vollständig waren. Nur die mit *) versehenen Daten folgen der Büttner-Genealogie. Offengelassene Jahreszahlen deuten darauf hin, daß die Familien zum Teil bis ins 19. Jahrhundert hinein noch in Lüneburg ansässig waren, dann aber die Stadt verließen und sich außerhalb Lüneburgs ansiedelten bzw. das Erlöschen der Familien nicht exakt festzustellen war.

Patrizierfamilien (nach Büttner)	nachweisbar (nach Witzendorff)
Die von Abbenburg	1281 - 1451
Die von Bardewick	1292 - 1562
Die Beven	1246 - 1451
Die von Bodendorff	1441 ^{*)}
Die von Boltzen	1365 - 1542
Die von Borcholte	1404 -
Die von Braunschweig	1299 -
Die Bromes oder von Brömsen	1182 - 1609
Die von der Brücken	1220 - 1535
Die von dem Damme	1325 ^{*)}
Die von Dassel	1324 -
Die Dicke	1289 - 1406
Die von Dithmersen	1504 -
Die von Döring	1282 -
Die von Düsterhop	1365 -
Die von Elvern	1274 - 1669
Die von Erpensen	1305 - 1554
Die von Eülebek	1295 ^{*)}
Die Garlophen	1273 - 1558
Die Glöden	1490 - 1620
Die von Grabow	1280 - 1544
Die von Grönhagen	1357 - 1604
Die von Haghene	1292 - 1515
Die Houth	1288 - 1389

Patrizierfamilien (nach Büttner)	nachweisbar (nach Witzendorff)
Die Hoyeman	1256 - 1569
Die Hoyer	1247 - 1499
Die Hoyken	1286 - 1544
Die Köppinge	1530 ^{*)}
Die Krogher	1446 - 1672
Die Krusen	1310 - 1583
Die von Lafferd	1374 -
Die Langen	1225 - 1527
Die Miles	1275 - 1468
Die von der Möhlen	1288 - 1625
Die Möllner	1531 ^{*)}
Die Müther	1501 - 1777
Die Mutzeltin	1508 ^{*)}
Die Prouest oder Prawest	1399 - 1559
Die Priggen	1342 - 1570
Die vom Ryne	1521 ^{*)}
Die von Sanckenstedt	1298 - 1530
Die von dem Sande	1228 - 1470
Die Schellepeper	1300 - 1551
Die Schnewerding	1309 - 1610
Die Schuhmacher	1299 - 1693
Die Semmelbecker	1293 -
Die von Senden	1480 ^{*)}
Die Soothmeister	1200 - 1466
Die Springintgud	1292 - 1485
Die von Ströteroggen	1317 ^{*)}
Die Stoketo	1452 - 1573
Die Stüver	1354 - 1631
Die von der Sültzen	1282 - 1437
Die von Töbing	1355 -
Die von Tzerstede	1371 -

Patrizierfamilien (nach Büttner)	nachweisbar (nach Witzendorff)
Die Vischkulen	1290 - 1570
Die von Winsen	1313 - 1529
Die Witick	1398 - 1606
Die von Witzendorff	1360 -
Die Wülschen	1437 - 1546

2.3 Parzellierung und Sozialtopographie

Die Stadt Lüneburg wird von zwei unterschiedlichen Parzellierungssystemen geprägt, die sich aus der Stadtentwicklung heraus ergeben. Unterhalb der ehemaligen Burg am Kalkberg, wo sich im Hochmittelalter bereits eine Ansiedlung entwickelte, fällt ein kleinteiliges Parzellensystem auf. Die Grenze nach Osten hin bildet die Neue Sülze mit einem zu ihrer Westseite liegenden tiefen Parzellenstreifen, der sich vom Marienplatz bis zur ehemaligen Lambertikirche hinzieht. Diese breite Parzellenzone ist vermutlich identisch mit der alten Befestigungsanlage des Suburbiums. Die Parzellen entlang der schmalen Straßen dieses Siedlungsbereichs sammeln sich halbkreisförmig um den Kalkberg. Die einzelnen Parzellen sind sehr schmal und nicht sehr tief.

Die Wohnhäuser dieses Gebietes, zum größten Teil aus dem späten 15. und 16. Jahrhundert, sind meist als Traufenhaus, seltener als Giebelhaus errichtet. Patrizierhäuser sind aus diesem "Altstadtbereich" kaum bekannt. Nur die Gebäudekomplexe Untere Ohlingerstraße 9-13 und deren Verlängerung an der Ecke Wendische Straße/Salzbrückerstraße sind zumeist in Patrizierhand gewesen. Innerhalb dieses Bezirkes lagen aber die ehemaligen Burgmannshöfe. Zu lokalisie-

ren sind noch zwei, einmal der von Medingsche, gelegen Ecke Gorgesstraße/In der Techt, zum anderen der van dem Berge, gelegen Ecke Egersdorffstraße/Hinter der Bardowiker Mauer. Keiner der Höfe ist jedoch erhalten geblieben.

Neben dieser Altsiedlungsanlage, die durch eine Befestigung geschützt war, entwickelte sich eine weitere Siedlungszone. Die kleine Ansiedlung am Sande bestand wohl schon gleichzeitig neben der Kalkbergsiedlung, dehnte sich dann aber im Laufe des 12. und 13. Jahrhunderts nach Norden aus und wurde 1238 mit in die Befestigung einbezogen.

In diesem Stadtgebiet herrschte eine andere Parzellenstruktur vor als im Siedlungsbereich am Kalkberg. Lange, schmale Parzellen erstreckten sich von der Hauptstraße über den gesamten Parzellenblock. Das Straßen- und Parzellensystem war so aufgebaut, daß die einzelnen Parzellen eines Baublocks jeweils von einer Hauptstraße und einer Nebenstraße erschlossen wurden. Besonders deutlich wird dieses System Am Sande. Hier ziehen sich die südlichen Parzellen bis zur Kalandstraße, die nördlichen bis zur Glockenstraße durch. Ebenso ist dies zu verfolgen an der Grapengießerstraße, wo sie sich südlich bis zur Heiligengeiststraße und nördlich bis zur Oberen Schrankenstraße ziehen, sowie an der Salzstraße, wo sie sich bis zur Schlägertwiete erstrecken.

Diese Parzellenstruktur ist vor allem im Gebiet zwischen den Plätzen Sand und Markt vorherrschend. Entlang der Ilmenau und dem östlichen Bereich der Nikolaikirche wird die Struktur wieder kleinteiliger.

Die Kartierung der Besitzverhältnisse um 1600 auf einen heutigen Parzellenplan, vor allem auf der Grundlage der Schoßrollenbearbeitung von Borstelmann, zeigt, daß gerade die großparzelligen Grundstücke sich in patrizischem Besitz befanden. Da die Patrizier nur sehr selten ihre Haus-

stätten veräußerten, ist anzunehmen, daß diese Parzellen schon seit der Gründungsphase in ihrem Besitz waren. Die Patriziergrundstücke lagen vor allem an den beiden Plätzen Sand und Markt sowie an den Hauptstraßen Große Bäckerstraße, Grapengießerstraße, An der Münze, Neue Sülze und Salzstraße, vereinzelt an der Straße Am Berge. Die Bebauung der Parzellen bestand aus einem an der Hauptstraße stehenden giebelständigen Hauptgebäude, das zumeist nicht die gesamte Parzellenbreite in Anspruch nahm, sondern seitlich Platz für eine Durchfahrt zum Hof ließ. Diese einzelnen Hofzufahrten lagen nicht nebeneinander, sondern immer im Wechsel mit einem Haupthaus. Seit ca. 1400 wurden diese Durchfahrten überbaut.

Neben den schmalen Durchfahrten wurden aber schon seit Anfang des 14. Jahrhunderts bei patrizischen Grundstücken gleichzeitig mit dem Hauptgebäude Traufenbauten errichtet, die zumeist an Eckgrundstücken gelegen waren und etwa die doppelte Breite einer normalen Durchfahrtsbebauung besaßen. Aber auch hier war im Erdgeschoß eine Hofzufahrt untergebracht.

Rückwärtig schloß sowohl bei den Patrizierhäusern wie auch bei den Häusern der reichen Bürger an das Hauptgebäude zum Hof hin ein Flügelbau von unterschiedlicher Länge an. Entlang der untergeordneten rückwärtigen Erschließungsstraße waren weitere Nebengebäude errichtet, die teils als Buden, wohl für Vermietungszwecke errichtet waren. Zum Teil standen diese Budenreihen im 16. Jahrhundert auch auf dem Hof und waren durch einen Durchgang von der rückwärtigen Straße aus erreichbar.

An weiteren Nebengebäuden sind bekannt: Badehäuser (Große Bäckerstraße 26, Schröderstraße 16), Sommerhäuser (Am Sande 30/31) und in einem Fall auch eine Privatkanelle (Viskulenhof, Salzstraße am Wasser 3). Zur Unterbringung

von Pferden und Fuhrwerken muß des Weiteren mit Wirtschaftsgebäuden gerechnet werden.

Um dieses Hauptgebäude, das meist als einziges giebelständig errichtet war, gruppierten sich also eine Reihe weiterer Nebengebäude, die eine Hofanlage umschlossen. Bei Eckanlagen war es nicht unüblich, daß dieser Hof mit mehreren Zufahrten erschlossen wurde (Grapengießerstraße 45).

Man kann also nicht von "dem" Patrizierhaus sprechen, sondern es handelt sich vielmehr um einen Gebäudekomplex, bestehend aus einem Hauptgebäude mit mehreren Nebengebäuden, die funktionell in Abhängigkeit zueinander stehen.

Diese Gebäudekomplexe blieben fast ungeteilt bis zum 19. Jahrhundert, zum Teil auch noch bis heute in einer Hand. Nicht unwichtig war hierbei die Polizeiverordnung aus dem 18. Jahrhundert, die ausdrücklich verbietet, einzelne Teile eines Gebäudekomplexes oder gar nur den Keller zu verkaufen. Nur in Einzelfällen ist es zu Abtrennungen einzelner Gebäude von den großen Komplexen gekommen. Zum Beispiel wurde vom Gebäude Grapengießerstraße 45 das Haus Heiligengeiststraße 9 schon im 16. Jahrhundert an ein Familienmitglied abgegeben, Nr. 8 wurde erst im 19. Jahrhundert mit einem Teil des Flügelbaues abgetrennt.

In der Mitte des 16. Jahrhunderts ist es vereinzelt zu Parzellenerweiterungen gekommen, um ein repräsentatives Traufenhaus von ca. 24,0 m Breite darauf zu errichten (z.B. Neue Sülze 8, Bardowickerstraße 32). Doch blieben dies Ausnahmen.

Verteilung des patrizischen Besitzes in der
Stadt Lüneburg um 1600
(nach Borstelmann und anderen Quellen, einge-
zeichnet auf den heutigen Katasterplan)



3. Die Baustruktur

3.1 Baumaterial, Konstruktion und Bauformen

3.1.1 Der Ziegelstein

3.1.1.1 Allgemein

Gegen Mitte des 12. Jahrhunderts werden erstmals im nord-deutschen Raum Gebäude aus Ziegelstein errichtet. Wurden zuvor vor allem Feldsteine, Hausteine und Holz als Baustoff benutzt, werden diese Materialien nun in einem schnell fortschreitenden Prozeß von künstlich hergestellten Steinen, den Ziegelsteinen, abgelöst. Natursteine werden in der Folge nur noch zur Herstellung von Fundamenten verwendet. Erst mit der Renaissance findet im 16. Jahrhundert der Haustein auch in Norddeutschland wieder als Bauzier Anwendung.

Kamphausen (1978, 13) sieht das Aufkommen des Backsteins im 12. Jahrhundert darin begründet, daß seit dieser Zeit vermehrt Steinbauten errichtet wurden, wobei die Ausbreitung der Mönchsorden in Skandinavien und der Ausgriff der Kolonisation über die Elbe hinaus als Initiatoren gesehen werden. "In Dänemark gelten die Kirchen von Sorö und Ringsted (die eine ein Zisterzienser-, die andere ein Benediktinerbau) um 1161 - 62 als erste monumentale Backsteinbauten". Als frühestes bekanntes Klostergebäude aus Backstein ist in Deutschland das der Prämonstratenser in Jerichow bei Tangermünde (1148) zu nennen. In der Folgezeit entstehen die großen Dome und Kirchen in den aufblühenden Städten: Oldenburger Dom (Holst.) 1156, Segeberg und Ratzeburg um oder nach 1160, Brandenburger Dom 1165.

Zaske (1980, 11) sieht darüber hinaus die Ausbreitung des Backsteinbaus unmittelbar mit dem Aufschwung des profanen

Städtebaues verbunden. Er nimmt sogar an, daß sie sich gegenseitig beeinflußt haben, räumt aber ein, daß dieses Problem bis heute noch nicht eingehend untersucht worden sei.

Jedoch bleibt unumstritten, daß der Ziegelstein nach der Mitte des 12. Jahrhunderts entscheidend das Baugeschehen und damit auch das Bild der norddeutschen Städte, darüber hinaus der nordeuropäischen Städte beeinflußt hat.

3.1.1.2 Aufkommen des Ziegelsteins in Lüneburg

Mit seiner ersten Belegung gegen Ende des 13. Jahrhunderts findet der Ziegelstein in Lüneburg erst verhältnismäßig spät seine Anwendung. Das mag daran liegen, daß zuvor schon Baumaterial zur Errichtung von Steinbauten in unmittelbarer Nähe zur Verfügung stand. Für die ersten größeren Bauvorhaben wurden zunächst die Gipsblöcke des Schildsteins benutzt. So begann man Anfang des 13. Jahrhunderts, die ersten Gebäudeteile des Rathauses aus diesem Material zu errichten. Von diesem frühen Rathaus ist heute nur noch ein Mauerrest erhalten. Er ist mit in das 1898 umgebaute Archiv aufgegangen und bildet hier den unteren Teil der Ostwand. In Lüneburg selbst sind weitere Gebäude oder Gebäudeteile aus Gipsstein nicht belegt. Aber das fast gleichzeitig mit dem alten Rathaus errichtete Westwerk des vor Lüneburgs Toren liegenden Domes zu Bardowick ist ebenfalls aus Gipsstein zwischen 1220 - 1230 (Boeck, 1969, 44) erbaut worden. Die frühen Bauten Lüneburgs werden ansonsten wohl aus einer Holzkonstruktion bestanden haben.

Die Rathäuserweiterung der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts wurde dagegen bereits in Ziegelstein ausgeführt. Nach Boeck (1969, 45) ist von der Kapelle des Hl. Geist-Spitals, die innerhalb des alten Rathauskomplexes zwischen Gewand- und Huldigungssall in der östlichen Hälfte lag und wohl

aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts stammt, eine spitzbogige geschlossene, heute zugesetzte Doppelarkade aus Ziegelsteinen erhalten. Anfang des 14. Jahrhunderts kommt es zur regen Bautätigkeit am Rathaus, der ältere Gebäudeteile weichen müssen.

Zu den weiteren früh belegten Bauwerken Lüneburgs gehört die Johanniskirche. Sie wird bereits 1174 erwähnt (BKD, 61). Von diesem frühen Gebäude ist aber nichts erhalten geblieben. So wissen wir nicht, ob die Kirche aus Holz oder-ähnlich wie der Bardowicker Dom oder der frühe Rathausbau-aus Gipsquadern errichtet war. Seit Ende des 13. Jahrhunderts wurde am Neubau der Johanniskirche gebaut, der nun aus Ziegelstein aufgebaut wurde (BKD, 66).

3.1.1.3 Lüneburger Ziegeleien

Fast gleichzeitig mit dem aus den Bauten erschlossenen Aufkommen des Ziegelsteins in Lüneburg wird 1282 auch die Ratsziegelei 'domus Laterum' (Reinecke, 1966, 7) erstmals erwähnt. Die Errichtung einer Ratsziegelei muß wohl im Zusammenhang mit der Ziegelverordnung des Herzogs Otto des Strengen (1277 - 1330) in Verbindung gebracht werden, wonach zur Vermeidung von Feuersgefahr die Gebäude der Stadt mit massiven Wänden versehen werden sollten (Mithoff, 1877, 196). Zum Decken der Häuser wurden nachweisbar seit 1295 auch Hohlsteine (Mönch und Nonne) in dieser Ziegelei hergestellt (BKD, 198).

Eine weitere Ziegelei, der Altenbrücker Ziegelhof, der 1381 für den Bau der Michaeliskirche angelegt worden sein soll, ist vor dem Altenbrücker Tor gelegen gewesen. Krüger nimmt aber an, daß diese Ziegelei zuvor schon für den Bau der Johanniskirche zur Verfügung stand und nach deren Vollen- dung zur Errichtung der Michaeliskirche benutzt wurde (Krüger, 1933, 15).

Anfang des 15. Jahrhunderts war für die Erweiterung der Johanniskirche und für die Reparatur des durch Blitz zerstörten Kirchturms eine besondere Ziegelei in Betrieb. Zwei Verträge von 1421 und 1425 gestatten, auf dem Pfarracker südlich vom Adenbruch Tonerde für die Johanniskirche zu stechen (BKD, 69). 1425 bestanden insgesamt drei Ziegelhöfe, die Steine produzierten (unse dre teylhuse buten der olden bruggen) (Reinecke, 1966, 7).

Dies zeugt auch von einer regen Bautätigkeit dieser Zeit. Die 1376 begonnene Michaeliskirche war noch nicht vollendet, 1406 erhielt man die Erlaubnis zur Erbauung von St. Nikolai, der Turm von St. Johannis war durch Blitzschlag zerstört, das 1372 abgebrannte Kloster Lüne war noch nicht wieder vollständig aufgebaut und am Rathaus der Stadt wurde auch kräftig weitergebaut. Es waren viele Bauaufgaben zu bewältigen, ganz abgesehen von den Gebäuden der Bürger.

1409 und 1410 muß der Rat der Stadt eine größere Summe aufwenden, "vor dat teygelhus tobuwende" sowie für Anlage eines neuen Ziegelofens (Reinecke, 1966, 7). Reinecke (7) gibt an, daß der Ratsziegelhof seit dem Mittelalter bereits verpachtet wurde und noch bis zum Ende des 19. Jahrhunderts bestanden habe.

Aus welchen Ziegeleien die Bürger der Stadt ihre Ziegel für die Herstellung ihrer Gebäude bezogen haben, ist nicht belegt. Es ist jedoch anzunehmen, daß die großen Ziegeleien auch den Bedarf der Bürger gedeckt haben, besonders wohl die Ratsziegelei. Auch das Vorkommen bestimmter Formsteine deutet darauf hin, daß die Altenbrücker Ziegelei wohl nicht nur für den Bedarf der Johanniskirche produziert hat, sondern auch bürgerliche Abnehmer hatte.

Die Technik der Ziegelherstellung ist bei Krüger (Der Ziegelstein, 1934) eingehend behandelt, so daß hier nicht

weiter darauf eingegangen werden muß.

3.1.1.4 Ziegelformate

Neumann (1959, 25ff.) hat versucht, über das Ziegelformat Gebäude zeitlich näher zu bestimmen. Er nahm ca. 100 Backsteinkirchen Niedersachsens aus unterschiedlichen Zeiten und Orten auf und stellte fest, daß sich seit dem Ende des 12. Jahrhunderts die Ausmaße des Ziegelsteines vergrößerten, was er in Volumenangabe ausdrückte, wobei die Steindicke ausschlaggebend sei. Nach seinen Ermittlungen steigerte sich das Volumen von 1500 cm^3 (1185, Verden, Dom) bis zu 4240 cm^3 (Mitte 15. Jahrhundert Holtorf/Elbe). In Verden hatte der Ziegelstein Ausmaße von 25/10/6 cm, in Holtorf bereits 31/14/10 cm. Ein lokaler zeitlicher Wandel bzw. eine Abhängigkeit von den Bauaufgaben wird nicht berücksichtigt.

Die von Neumann vorgeschlagene Methode, Gebäude bzw. Gebäudeteile über das Ziegelvolumen zeitlich zu bestimmen, ist für Lüneburg nicht anwendbar, da die Ziegelformate (besonders die Dicke, auf die Neumann seine Methode aufbaut) gleichbleibend sind, bzw. vom 14. Jahrhundert bis zum 16. Jahrhundert gleichen Schwankungen unterliegen.

Auch Binding (1973) warnt vor "Versuchen mittels am Bau abgreifbarer Abmessungen das Backsteinmaterial zu datieren, d.h. Formatentwicklungen zu konstatieren" und wertet diese Versuche als Fehlleistungen. Er nimmt an, daß Maßschwankungen oder Gleichheiten auf die Werkstatt, den Architekten oder das angewendete Fußmaß zurückzuführen seien.

Große Ziegelformatsänderungen sind in der Lüneburger Profanarchitektur nicht zu konstatieren. Dafür wiesen zeitlich gleiche Bauteile z.B. Differenzen von 27 - 28,5 cm in der Länge, 14 - 15 cm in der Breite und 8 - 8,7 cm

in der Höhe auf (Am Sande 50, Anfang 14. Jahrhundert). Diese Maßabweichungen sind fast typisch für die gesamte mittelalterliche Lüneburger Profanarchitektur zu nennen. Bei Bauuntersuchungen an der Johanniskirche in Lüneburg ergab sich, daß während der Bautätigkeit von 1297 - 1470 die Ziegelmaße zwischen 26,5 und 28 cm in der Länge, 12 - 13 cm in der Breite und 8 - 8,5 cm in der Dicke variieren, ohne daß eine zeitliche Chronologie zu verzeichnen wäre (Krüger, 1933, 30).

Am ehemaligen Michaeliskloster von 1376 stellte Plath (1980, 52) an gleichen Bauteilen sogar Maßdifferenzen von 27 bis 30 x 12 bis 14 x 8 bis 9 cm fest.

Aber auch beim annähernd zeitgleichen Gebäude Koberg 2 in Lübeck von 1315 (Holst, 1981, 168) variiert die Steindicke zwischen 8,6 und 9,0 cm. Diese Maßdifferenzen sind nach dem Stand der Lübecker Forschungen dort lange Zeit mit geringen mm-Abweichungen durchgängig.

Krüger (1933, 6) meinte dagegen sogar feststellen zu können, daß bis um 1800 das Format in Lüneburg gleich geblieben sei. Zwar räumte er Differenzen der Steine zwischen 27- 29 cm Länge, 12 - 13 cm Breite und 7,7 - 8,5 cm Dicke ein, jedoch führt er diese nicht auf die Verwendung zeitlich unterschiedlicher Formate zurück, sondern allein auf die Technik und Herstellung. Aus Neumanns tabellarischer Übersicht (1959, 26) geht im übrigen hervor, daß auch im Lüneburger Umland mit ähnlichen Grundmaßen gearbeitet wurde.

Im 16. Jahrhundert treten aber neben den Ziegeln im "Klosterformat" dünne, riemenartige Ziegel auf. Hier kommt es zu Höhenunterschieden von 4,0 bis 6,5 cm. Diese Ziegel wurden ausschließlich zur Ziegelzierausmauerung von Fachwerkwänden benutzt. Allerdings fanden sie nur Verwendung bei Bauten der gehobenen Schicht, während Bodenreihen eine

Ziegelausmauerung mit Klosterformatsteinen erhielten (vgl. Kalandstraße 13 - 17).

3.1.1.5 Ziegelformsteine

Die verschiedenartigen Zierglieder der Backsteinbauten benötigten besonders ausgeformte Ziegelsteine. Diese Formsteine wurden seriell in den Ziegeleien geformt und gebrannt. Bereits bei den ersten faßbaren Gebäuden wurden bestimmte Bauglieder mit Formsteinen versehen. Pfeiler, Fenster, Portale, Arkadenbögen usw. erhielten meist nicht einfach eine Umrahmung aus normalen Rechtecksteinen, sondern diese Elemente wurden durch Formsteine gestaltet. Bereits zu Beginn des 14. Jahrhunderts stand dafür ein reichhaltiges Repertoire zur Verfügung. Während bestimmte einfache Formsteine (wie Fasen- und Hohlkehlstein und später der Viertelkreisstein) über längere Zeiträume Verwendung fanden, traten andere nur zu bestimmten Zeiten auf und wurden nach einiger Zeit von weiteren Formen abgelöst. Als Datierungskriterium schien es sinnvoll, anhand von festdatierten Gebäuden eine Chronologie der Formsteine zu erarbeiten, um damit weitere undatierte Profangebäude einordnen zu können.

Während zu Beginn des 14. Jahrhunderts für die Johannis-kirche und auch wohl für das Rathaus individuelle Formsteine für bestimmte Bauglieder in den Ziegeleien hergestellt wurden (Birnstäbe, verschiedene Stabprofile sowie Gesimssteine), benutzten die Bürger nur ein kleineres Angebot an Formsteinen, vor allem den Fasen- und einfachen Hohlkehlstein. In der Sakralkunst wurden diese Formsteine nur als Verbindungselemente zwischen anderen Formsteinen benutzt, in der Profanarchitektur gelten diese jedoch als Hauptgestaltungselement (Große Bäckerstraße 5 von 1343).

In dieser Frühzeit werden aber auch noch Fassaden ohne jegliche Formsteine, sondern nur mit normalen Rechtecksteinen, wie z.B. der Rückgiebel des Hauses Am Sande 50 (um 1300), errichtet.

Neben diesen beiden Standardsteinen tritt in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts aber ein weiterer Formstein in der profanen wie sakralen Architektur auf, der dreifach gekehlte Formstein. Er ist an dem 1323 errichteten Gebäude Grapengießstraße 45 an den Giebelpfeilern in Kombination mit dreifachen Stäben nachzuweisen, des Weiteren an dem diesem Hause gegenüberliegenden Gebäude Grapengießstraße 15 (erste Hälfte 14. Jahrhundert, hier als Fensterrahmung an der Traufseite zur Kuhstraße), sowie am Portal Papenstraße 4 (erste Hälfte 14. Jahrhundert). Beim Abbruch des Hauses Bardowicker Straße 32 (um 1360 - 80), hat man ebenfalls Formsteine mit diesem Profil gefunden.

In der Sakralarchitektur wurde dieser dreifach gekehlte Formstein am Turmportal der Johanniskirche sowie als Rahmung der Kreismotive zwischen den nördlichen Seitenschiffen und den nördlichen Nebenchören verwendet. Während der Turm erstmals in Zusammenhang mit einer unter dem Turm liegenden Kapelle 1319 (BKD, 66) erwähnt wird, entstehen die Seitenschiffe und Nebenchöre erst im Laufe des 14. Jahrhunderts. Alle Steine sind ohne Stempel (Krüger, 1933, 29).

Auch an der Ratslaube des Rathauses ist dieser Profilstein benutzt worden. Krüger (1933, 25) nimmt an, daß die Laube in der Zeit vor 1376 entstanden ist, da keine Ziegel gestempelt waren. Durch neuere Forschungen von Michler (1967, 63, 91) sowie der Verfasserin, wird diese "ziegelstempellose" Zeit sogar auf vor 1361 neu begrenzt. Evtl. sind sogar bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts Ziegelformsteine noch nicht gestempelt worden (s. Ziegel-

stempel weiter unten). An dem heute vermauerten, segmentbögig überspannten mehrteiligen Fenster der ehem. Ratskapelle am Ochsenmarkt ist noch der Rest eines dreifach gekehlten Formsteins zu sehen. Während Krüger/Reinecke (BKD 198) annehmen, daß es sich hier um den Rest des ältesten Backsteingebäudes (um 1300) Lüneburgs handelt, setzt es Boeck (1969, 51) erst mit einem 1365 verliehenen Ablaß in Verbindung.

Ein einziges Mal ist dieser dreifach gekehlte Profilstein als Bruchstück gestempelt gefunden worden, und zwar beim Abbruch des Hauses Bardowicker Straße 32. Dieser Formstein trug einen Kleeblattstempel (Krüger, 1908, Abb. 213). Nach Michler (1967, 75) wird der Kleeblattstempel an der Johanskirche zur III. Bauetappe (1376 - 79) gerechnet. Diese Datierung von Michler wurde jedoch aus der sogenannten "Kreuz-Marke" erschlossen.

Eine Anhäufung der Belege scheint zu bestätigen, daß dieser Formstein vor allem der sogenannten "ziegelstempellosen Zeit" zuzurechnen ist. Wie der Bruchfund Bardowicker Straße 32 zeigt, wird er aber gestempelt noch bis ca. 1380 weiter benutzt.

Dieser Formstein wird allerdings zumeist nicht allein verwendet, sondern in Kombination mit weiteren Formsteinen, wie z.B. am Portal der Johanskirche (vor 1319) mit einem Birnstabprofil, am Hause Grapengießerstraße 45 (1323), mit einem dreifachen Stabprofil, an der Papenstraße 4 (erste Hälfte 14. Jahrhundert) und Grapengießerstraße 15 (erste Hälfte 14. Jahrhundert) mit einem Fasenstein.

Diese Profile können aufgrund ihrer längeren zeitlichen Verwendung als Datierungsmittel nur schwer mit herangezogen werden. So gehört der Fasenstein zum Standardprogramm der Formsteine, und der Birnstab ist noch bis in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts hinein zu verfolgen.

Außerhalb Lüneburgs ist dieser Formstein nur vom Staffelgiebel der kleinen Liberei St. Andreas in Braunschweig von 1422 (Kamphausen, 1978,188) bekannt.

In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts erweitert sich das Formsteinprogramm. Ferner kommen noch die ornamentalen Terrakottaplatten für Gesims und Friesfüllungen hinzu. Besonders Stabprofile in unterschiedlichen Anordnungen finden nun vermehrt Verwendung (z.B. Schröderstraße 16 um 1400). Während der Fasenstein auch weiterhin häufig benutzt wird, findet der Hohlkehlstein seltener Verwendung und wird zur Mitte des 15. Jahrhunderts hin durch den Viertelkreisformstein abgelöst. Dieser Viertelkreisformstein wurde wie vorher auch der Hohlkehlstein besonders zur Bildung von Mauerpfeilern und Blendarkaturen benutzt. Diese Viertelkreisformsteine bilden Wulste (auch Wulststein genannt) und lassen die Giebelgliederung weicher erscheinen (An der Münze 7, Am Berge 5, um 1450 - 80). Wurde im 14. Jahrhundert der Birnstab im Profanbereich vor allem als Rippengewölbestein verwendet, findet er im 15. Jahrhundert nun auch als Portalschmuck (wie schon an der Johanniskirche Anfang 14. Jahrhundert) seine Anwendung. Mehrfach gestaffelte Birnstabreihen schmückten die Spitzbogenportale von den Häusern Am Berge 35 (um 1467) und Am Sande 49 (um 1450).

Die Fensterpfostensteine werden in den Giebeln aus Stabprofilsteinen mit kleinen Würfelkapitellchen hergestellt. Die Formenvielfalt der unterschiedlichsten Formsteine steigt sich im 15. Jahrhundert. So gibt es schon bald mehrere unterschiedliche Gesimssteine und Pfostensteine, gebildet aus Kombinationen von Kehlen und Stäben mit dazwischenliegenden Absätzen. Zur Mitte des 15. Jahrhunderts erhalten die Fassaden noch besondere Akzente durch Wimperge aus Terrakottaplatten (s.w.u.).

Eine starke Veränderung des gesamten Fassadengestaltungssystems bewirkt das Aufkommen des Tausteins, eines Steins mit gedrehten Stäben, der an ein Tau (Seil) erinnert. Um 1467 ist er in Lüneburg erstmals am Rückgiebel des Hauses Am Berge 35 sparsam faßbar. Zögernd werden am Hause An der Münze 7 (1450 - 80) einzelne Reihen in den Vordergiebel eingefügt. Am um 1481 errichteten Hause der Kalandbruderschaft wird er zwar schon fast ausschließlich als Gestaltungselement verwendet, kann aber noch nicht völlig die anderen Formsteine verdrängen. An dem 1482 errichteten Glockenhaus (Viertelkreisformstein und Fassenstein) und dem Kämmereigebäude (verschiedene Stab- und Hohlkehlprofile, Birnstäbe) von 1467 - 84 (Krüger 1933, 24) werden noch die traditionellen Formen der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts verwendet.

Um 1480 ändert sich auch die Art der Überdeckung der Zwillingsfenster der Giebel. Wurde vorher ein vierteiliger Überdeckstein benutzt, der noch zu beobachten ist: An der Münze 7 (1450 - 1480), Am Berge 35 (um 1467), Am Berge 5 (1450 - 1470), Kämmereigebäude (1467 - 1484) werden nun zweiteilige Überdeckformsteine, die auch als Rosettenformsteine verwendet werden können, üblich (Kaland).

Nach 1480 setzt sich die Verwendung des Tausteins immer allgemeiner durch, so daß zum größten Teil alle weiteren Formsteine verdrängt werden. Der Taustein wird nun für fast alle Zierglieder verwendet, wie Pfeilersteine, Blendarkaturen, Friesumrahmungen, Portalrahmungen, Pfostensteine, Gewölberippen, Kreisrahmungen, Wappenschildumfassung usw. Seine Beliebtheit, die fast bis zum Übermaß geht, hält bis zum Ende des 16. Jahrhunderts an.

Dieser Taustein wurde wohl in Lüneburg entwickelt und setzte sich hier als dominierendes Gestaltungselement durch. Andere Städte, wie Hamburg und Lübeck, übernahmen

im Laufe des 16. Jahrhunderts ebenfalls diesen Taustein. Hier wurde er aber erheblich sparsamer angewendet und in das jeweilige ortsübliche Formsteinprogramm eingegliedert, so daß er zumeist nur Pfeilerecken und Fensterrahmen ziert (zum Taustein s. auch Krüger, 1933, 63ff.).

3.1.1.6 Ziegelstempel

In Niedersachsen ist schon seit der Frühzeit der Ziegelherstellung das Stempeln von Ziegeln belegbar, so schon vor 1022 bei den Dachziegeln des Domes in Hildesheim (Neumann, 1959, 36). Durch Publikationen von Adler (1862 - 68) über die Altmark, von Haupt (1929) über Schleswig-Holstein und von Krüger (1933) über Lüneburg sind weitere Ziegelstempel zusammengetragen worden. Danach werden Stempel seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts allgemein in den untersuchten Gebieten zur Kennzeichnung benutzt. Neumann (1959, 29, 37, 40) konnte aufgrund seiner intensiven Forschungen in Niedersachsen den Verbreitungsraum der Ziegelbrennzeichen erweitern. So sind Kennzeichnungen der Ziegel für Ostfriesland schon für das 13. Jahrhundert zu belegen. Er stellte auch fest, daß in verschiedenen Bereichen Niedersachsens unterschiedliche Kennzeichnungen üblich waren und unterteilt sie in fünf Gruppen, deren eine die Kennzeichnung durch Stempel, wie sie Krüger (1933) für Lüneburg erfaßt hat, nur im unmittelbaren Lüneburger Raum vorzufinden ist. Die Verbreitung der so gekennzeichneten Ziegel ist begrenzt auf den Raum zwischen den Städten Winsen, Uelzen und Plate.

Die Lüneburger Ziegelstempel treten nur an den Läuferseiten von Formsteinen auf. Normalsteine erhielten keine Stempel. Krüger (1933, 7) versuchte, eine Chronologie der Ziegelstempel zu erstellen, aufbauend auf datierte Bauteile. Er ging davon aus, wenn Ziegelsteine mit gleichen Stempeln am gleichen Bauwerk oder an geschlosse-

nen Bauteilen einheitlich verbaut waren, daß sie dann auch für ein bestimmtes Gebäude hergestellt worden sind. "Wenn dann weiter diese selben Stempel auch an anderen Bauten vorkommen, könnte das so erklärt werden, daß entweder Steine übriggeblieben und anderweitig verwendet wurden oder daß an einem gleichzeitig im Bau befindlichen Werk Mangel eines bestimmten Formsteins eintrat und daß dann die Ziegeleien sich gegenseitig aushalfen". Darüber hinaus deutet er diese Stempel als Eigenmarken der städtischen Ziegelmeister und dadurch konnten diese Stempel auch nur zu Lebzeiten des Meisters Verwendung finden. Diesen Schluß zog er aus einem Vergleich mit den Steinmetzzeichen des Mittelalters.

Krüger (1933, 57) stellte 49 datierte Stempel zusammen, die zur stilkritischen Einordnung weiterer undatierter Stempel herangezogen wurden und somit, nach seiner Meinung, Rückschlüsse auf die Erbauung undatierter Gebäude zuließen. Grundlage seiner Chronologie sind vor allem die Ziegelstempel von St. Michaelis und St. Nikolai. Von St. Michaelis sind 11 verschiedene Stempel aus der Zeit von 1376 - 1430 erhalten, von St. Nikolai 9 verschiedene aus der Zeit von 1406 - 1409, am Kloster Lüne 2 von 1376 - 1418 und am Rathaus 5 von 1467 - 1491. Stempelungen mit Jahreszahlen treten erstmals an bürgerlichen Gebäuden 1517/18 auf. Mit dieser Stempelchronologie, die allerdings nur für bestimmte Zeitabschnitte feste Datierungen hatte, wurden bisher alle Gebäude Lüneburgs zeitlich näher eingeordnet.

Krüger entwickelte aus der Ziegelstempelchronologie eine Stadtbaugeschichte aus vier wesentlichen Bauperioden (55 ff.):

1. vor 1372 bzw. 1376 die stempellose Zeit
2. 1372/76 - 1420 vorherrschend geometrische Stempelformen (zwischen 1420 - 60 fehlen datierte Stempel)

3. 1460 - 1500 vorherrschend die Stadtmarke als Stempel und Stempel, die zur Sternform neigen
4. 1500 - 1565 Stempel mit der Stadtmarke sowie verschiedene Kreuz- und Sternformen.

Durch neuere Forschungen von Michler (1967, 63, 91) reduziert sich die stempellose Zeit bis vor 1365. Diese Untersuchung belegt nun die frühesten Ziegelstempel am Lünener Hof, Auf dem Kauf 9, für das Jahr 1361.

Krüger (47) ordnete diese Stempel in ihrer Eigenart denen der Michaeliskirche (1376 - 79) zu, räumte aber ein, daß das Gebäude evtl. älter sein könnte und schon kurz nach Erwerb des Grundstücks (1356) vom Kloster Lüne errichtet worden ist.

Die Annahme Krügers, daß es sich in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts um eine ziegelstempellose Zeit gehandelt hat, wird durch die nun vorgenommenen dendrochronologischen Datierungen bestätigt (Grapengießerstraße 45, 1323 : ohne Stempel; Große Bäckerstraße 5 von 1343 : ohne Stempel).

Es zeigt sich darüber hinaus, daß die Ziegelstempel nicht in einem so begrenzten Zeitraum vorkommen, wie Krüger angenommen hatte, sondern über 50 Jahre lang und länger die gleichen Stempel üblich sein können. Durch alleinige Anwendung dieser Datierungsmethode kann es also zu erheblichen zeitlichen Fehleinschätzungen eines Gebäudes kommen. So sind auch die quantitativen Einschätzungen der Bautätigkeit und die daraus geschlossenen Bauperioden zweifelhaft (z.B. wurde mit der Erbauung des Hauses Am Berge 35 aufgrund eines Vergleichs der Ziegelstempel mit St. Michaelis zwischen 1406 - 09 gerechnet. Aufgrund dendrochronologischer und stilkritischer Untersuchungen fällt die Erbauung jedoch erst in die Zeit um 1467).

Die Datierung über die Ziegelstempelmethode ist nur in Verbindung mit anderen Datierungskriterien anwendbar. Über die Stempelform läßt sich die Entstehung eines Gebäudes bzw. Gebäudeteils eingrenzen, aber nicht genau bestimmen.

Michler (1967, 75, 76) nimmt aufgrund des Vorkommens nur einer Ziegelmarke an einem Bau oder einem Bauteil einer Kirche an, daß eine einheitliche Bestellung über einen bestimmten Ziegelvorrat vorlag. Den Ziegelstempelreichtum an St. Nikolai führt er auf die kurze Bauzeit (1407 - 09) zurück, so daß wohl gleichzeitig an alle verfügbaren Ziegelhöfe Bestellungen gegangen seien, um den großen Bedarf für einen zügigen Bauvorgang zu decken. Die Ziegelmarkenfülle hängt dann mit der begrenzten Kapazität der einzelnen Ziegelhöfe zusammen.

Es bleiben aber folgende Fragen offen:

1. Waren die Ziegelstempel Meisterzeichen, und wurden sie zu Lebzeiten des Meisters (ca. 20 - 40 Jahre) benutzt?
2. Waren mehrere Meister in einer Ziegelhütte tätig, und hatten sie unterschiedliche Marken, oder wurde nur die Ziegeleimarke eingedruckt?
3. Aus welchen Ziegeleien wurden die Formsteine bezogen? (Diese Frage kann nur durch Heranziehung von Bauakten gelöst werden.)

Diese Ziegelstempelchronologie mag jedoch trotzdem im Groben für den Sakralbau stimmen, ist aber nicht ohne weiteres auf den Profanbereich zu übertragen.

Darüberhinaus wurden Ziegelstempel aber nicht nur zur Kennzeichnung von Formsteinen verwendet, sondern auch zur Gestaltung der Oberfläche eines Ziegelsteins. So wurden im Keller des Hauses Große Bäckerstraße 5 (1341/42) die die Nischen überdeckenden Dreipaßbögen mit mehreren kreuz-

förmigen nebeneinandergesetzten Stempeln versehen, die ein dekoratives Band ergaben und anschließend grün glasiert wurden.

Ziegelstempel konnten also nicht nur zur Kennzeichnung beitragen, sondern auch zum Ornament werden.

3.1.1.7 Mauerwerkkonstruktion

Die Außenmauern der Gebäude wurden fast ausschließlich aus Ziegelsteinen errichtet. Nur kurz über dem Erdreich wurden ein oder zwei Lagen Findlinge oder Basaltquader eingefügt oder nur locker in den unteren Mauerschichten verteilt. Im Kellermauerwerk benutzte man Findlinge zum Teil als Fundamentierung. In einigen Gebäuden waren darüber hinaus ganze Findlingsmauerwerksteile von ca. 1,50 m Höhe zu finden, die in das Kellerziegelmauerwerk mit eingebunden wurden. Es scheint, als wenn diese Findlingsmauerwerke nicht zu den bestehenden Gebäuden gehören, sondern Reste eines Vorgängerbaues darstellen, die in der neuen Bausubstanz mit verwendet wurden (Große Bäckerstraße 26 von um 1400 und 1517/18, Grapengießersstraße 45 von 1323 und 1593).

So ist z.B. auch im Kellergeschoß des Hauses Ochsenmarkt 1 in der hinteren Kellerwand ein Findlingsmauerwerk mit kleiner Fensteröffnung zu beobachten, das sich heute im Inneren des bestehenden Gebäudes befindet und somit auch nicht zum um 1560 erstellten Gebäude gehören kann. In diesem Fall muß das Findlingsmauerwerk mindestens vor Errichtung des Neubaus entstanden sein. Zeitlich sind diese Mauerstücke schwer einzuordnen. Ein Zusammenhang mit ehemaligen Kemnaten, wie sie archivalisch für die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts belegt sind (Thomsen, 1937, 170), ist nicht nachzuweisen, aber denkbar, da sich diese Mauerreste regelmäßig im hinteren Hausbereich befinden.

Das Kellermauerwerk ist bis auf die aus Findlingen errichteten Teile aus Ziegelsteinen und durch segmentbogig überdeckte Mauernischen gegliedert. Gleichmäßig verteilte Nuten an beiden Nischenlaibungen, die bereits bei Aufmauerung der Nischen entstanden sind und nicht nachträglich eingefügt wurden, deuten in vielen Kellern darauf hin, daß diese Mauernischen zumeist für Regale ausgebildet gewesen sind. Teils hat man diese Nischen auch als Wandschränke genutzt (z.B. 1598 Große Bäckerstraße 9).

Die meisten Keller waren zu Beginn des 14. Jahrhunderts mit Holzbalkendecken überdeckt, wobei entgegen der sonst üblichen Querbalkenlage mit Längsunterzug in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts eine Längsbalkenlage mit Querunterzügen üblich war.

Seit Ende des 14. Jahrhunderts wurden dann die meisten Keller mit einem Gewölbe versehen, wobei üblicherweise dann ein Tonnengewölbe eingebaut wurde. Je nach Breite des Gebäudes lagen entweder eine bzw. 2 oder 3 Tonnen längs nebeneinander. Die einzelnen Tonnen ruhten im Gebäudeinnern auf durch Mauerpfeiler und Segmentbögen errichteten Arkaden. An den Außenwänden wurden beim nachträglichen Einziehen der Gewölbe neue Auflager durch Mauervorlagen geschaffen.

Kreuzrippengewölbe mit Birnstabprofil als Kellerüberdeckungen waren seltener als die Tonnengewölbe und blieben auf das 14. und beginnende 15. Jahrhundert beschränkt, wie auf dem Kauf 9 (1361), Große Bäckerstraße 8 (Anfang 15. Jahrhundert), Schröderstraße 16 (etwa 1400), Ludwigstraße 1 (um 1380) .

Nur in zwei Fällen (Große Bäckerstraße 9 von 1598 und Am Sande 50, Anfang 14. Jahrhundert) ist die Anlage von Kreuzgratgewölben zu belegen, wobei es sich an der Großen

Bäckerstraße 9 um zwei sich durchdringende Rundtonnen handelt, im Falle Am Sande 50 um zwei Spitzbogentonnen.

Die Gewölbekeller können im Scheitelpunkt eine Höhe bis zu ca. 3,50 m erreichen, Balkenkeller sind dagegen in der Regel erheblich niedriger und haben eine durchschnittliche Höhe von 1,90 m. Starken Schwankungen unterliegen ebenso die Mauerstärken der Kellerwände mit Dicken bis zu 1,80 m.

Die Mauern der über dem Kellermauerwerk befindlichen Bauteile haben eine Stärke von meist 60 - 80 cm. Dieses Mauerwerk ist fast ausschließlich zweischalig hergestellt, d.h., die Binder reichen nicht bis zur nächsten Außenschale durch, sondern verbinden nur die Schalen mit dem Mauerwerkern, der meist aus Ziegelbruch besteht.

Im Erdgeschoß konnten im 14. Jahrhundert und im beginnenden 15. Jahrhundert noch im Innern unregelmäßig angelegte Nischen im Mauerwerk der Außenwände eingebaut sein. Im weiteren 15. Jahrhundert und im 16. Jahrhundert wird das Mauerwerk dann regelmäßig durch Pfeiler mit Segmentbogenüberspannung, die Arkadenreihen bilden, errichtet. In diese Nischen werden entweder Fensteröffnungen eingesetzt oder diese nur durch ein 1/2-Stein starkes Mauerwerk geschlossen, das jedoch mit den Mauerpfeilern im Verbund gemauert ist, so daß diese Nischen zumeist außen nicht ablesbar sind.

Die Hohlräume der Mauerpfeiler können schon frühzeitig als Schornsteine ausgebildet sein, wodurch ältere Feuerstellen heute oft schwer aufzufinden sind. Es sei denn, daß die Schornsteine wegen längerer Nichtbenutzung versotten und der Ruß sich durch das Mauerwerk nach außen durchschlägt.

Die inneren Mauernischenreihen des Erdgeschosses sind von außen nicht abzulesen, vielmehr wird Wert darauf gelegt,

daß sich das Erdgeschoß außen durch eine glatte Wandgliederung auszeichnet. Im Obergeschoß hingegen werden diese inneren Nischen in die Fassadengestaltung einbezogen und dienen als Gliederungselement. Die Nischenreihen des Erd- und Obergeschosses sind unterschiedlich angeordnet und liegen nicht übereinander.

Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts werden Gebäudeecken mit Sandsteinquaderung versehen. Sandstein findet aber auch als zusätzlicher Baustoff, vor allem als Gestaltungselement Verwendung.

Die dem Hof zugewandten Obergeschoßwände von Flügelbauten wurden seit etwa 1530 zumeist aus Fachwerk errichtet, da sie auf diese Weise stärker in Fenster aufgelöst werden konnten, als dies beim Backsteinbau mit Mauernischen der Fall war.

3.1.1.8 Mauerverbände

Unter einem Mauerverband versteht man das "Verbinden" von Steinen mittels Mörtelschichten (Stoß- und Lagerfugen), insbesondere bei Ziegelsteinen, nach einem regelmäßigen System zu einem Mauerkörper. Der nach verschiedenen Regeln aus Läufer und Binder bestehende Verband bestimmt die Sichtfläche, zum Teil auch die Art des Mauerwerks. Darüber hinaus wird bei einem Mauerwerk, dessen Breite die eines einzelnen Steines überschreitet, erst durch den Wechsel von Läufer, der mit seiner Längsseite, und Binder, der mit seiner Kopfseite parallel zur Mauerflucht liegt, eine Stabilität des gesamten Mauerkörpers erreicht. Ein reines Läufermauerwerk bedürfte weiterer Hilfsmittel, um es bei dem im Mittelalter teilweise üblichen Schalenmauerwerk mit dem Mauerkern, der mit Bruch und Schutt gefüllt war (s. Mauerwerkkonstruktionen S. 55), zu verbinden. Zur weiteren Stabilität des Mauerwerks sowie zu seiner Gestaltung gehört das Versetzen von Stoßfugen in jeder Lage

(Schicht) um einen halben, meist um einen viertel Stein.

Nach Neumann (1959, 28) werden im Mittelalter beim Backsteinbau folgende Mauerverbände angewendet:

- a) der wilde Verband
- b) der Übergangsverband
- c) der wendische oder märkische Verband
 - regelmäßig oder unregelmäßig -
- d) der gotische Verband
 - regelmäßig oder unregelmäßig -
- e) der Kreuz- und Blockverband und
- f) der englische Verband

(von Neumann nicht genannt, n. Koepf 1974, 260).

zu a):

Der vorwiegend aus Läufersteinen bestehende Verband (4 - 6 Läufer, unterbrochen durch einen oder mehrere Binder) soll an niedersächsischen Kirchen besonders im 12. und der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts auftreten.

In der Lüneburger Profanarchitektur ist der wilde Verband mit teilweise bis zu 10 hintereinander folgenden Läufern und unregelmäßig eingestreuten Bindern nur am Rückgiebel des Hauses Am Sande 50 (um 1300) nachzuweisen.

zu b):

Der Übergangsverband besteht weiterhin vorwiegend aus Läufern, jedoch in reduzierter Anzahl. Nach Neumann (29) beschränken sie sich auf 3 - 4 Stück, dann folgt ein Binder. Dieser Verband kommt vor allem an den niedersächsischen Kirchen des 13. Jahrhunderts vor. Neumann verweist aber auch auf ein Beispiel (Esperke), das erst um 1419 erwähnt wird.

In der Lüneburger Profanarchitektur zeichnet sich der

Übergangsverband im 14. Jahrhundert durch den unregelmäßigen Wechsel von 2 zu 4 Läufern mit trennenden Bindern ab. Am Rückgiebel des Hauses Grapengießer Straße 45 (1323) wechseln regelmäßig eine kleinere Anzahl von 2 - 3 Läufern mit einer größeren Anzahl von 3 - 5, die dann von einem oder mehreren Bindern unterbrochen werden. In den folgenden Schichten wiederholt sich dieser Rhythmus, jedoch unregelmäßig, so daß sich kein Muster ergibt. Ähnliches konnte auch am Hause Auf dem Kauf 9 (1361) beobachtet werden. Hier folgten aber auch zusätzlich mehrere Binder hintereinander. An der Großen Bäckerstraße 21 (um 1377) wechselte die Läuferzahl sogar von 1 - 4 mit Binderunterbrechung. Auch hier wurde ein fast regelmäßiger Wechsel einer kleineren Anzahl Läufer (1 - 2) mit einer größeren Anzahl (2 - 4) beibehalten. Ein ähnlicher Wechsel wurde auch am Brauhaus des Klosters Meding (südlich von Lüneburg gelegen) von 1396 - 1416 (Dehio, 142) festgestellt.

Dieser Übergangsverband bleibt auch noch im 15. Jahrhundert vorherrschend, wobei aber nun auch andere Verbände Verwendung finden. Die Läuferanzahl verringert sich auf 1 - 2 im Wechsel mit Bindern. Dieser Wechsel tritt aber nicht regelmäßig auf (z.B. Kaland 1480 - 96, Glockenhaus 1482). Noch bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts ist der Übergangsverband in Lüneburg vereinzelt anzutreffen. Die Läuferanzahl verringert sich immer mehr zugunsten der Binder, wobei immer stärker die Tendenz zum Wechsel: Binder - Läufer - Binder - 2 Läufer - Binder - Läufer - Binder usw. auftritt, auch wenn dieser nicht ganz regelmäßig durchgeführt wird (z.B. Große Bäckerstraße 26 von 1517/18, Große Bäckerstraße 15 von 1558).

zu c):

Der wendische oder märkische Verband, der durch den regelmäßigen Wechsel von zwei Läufern und einem Binder entsteht, ist in Lüneburg nicht nachzuweisen. Neumann (29) fand ihn

schwerpunkthhaft in Ostfriesland und im Wesergebiet im 13. - 15. Jahrhundert.

zu d):

Auch der gotische Verband, der durch den regelmäßigen Wechsel von Binder und Läufer entsteht, ist in der Lüneburger Profanarchitektur nicht zu finden.

zu e):

DerKreuz- und Blockverband entsteht durch reine Läufer- und reine Binderschichten, wobei sich die beiden Verbände dadurch unterscheiden, daß beim Kreuzverband die Läufer-schichten um einen Stein versetzt werden und sich dadurch auch versetzte "Kreuze" ergeben; beim Blockverband hingegen liegt über der Stoßfuge der Läuferschicht die Mittelachse eines Bindersteines, wodurch sich übereinanderliegende "Kreuze" bilden (Koepf, 1974, 260).

Neumann (30) konnte diese Verbände nicht vor 1500 an niedersächsischen Kirchen feststellen. In der Lüneburger Profanarchitektur werden diese Verbände seit Mitte des 15. Jahrhunderts benutzt, wobei in die Läuferschichten noch vereinzelt Binder eingestreut werden (z.B.: Am Berge 35 von um 1457; Grapengießer Straße 45, Flügelbau Enge Straße von 1593).

zu f):

Beim englischen Verband folgen auf eine Binderschicht mehrere Läuferschichten (Koepf, 1974, 260). Dieser Verband, bestehend aus 3 Schichten Läufer und 1 Schicht Binder in regelmäßigem Wechsel, konnte nur an einem Objekt als Innenmauerwerk beobachtet werden (Am Berge 35, um 1467).

An den freigelegten Wänden des ehem.Lüneburger Michaelisklosters von 1376 wurden von Plath (1980, 53) alle von Neumann aufgeführten Mauerverbände beobachtet, wenn auch in unterschiedlicher Häufigkeit.

Ähnlich wie die Lüneburger Profanarchitektur folgt auch nach Darstellungen Kruses (1982, 46ff.) die Lübecker nicht den beschriebenen Verbands-Schemen Neumanns. In Lübeck kommt bis 1200 neben dem wilden Verband, der auch hier vor allem aus Läufern besteht, ein fast reiner Binderverband vor (48, II, III). Ende des 13. Jahrhunderts tritt neben dem fast regelmäßigen wendischen Verband, der bis ins 16. Jahrhundert geläufig bleibt, auch der gotische Verband auf, wobei jedoch beide Verbände nicht in Reinform auftreten, sondern Abweichungen von der festen Steinfolge zeigen. Diese beiden Verbände sind in Lüneburg nicht zu beobachten.

Der in Lüneburg bereits in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts verwendete Block- und Kreuzverband wird in Lübeck erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts benutzt, allerdings nicht in Reinform.

3.1.1.9 Mörtel und Fugen

Durch die unterschiedlichen Ziegelsteinhöhen ergaben sich zwangsläufig auch unterschiedliche Fugenstärken von 1 bis 2 cm. Anscheinend war man bemüht, ein Schichtmaß von ca. 10 cm zu erhalten (1 Fuge von 1 bis 2 cm und 1 Steindicke von 8 bis 9 cm).

Das Mauerwerk wurde noch bis um 1820 mit Gipsmörtel zusammengefügt, er war ein preiswerter Baustoff, denn er wurde direkt vor der Stadt am Kalkberg und Schildstein gewonnen (Krüger 1928, 374). Gips (wasserhaltiger schwefelsaurer Kalk, dem durch Brennen das Kristallwasser teilweise oder ganz entzogen wird (Schmidt, 1967, 139)) ist jedoch nur bedingt als Mauermörtel zu verwenden, weil er wasserlöslich ist und dadurch Bauschäden auftreten können. Waren die Staffeln der Giebel nicht einwandfrei mit Pfannen abgedeckt, drang Wasser von oben in diesen ein, wodurch der Gips aufquoll und das Mauerwerk ausein-

ander trieb. Begünstigt wurde diese Triebkraft des Gipses noch durch die Zweischaligkeit des Mauerwerks. Wohl vor allem deshalb haben die meisten der Lüneburger Giebelhäuser heute ihre Staffeln verloren. Die alten auffälligen und deformierten Staffeln wurden abgetragen und die Giebel zu einem Dreiecksgiebel umgestaltet. Die wenigen erhaltenen und nicht erneuerten Staffelgiebel zeigen ebenfalls schon starke Deformationen (Große Bäckerstraße 9 und 10, Am Sande 15). Krüger nimmt an, daß bereits im 16. Jahrhundert viele ältere Giebel aus Gründen der Baufähigkeit ersetzt werden mußten, zumindest aber die Staffeln. Er schließt es daraus, daß sich beim Abbruch mehrerer Häuser im Innern des Mauerwerks frühere Formsteine des 14. Jahrhunderts befanden, obwohl die äußere Erscheinung die des 16. Jahrhunderts war. Aber nicht nur Giebel sind von diesen Deformierungserscheinungen betroffen. Auch ganze Traufwände können sich durch Feuchtigkeitseinfluß bis zu 1,0 m voneinander entfernen (vgl. Große Bäckerstraße 26, Vaagestraße 1). Konnte das Mauerwerk jedoch vor Eindringen von Wasser geschützt werden, war es sehr beständig. (Zur Wiederherstellung von alten Giebeln, siehe Krüger 1928, 374-375).

Die Lager- und Stoßfugen des Mauerwerks wurden stets vollfugig hergestellt, von Anfang an aber mit sogenannten "Ritzfugen" versehen. Mit einem Holz oder der Kellenspitz wurde die Fuge mittig eingeritzt. Diese Fugenritzung ist sowohl an den Innenwänden als auch an den Außenwänden zu beobachten.

3.1.1.10 Ziegeloberflächen

Scharrierungen bzw. Riefelungen

Ziegelscharrierungen bzw. -riefelungen, seit dem 12. Jahrhundert bis Mitte/Ende 13. Jahrhundert an Sakralbauten aus weiten Teilen Niedersachsens (Neumann, 1959, 30ff.), Schleswig-Holstein, Mecklenburgs und der Altmark

(Krüger, 1933, 4) bekannt, konnten in Lüneburg nicht beobachtet werden. In den Lüneburger Ziegeleien scheint man die Ziegelsteine von Anfang an glatt abgestrichen zu haben.

Neumann (1959, 34-35) wies nach, daß es sich bei dieser Oberflächenbehandlung nicht um eine Art Scharrierung des gebrannten Tons handelt, sondern daß die Rohlinge vor dem Brand mit einem Holz oder Eisen zwecks Stauchung mehrmals abgezogen wurden und dadurch als sekundäre Erscheinung die Oberfläche des Ziegels wie steinmetzmäßig bearbeitet aussah. Er schließt aber nicht aus, daß auch besondere Bauteile mittels Stich- oder Spitzseisen (Dom, Ratzeburg) geritzt wurden und damit bewußt eine Oberflächenriefelung auch aus ästhetischen Gründen geschaffen wurde (S. 34-35).

Ziegelglasuren

Schon die frühen Backsteinbauten des 14. Jahrhunderts sind in Lüneburg zur Verzierung der Fassaden auch mit glasierten Ziegelsteinen versehen. Mit ihnen wurden dann einzelne Bauglieder, aber auch ganze Wandflächen hergestellt. Dazu mußten nach dem normalen Brennvorgang in einem zweiten die Ziegelsteine mit einer farbigen Blei- oder Zinnglasur überzogen werden. Diese Glasuren können deckend sein, sind meist aber lasierend aufgetragen, so daß die Farbe und Struktur des Steins durchscheint. Die Farbspiele der Glasuren variieren vom deckenden Dunkelbraun, das fast wie schwarz wirkt, bis zum durchsichtigen Hellbraun sowie Rotbraun oder Grün. Eine zeitliche Farbchronologie ist nicht festzustellen, obwohl im 16. Jahrhundert vor allem das deckendere Dunkelbraun bevorzugt wurde.

Vor allem wurden Formsteine mit Glasuren überzogen, die dann im Schichtenwechsel von meist einem glasierten und unglasierten Ziegel versetzt wurden. Auch ein Wechsel von je zwei glasierten und zwei unglasierten ist nicht unüb-

lich (Große Bäckerstraße 5 von 1343). An waagerechten Bauteilen kann dieser Wechsel zwischen glasierten und unglasierten Formsteinen ebenfalls vorkommen, wie z.B. am Dachgesims vom Hause Schröderstraße 16, das um 1400 errichtet wurde.

An der Hofwand des rückwärtigen Flügelbaues vom Hause Grapengießerstraße 45 (um 1500) sind sogar ganze Wandflächen im Schichtenwechsel hergestellt, wobei dann die Fensteröffnungen mit dunkelglasierten Tausteinen umrahmt sind.

Ein völlig im Schichtenwechsel aufgebauter Giebel, wie er in Lübeck z.B. an der Petersgrube 15 und 25 errichtet wurde, ist in Lüneburg nicht belegt. Hier ist nur das große Gliederungssystem der Staffelblendarkatur entsprechend ausgebildet.

Die Lüneburger Ziegelmeister werden wohl die Glasiertechnik zu einer hohen Blüte gebracht und spezielle Zusammensetzungen entwickelt haben. Denn nur so ist es zu verstehen, daß für den Umbau des Rathauses in Hannover (1453 - 55) die Glasur für die Ziegelsteine in Säcken aus Lüneburg bezogen wurde (Masuch, 1981, 145).

Putzflächen

In der Sakralbaukunst ist es seit der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts neben schlichten Backsteinkirchen auch üblich, zurückliegende Mauerteile mit Putzspiegeln zu versehen, um die Plastizität der Fassade zu erhöhen.

So wurden zum Beispiel am Traufgesims des Ratzeburger Domes (Kamphausen, o.J., 6, 1173-1200) u.a. die zurückliegenden Flächen, die zwischen den Bögen des "deutschen Bandes" liegen, mit Putzflächen versehen. Ebenso finden wir diese Putzflächen an St. Marien in Lübeck (1304 - 1310, Paatz, 1929, 20) in den Okuli und Vierpässen der Doppeltürme.

Früheste Beispiele der Profanarchitektur sind aus Lübeck (z.B. Haus Königstraße 30, erste Hälfte des 14. Jahrhunderts; Dehio, 424) erhalten. Die Straßenfassade dieses Hauses ist mit einer vierteiligen spitzbogigen Staffellendarkade versehen, bei der die zwischen den Blendarkadenbögen liegenden Felder Putzspiegel tragen. Darüber hinaus sind die Bögen und Pfeiler mit doppelten Viertelstäben und im Schichtenwechsel vermauerten glasierten und unglasierten Ziegeln gerahmt. Die zeitlich früheren Gebäude in Lübeck, der ehem. Krankenkonvent in der Kleinen Burgstraße von 1283 (Neugebauer, 1980, 97), Hl. Geist-Spital von 1284 (Neugebauer, 1980, 100), Koberg 11 von 1290 (Neugebauer, 1980, 102) sowie Koberg 2 von 1315 (Holst, 1981, 168) tragen noch keine Putzflächen.

In der Lüneburger Profanarchitektur treten diese Putzspiegel wie in Lübeck in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts ebenfalls auf und damit gleichzeitig mit der allgemein üblich werdenden Verwendung von Ziegelstein als Baumaterial. Am Rückgiebel des wohl ältesten erhaltenen Lüneburger Profangebäude, dem Hause Am Sande 50, das um 1300 errichtet wurde, erhielten die zurückliegenden Zwickel der Zwillingsfenster über den eingespannten Segmentbögen Putzspiegel. An der Großen Bäckerstraße 5 (1342) wurden die Staffeln, die Flächen in den Blendarkaden sowie der Zwillingsblendfenster mit Putzspiegeln versehen. Zwischen den einzelnen Architekturgliedern blieben die Formsteinrahmungen stehen, die im Schichtenwechsel von je zwei glasierten und zwei unglasierten vermauert sind.

Im 14. Jahrhundert wurde noch an allen Gebäuden ein Putzspiegel an zurückliegenden Flächen aufgetragen. Im 15. Jahrhundert ist diese Art der Fassadengestaltung dann allerdings nicht mehr so zwingend. Zum Teil verzichtete man ganz auf Putzflächen oder benutzte den Putz sogar in größerem Umfang als vorher. Waagerechte Friese waren Ende

des 14. Jahrhunderts und in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts noch mit Terrakotten geschmückt, werden aber seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts zur Unterstreichung der Waagerechten gern mit Putz versehen. Den Höhepunkt dieser Entwicklung, in der die Staffeln, die zurückliegenden Blendarkadenflächen, Okuli und Zwillingsblendfenster sowie auch ein waagerechter Fries mit Putz versehen sind, stellt der um 1480 entstandene Kämmereigiebel des Rathauses dar. Trennen die Friese des 15. Jahrhunderts nur das Giebeldreieck von den unteren Geschossen, werden diese hellen Putzflächen nun auch zur Betonung der einzelnen Dachgeschosse herangezogen und damit die vertikale Bewegung der Giebelgestaltung in eine horizontale umgewandelt. Besonders deutlich ist dies am Rückgiebel des um 1517/18 erbauten Hauses Große Bäckerstraße 26 zu sehen. Ob diese Putzfriese farbig gestaltet waren (Laubstäbe oder Rankenornamente wären hier denkbar, ebenso geometrische Muster) oder ein Spruchband enthielten wie an der Apotheke Große Bäckerstraße 9 von 1598, konnte nicht geklärt werden. An dem um 1400 errichteten Gebäude Schröderstraße 16 liessen sich jedoch im Putzfries am südlichen Traufgesims rautenförmige Einritzungen feststellen.

Putz als Fassadengliederung der Backsteinbauten bleibt bis Ende des 16. Jahrhunderts beliebt. Innerhalb des 16. Jahrhunderts verringern sich aber die Putzflächen im Verhältnis zu den Ziegelflächen. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts blieben sie zum größten Teil nur noch auf Friese und Blendfenster der Staffeln beschränkt.

3.1.2 Der Keller

Die Haupthäuser der Patriziergebäudekomplexe waren fast ausnahmslos mit einem Kellergeschoß versehen, das die gesamte Grundfläche des Hauses einnahm. Eine Ausnahme bildet das Haus Am Sande 50 um 1300, das nur im hinteren Teil

unterkellert ist.

In vielen Fällen sind sie aber durch spätere Abmauerungen, gerade im Bereich unterhalb der Einbaureihe des Erdgeschosses verkleinert worden. Flügelbauten waren hingegen seltener unterkellert, wenn, dann zumeist nur teilweise.

Zu unterscheiden sind die Keller nach ihrer Überdeckung, da es scheint, daß es eine chronologische Abfolge der Überdeckungsarten gibt.

3.1.2.1 Balkenkeller

Die frühesten Gebäude der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts hatten Holzbalkenkeller, mit Ausnahme des Kellers Am Sande 50 (um 1300), der ein Kreuzrippengewölbe besitzt. Die Balkenlage verläuft dabei zunächst in Längsrichtung, d.h. die Deckenbalken folgen der längeren Seite des Kellerrechtecks und werden von Querunterzügen unterstützt, die die kurzen Kellerseiten verbinden. Gerade diese Längsbalkenlagen scheinen typisch für die Frühzeit der Lüneburger Keller zu sein. Die beiden Balkenkeller von Grapengieserstraße 45,1323, und Große Bäckerstraße 5,1343, sind nur noch z.T. erhalten. Im Keller Große Bäckerstraße 5 laufen aber noch drei Längsbalken von Querschnitten um 30 cm vom Straßengiebel bis zum Rückgiebel. Unterstützt werden diese Balken durch drei Querunterzüge von ca. 30/35 cm Balkenquerschnitt. Die restlichen Holzbalken sind durch eine Betondecke ersetzt. Dieser Keller sollte wohl später einmal eine Einwölbung erhalten, denn im südlichen Kellerbereich ist ein Backsteinrundpfeiler mit Kapitellausbildung erhalten. Das Kapitell wird von Formsteinen aus Hohlkehlen, Absatz und Viertelstab gebildet. Die Pfeiler des Kellers vom Hause Schröderstraße 16 (um 1400) sind sehr ähnlich ausgeführt und tragen auch diesen Formstein in der Kapitellzone, sind jedoch mit Basis ausgestattet. Der Mauerpfeiler von der Großen Bäckerstraße 5 und die

der Schröderstraße 16 sind wohl zeitlich ähnlich anzusetzen; d.h., daß wohl um 1400 der Holzbalkenkeller von 1343 in einen Gewölbekeller mit einem Kreuzrippengewölbe umgebaut werden sollte. Damit wäre ein zeitlicher Hinweis auf die Aufgabe der Balkenkeller gegeben. Im Keller des Hauses Grapengießstraße 45 ist diese Änderung größtenteils nachträglich vollzogen worden. Hier ist im hinteren Kellerteil noch die alte Holzbalkenlage von 1323 erhalten, die weiter vorne zugunsten von Einzeltonnen abgesägt worden ist. Daß aber nicht nur der hintere Kellerteil ehemals mit einer Holzbalkenlage versehen war, sondern der gesamte Kellerbereich, beweist ein im vorderen Kellerteil eingemauertes Kopfband, das ehemals zu einem unterzugtragenden Ständer gehört haben muß. Auch hier werden ehemals wohl drei Querunterzugsreihen die Längsbalkenlage gestützt haben.

Um die Mitte des 14. Jahrhunderts kamen aber schon Querbalkenlagen auf, wie vom Keller Auf dem Kauf 1 - 3 (Mitte 14. Jahrhundert) und Große Bäckerstraße 21 (um 1377) belegt. Kleinere Kellerräume werden noch bis zum Ende des 15. Jahrhunderts mit Holzbalkenlagen versehen. Im Hause Große Bäckerstraße 21 erhielt der Keller des hinteren Flügelbaues noch 1471 eine Holzbalkendecke.

3.1.2.2. Kreuzgratgewölbe

Neben den Holzbalkendecken kommen aber schon gleichzeitig Kreuzgratgewölbe vor. So wurde der Keller im Hause Am Sande 50 (um 1300) mit einem spitzbogigen Kreuzgratgewölbe versehen, dessen einzelne Joche durch Grate voneinander getrennt waren. 1361 entsteht Auf dem Kauf 9 ein zweischiffiges, neunjochiges Kreuzgratkellergewölbe, dessen einzelne Joche durch Gurtbögen voneinander getrennt sind. Weitere Kreuzgratgewölbe sind vom Hause Am Berge 5 aus

der Mitte des 15. Jahrhunderts (heute durch eine Betondecke ersetzt), Markt 4, Ende 15. Jahrhundert und Große Bäckerstraße 9 von 1598 bekannt. Die drei letztgenannten Gewölbe unterscheiden sich von den älteren des 14. Jahrhunderts dadurch, daß hier keine Trennung zwischen den einzelnen Jochen angestrebt wurde, sondern daß sich zwei Tonnen frei durchdringen. Im 1598 errichteten Keller des Hauses Große Bäckerstraße 9 wurden in den Scheitelpunkten der einzelnen Gratkreuzungen Gipsschlußsteine, ausgebildet als Pinienzapfen oder als Masken, eingesetzt.

Kreuzgratgewölbe werden also während des gesamten Untersuchungszeitraums verwendet, wobei sich jedoch in der Ausgestaltung formale Unterschiede ergeben.

3.1.2.3 Kreuzrippengewölbe

Kreuzrippengewölbte Keller kommen in der Lüneburger Patrizierarchitektur seltener vor als die Kreuzgratgewölben. Nur von der Schröderstraße 16 (um 1400) und von dem hinteren Teil des Hauses Große Bäckerstraße 8 (14. Jahrhundert) sind Kreuzrippen belegt. Die Rippen der Schröderstraße 16 bestehen aus einem schlanken Birnstabprofil, mit einer Platte, die Rippe der Großen Bäckerstraße 8 ist nicht als Birnstab ausgebildet, sondern trichterförmig im Querschnitt. Sie fällt von ihrer Form her aus den üblichen Profilen heraus, die sonst in der Profan- wie in der Sakralarchitektur verwendet wurden. In der Profanarchitektur ist nur eine der größten Kelleranlagen Lüneburgs, der Ratskeller (vor 1330), ebenfalls mit einem aufwendigen Kreuzrippengewölbe versehen worden. Die Rippe ist als Birnstabprofil gearbeitet mit einem Absatz zwischen Birnstab und nachfolgender Hohlkehle.

Abgesehen von Kellerüberdeckungen ist ein Kreuzrippengewölbe in der Profanarchitektur in der im Erdgeschoß des

Hauses Auf dem Kauf 9 liegenden sog. Kapelle verwendet worden (im Keller Kreuzrippen). Ob es sich bei dem erdgeschossig gewölbten Raum des abgebrochenen ehemaligen Burgmannshofes an der Egersdorffstraße 1 um ein Kreuzgrat- oder um ein Kreuzrippengewölbe gehandelt hat, ist leider nicht überliefert. Ansonsten finden wir Kreuzrippengewölbe in Lüneburg nur noch im Sakralbau. Auffällig ist, daß die Kreuzrippengewölbe des Profanbereichs sich ausschließlich auf das 14. Jahrhundert beschränken. Im Sakralbau wird dieses Gewölbe mit verschiedenen Birnstäben noch bis in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts hinein verwendet und mit Tausteinrippen noch im 16. Jahrhundert. Auch im Sakralbereich bleiben diese Keller (Haus Ludwigstraße 1, 14. Jahrhundert, ehemals zum Heiligengeiststift gehörig und Michaeliskloster nach 1376) auf das 14. Jahrhundert beschränkt (Wenzel, 1982, 54-58).

3.1.2.4 Tonnengewölbe

Das Tonnengewölbe ist die am meisten zu beobachtende Kellerwölbung in Lüneburg. Meist liegen mehrere (2 - 4) Tonnenreihen nebeneinander, die jeweils auf Pfeilerreihen mit Segmentbogenverspannungen aufliegen. Die Ecken der Pfeiler und Segmentbögen sind durch Fasensteine gebrochen. Es scheint, als wenn diese Kellerwölbung auch nachträglich in ältere Holzbalkenkeller, wie z.B. im Keller des Hauses Grapengießerstraße 45 (1323) eingebaut wurde.

Mit dieser Wölbungsart ist eine einfachere unterschiedliche Scheitelhöhe zu erreichen als mit Kreuzrippen- oder Kreuzgratgewölben oder gar mit einer Balkendecke, wie wir sie des öfteren bei Kellern unter den Stuben finden.

Seit wann diese Tonnenwölbung angewandt wird, ist nicht klar zu beantworten. Sicher ist sie in der zweiten Hälfte

des 15. Jahrhunderts nachzuweisen. So gehört sie beim Haus Große Bäckerstraße 26 (1517/18) eindeutig zur Erweiterungsphase. Aber bereits der ältere Bauteil aus der Zeit um 1400 wurde wohl durch einen Umbau in der Mitte des 15. Jahrhunderts mit zwei Paralleltonnen versehen. Im Hause Am Berge 35 (um 1467) hat Matthaei (1943, 23) und im Hause Am Sande 49 (Mitte 15. Jahrhundert) Krüger (1902, 524) Teile von Balken oberhalb des Gewölbes gefunden. In diesen beiden Fällen hat erst in späterer Zeit eine Einwölbung stattgefunden, die zeitlich nicht genau zu ermitteln ist. Ähnliches könnte man auch vom Altbau des Kellers Große Bäckerstraße 26 vermuten.

Kombinationen aus Kreuzgewölben und Tonnen, d.h. in einem Kellerteil Kreuz- und im anderen Tonnengewölbe finden wir im Hause Markt 4, wo das Kreuzgewölbe zur Straße hin liegt sowie in Große Bäckerstraße 8 mit rückliegendem Kreuzrippengewölbe. Hier ist der tonnengewölbte Keller eindeutig eine spätere Zutat.

Es scheint, als wenn die Tonnen in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts üblicher werden und um 1500 dann zur fast ausschließlichen Kellerüberdeckung gehören.

3.1.2.5 Ausgestaltung

Kellerwände

Die Kellerwände der Patrizierhäuser waren meist in Pfeiler mit Segmentbogennischen aufgelöst. Die teilweise tiefen Nischen waren wohl mit mehreren Regalböden ausgestattet, wie die Nuten in den Nischenlaibungen zeigen. Im Keller des Hauses Große Bäckerstraße 9 (1598) sind sogar noch Reste von in den Nischen eingebauten Wandschränken erhalten. Auch im Keller des Michaelisklosters waren Regalböden eingefügt (Plath, 1980, Abb. 27).

Es muß wohl allgemein üblich gewesen sein, die großen Kellermauerstärken für Wandschränke und Regale auszunutzen, um dort Waren für den täglichen Bedarf oder für den Handel zu lagern.

Die unterschiedlichen Kellerwandstärken sind nicht ohne weiteres zu deuten. So betragen sie im Hause Große Bäckerstraße 26 (um 1400 und 1517/18) an der Traufseite zur Münzestraße 180 cm. Im Durchschnitt sind die Kellerwände, falls sie zu messen sind, von geringerer Stärke, meist aber mindestens 80 cm. Es ist zu vermuten, daß unterschiedliche Mauerstärken mit späteren Einwölbungen, die neue Auflager benötigten, in Zusammenhang stehen.

Die Kellernischen sind fast ausschließlich mit Segmentbögen überspannt. Nur im Keller des Hauses Große Bäckerstraße 6 (1323) sind in den Zwischenwänden spitzbogige 1/2-Stein tiefe Nischen. Diese Nischen sind mit grün glasierten Ziegelsteinen und eingedrückten Stempeln überdeckt. In diesen Flachnischen waren keine Spuren von Regalböden sichtbar.

Fußböden

Alle Keller der Patrizierhäuser waren gepflastert, zumeist mit rechteckigen oder quadratischen Ziegelplatten. Die Ziegelplatten waren in verschiedenen Mustern verlegt. Die Platten selber waren unglasiert. Im Kellerraum des Hauses Am Sande 50 (um 1300) lag in einem Teil eine Kieselpflasterung.

Kellerhöhen

Die Keller hatten keine einheitlichen Höhen, die geringsten Höhen hatten die Balkenkeller. Hier lagen die Balken ca. 1,90 m über dem Fußbodenniveau. Bei den Gewölbekellern waren dagegen sehr unterschiedliche Höhen anzutreffen, die 2,50 m bis 3,50 m in ihrem Scheitelpunkt erreichten. Besonders aufwendig gestaltet ist der vordere Keller des

Hauses Große Bäckerstraße 26 um 1600 und 1517/18, der im Scheitel seines Tonnengewölbes 3,45 m über dem Kellerboden mißt. Der höchste Kellerraum vom Hause Ochsenmarkt 1 (um 1560) mißt 2,80 m im Scheitelpunkt.

Kellerzugänge

Fast alle Keller hatten von der Straße aus einen Zugang, der ca. 1,50 m breit war. Mit seinem ca. 2,00 m breiten Eingang bildet der Keller vom Hause Große Bäckerstraße 26 eine Ausnahme.

Dadurch daß das Straßenniveau ehemals erheblich unter dem heutigen lag (ca. 1,00 - 1,50 m niedriger), ragte der Keller aus dem Erdreich heraus und bedurfte nur einer kleineren Treppenanlage, die nie mittig lag, sondern meist weit nach außen gerückt oder an einer Seitenwand. Teils lag diese Treppenanlage im Straßen-, teils im Kellerbereich, wodurch sie auch aufgrund des starken Kellermauerwerks nur wenig in den Kellerraum hineinragte.

Neben diesem Zugang von der Straße hatten die Keller fast immer noch einen weiteren Zugang vom Hofe aus. Zum Keller des Hauses Schröderstraße 16 (um 1400) führte noch ein weiterer Eingang von der Apothekenstraße aus. Ob diese großen Kelleranlagen der Patrizierhäuser, wie z.B. Schröderstraße 16, immer auch einen Zugang vom Erdgeschoß besaßen, ist unklar. An der Großen Bäckerstraße 26 war im älteren Gebäudeteil ein Kellerraum abgetrennt, der nur von der Großen Bäckerstraße aus zugänglich war, nicht aber vom Erdgeschoß aus oder von einem anderen Kellerraum. Die meisten Kelleranlagen wurden aber von der Straße und vom Erdgeschoß aus erschlossen.

Wandkamine

In einigen Kellern waren Kamine anzutreffen, die den Kellerraum beheizten (Am Berge 35, um 1467; Schröderstraße 16,

unter dem seitlichen Flügelbau von 1559; auch in den Kellern des Rathauses und Grapengießerstraße 7 (BKD, 422)).

Die Kamine waren aus Ziegelstein gemauert, mit einer leicht vorgewölbten Kaminschürze versehen, unter der, im Wandbereich vertieft liegend, die Feuerungsöffnung eingeschnitten war. Der Schornstein wurde von der Wandstärke aufgenommen und lag im Wandbereich. Die Befunde sind nur Zufallsfunde, da diese Feuerstellen durch Abschlagen der Schürze und Aufmauern der Öffnungen entfernt werden konnten, ohne daß große Spuren zurückblieben. In nicht zur Sanierung anstehenden Objekten sind diese Feueröffnungen kaum erkennbar. Man darf daher damit rechnen, daß es nicht unüblich war, Kellerräume mit Feuerstellen zu versehen.

3.3.1 Dachwerke

3.3.1.1 Das Kehlbalkendach

Das Kehlbalkendach war die übliche Dachkonstruktion der Lüneburger Patrizierhäuser. Die Dachbalken und die hierin eingezapften Sparrenpaare bildeten ein unverschiebbares Dreieck. Ein oder mehrere Kehlbalkenlagen steiften die Sparrenhölzer gegen das Durchbiegen aus. Die Dachbalken und Sparren wurden durch Zapfung, die Sparren untereinander mit Blattungen miteinander verbunden. Die Kehlbalken waren bis gegen 1590 durch Blattungen mit dem Sparren verbunden, erst dann ging man auch hier zur Zapfung über.

Anblattungen und Verzapfungen konnten regional unterschiedlich gehandhabt werden. So konnte Bedal für den Großteil Holsteins und das südliche Schleswig schon seit der Mitte des 16. Jahrhunderts Verzapfungen des Kehlbalkens feststellen. Im südlichen Lauenburg hingegen wurden die Dachwerke noch bis ins 17. Jahrhundert geblattet, wobei die Blätter mit Fugennägeln befestigt wurden (1977, 94).

In den untersuchten Städten des Fürstentums Lüneburg konnte Neugebauer bis ins 18. Jahrhundert hinein die Verblattung von Kehlbalken und Sparren (1981, 27) verfolgen. In Lübeck hingegen verzapfte man bereits seit dem 13. Jahrhundert die Kehlbalken mit den Sparren (Kruse, 1983, 43).

In Lüneburg blieb man bis zum Ende des 16. Jahrhunderts bei Kehlbalkenblattungen. Die Sicherung der Holzverbindung erfolgte mit Holznägeln. Bedal stellte für Schleswig-Holstein fest, daß Verzapfungen und Blattungen auch materialgebunden verwendet wurden. So erscheint mit der nun wieder üblichen Verwendung von Kiefernholz für Dachgerüste im 18. und 19. Jahrhundert auch wieder die Blattung als Holzverbindung. Evtl. könnte auch hierin die Begründung liegen, warum in Lüneburg so lange an den Blattungen festgehalten wurde; denn schon seit dem 14. Jahrhundert wird in Lüneburg gleichzeitig nebeneinander in einer Dachkonstruktion Nadel- und Eichenholz verwendet. Vor allem die Sparren sind aus Nadelholz hergestellt, Kehlbalken, Unterzüge und Stuhlsäulen jedoch zumeist aus Eichenholz. Es kann aber auch im Wechsel ein Sparren aus Nadel- und einer aus Eichenholz verwendet worden sein, wie beim 1361 errichteten Haus Auf dem Kauf 9. Zu beobachten war, daß besonders in den Dachkonstruktionen der Gebäude des 14. Jahrhunderts mehr Nadelholz verwendet wurde als bei den späteren. Im 16. Jahrhundert wurden sie zum größten Teil nur noch aus Eichenholz hergestellt. Es ist also möglich, daß die Abwendung von der Blattung zur Verzapfung des Kehlbalkens auch mit der Hinwendung zur stärkeren Eichenholzverarbeitung zusammenhängt.

Neben den einfachen Kehlbalkendächern mit mehreren Kehlbalkenlagen, die auch durch Auflage von Bohlen als Dachgeschoßbalken verwendet wurden, sind schon frühzeitig Hängewerke und Sprengwerke in Dachkonstruktionen nachgewiesen. Die Hängehölzer oder Hängesäulen ermöglichen einen stützf freien Raum unter dem Dachbereich, da die Last

durch die Hängekonstruktion abgefangen und auf die Sparren übertragen wird.

Hängewerkskonstruktionen kommen schon frühzeitig im Sakralbau in der Umgebung Lüneburgs vor (z.B. Laurentiuskirche in Hittfeld, Kreis Harburg, 12. Jahrhundert; Bardowicker Dom, Ende 14. Jahrhundert; Kloster Lüne, Westflügel, Ende 14. Jahrhundert; Eitzen 1955, 25-35).

In der Profanarchitektur Lüneburgs sind sie seit dem 14. Jahrhundert zu fassen. Zum Beispiel wurde die Dachkonstruktion des seitlichen Flügelbaues vom Hause Grapengießerstraße 45 (um 1323), die zum größten Teil aus Nadelholz besteht, mit Hängehölzern in jedem 2. Gebinde versehen. Diese halten einen Unterzug, der die untere Kehlbalckenreihe unterstützt und der Längsaussteifung der Dachkonstruktion dient. Dieses Hängeholz sitzt nicht in der Giebelspitze, sondern seitlich davon am Sparrenholz. Nach den Untersuchungen von Eitzen (1955, 34) gehören diese außerhalb der Firstlinie angebrachten Hängehölzer zu den älteren Konstruktionen (s. auch Laurentiuskirche in Hittfeld, 12. Jahrhundert). Im Laufe des 14. Jahrhunderts werden die Hängesäulen unterhalb des Firstes angebracht und mit dem Sparrenpaar verbunden. Die Hängesäulen reichen zumeist bis zum Dachbalken herab und halten dort einen Unterzug, der die Deckenbalken stützt, oder sind direkt mit den einzelnen Deckenbalken verbunden (z.B. Dachwerk Fürstensaal Rathaus um 1480 (Eitzen, 1955, 29); Am Berge 35, um 1467; Am Sande 31, Flügelbau, um 1500).

Um im Hause Am Berge 35 einen stützenfreien Raum im hinteren Teil des Obergeschosses zu erhalten, wurde hier jedes zweite Gebinde im Wechsel mit einer Hängestütze und mit einer Schrägstütze versehen, da der Unterzug aufgrund eines mittig in der Rückwand liegenden Kamins nur außermittig einzufügen war. Am um 1560 errichteten Haus Ochsen-

markt 1 ist die Hängesäule nicht mehr in dem Sparrenpaar in der Firstmitte befestigt, sondern am letzten oberen und dem untersten Kehlbalken.

Neben den Hängewerken kommen vor allem im 15. Jahrhundert auch Sprengwerke vor, die eine ähnliche Funktion wie die Hängewerke übernehmen und die Dachbalken vor dem Durchbiegen schützen sollen. Ein aufwendiges Sprengwerk finden wir im Dach des seitlichen Flügelbaues Am Sande 43 (um 1500). Der Sprengbock trägt hier einen Überzug, der mit dem Dachbalken verbunden ist. Der Sprengbock ist mit den Kehlbalken verblattet, und zusätzlich sind zwei waagerechte Hölzer zwischen Sprengbock und Sparren eingezapft. Die erste Kehlbalkenreihe wird von einem weiteren Unterzug unterstützt.

Die teilweise mit vier Dachböden und 5 Kehlbalken ausgebildeten Dächer der Patrizierhäuser tragen zum größten Teil Stuhlreihen, die auf dem Dach- bzw. Kehlbalken stehen. Diese Stuhlreihen tragen einen Unterzug, wobei über jedem Ständer ein Sattelholz liegt. Diese Hölzer sind besonders im 14. Jahrhundert sehr gut bearbeitet. So sind z.B. die Stuhlsäulen vom Hause Große Bäckerstraße 5 als Achtecke ausgebildet, die Sattelhölzer in gleicher Breite abgefast und die Enden mit Stäben versehen. Die Hölzer des 15. Jahrhunderts tragen meist nur Abfasungen, die mit einem kleinen Versatz auslaufen. Die Sattelhölzer waren mit Eisennägeln an die Unterzüge geheftet.

Zur Längsversteifung der Dachkonstruktion wurden Windverbände (auch Windrispen genannt) schräg unter die Sparren mit Eisennägeln geschlagen.

Die Dachbalken lagen auf Mauerlatten auf dem Außenmauerwerk auf, stießen aber nicht nach außen durch, sondern das Mauerwerk wurde daran vorbeigezogen, so daß der Balkenkopf geschützt war. Zur Überbrückung des Teils zwi-

schen äußerer Mauerkrone und dem weit innenliegenden Sparrenansatz wurden sogenannte Auflanger auf die Sparren aufgelegt, und somit wurde dieser Bereich überdeckt. Diese Auflanger haben zur Folge, daß sie sich in der Dachfläche durch einen Knick abzeichnen.

Treffen zwei Giebelhäuser mit ihren Traufseiten zusammen, so wird die Mauerkrone, wohl aus Brandschutzgründen und zur Aufnahme der Wasserrinne, noch ca. 50 cm höher gezogen, als für die Auflager der Dachbalken notwendig gewesen wäre. Zur Überbrückung dieses Bereichs wird ein Auflanger mit Querholz und Querversteifung aufgesetzt. Dachlatten sind zur Aufnahme von der Bedachung und zur zusätzlichen Queraussteifung des gesamten Daches in allen Fällen vorhanden.

Die Dachwerke der Flügelbauten mit Fachwerkobergeschossen sind ebenfalls als Kehlbalkendächer mit Dachbalkenzimmerung ausgebildet, d.h. die Sparren wurden direkt in die Dachbalken eingezapft. Der Dachbalken kragt an der Fachwerkseite über die Konstruktion vor und wird durch eine Knagge getragen. Der Auflanger liegt auf dem Dachbalken auf oder wird von einer Dachschwelle gestützt.

3.3.1.2 Die Dachhaut

Die Eindeckung der Gebäude erfolgt schon frühzeitig mit "Mönch" und "Nonne". 1282 wird bereits ein Ratsziegelhaus erwähnt, und seit 1295 ist dort die Herstellung von Mönch und Nonne belegt (Krüger, 1933, 4). Die Eindeckung mit Dachziegeln hängt wohl auch mit dem Ziegelstatut von Herzog Otto zusammen, der während seiner Regierungszeit verfügt, daß alle Gebäude in Stein zu errichten sind.

Es ist jedoch nicht zu erwarten, daß zu dieser Zeit jedes Gebäude mit Dachziegeln eingedeckt war, sondern wohl auch

noch Stroh als Deckung benutzt wurde. In der Feuerverordnung von 1669 wird nochmals strengstens untersagt, eine Weichbedachung zu benutzen, und deren Verwendung wird unter Strafe gestellt. "Es sol auch hinfüro Nimand/wer der auch sey / sein Tach mit Strohdocken oder Popcken eindecken lassen / wiedrigenfals sol der Hauswirth mit 30 Marck bestraffet / und der Maurmann / so selbiges verrichtet / mit Gefängnis oder mit einer Buße belegt werden" (gedruckte Feuerverordnung von 1669).

Neben der Ziegel- und Stroheindeckung wurden aber auch Schieferplatten benutzt, jedoch wohl nur bei aufwendigen Gebäuden. So konnten bei der Grabung auf dem ehemaligen Michaeliskloster von 1376 neben den Mönch- und Nonne-Ziegeln auch Schieferplatten ergraben werden, die der Dachdeckung gedient haben (Plath, 1980, 64). Es ist möglich, daß der Schiefer aus dem Harzvorland, dem Goslarer Gebiet mitgebracht wurde, denn Lüneburg hatte engere wirtschaftliche Verbindung zur Harzstadt und bezog auch das Blei für die Siedepfannen sowie das Silber für die städtische Münze aus Goslar. In Goslar stammen die ersten urkundlichen Erwähnungen des Baumaterials Schiefer aus dem letzten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts. Als Dacheindeckung sind Schieferplatten seit 1323 in Goslar bekannt (Griep, 1959, 52).

3.3.1.3 Dachrinnen

Zwischen zwei mit den Traufwänden aneinanderstehenden Gebäuden lag am Dachfuß eine hölzerne Rinne aus ausgenommenen Halbhölzern, die mit einer leichten Neigung zur Straße hin verlegt waren. Über die Erhaltung dieser Rinnen gab es immer wieder Streitigkeiten zwischen den Nachbarn, weil deren Vernachlässigung auch Schaden beim Nachbarn verursachte. Bei freistehenden Gebäuden lief das Regenwasser vom Dach ohne Rinnenauffangung auf die Parzelle. Über die-

sen sogenannten "Tropfenfall" gibt es in Lüneburg ebenso wie in den meisten Städten Bestimmungen. Trotzdem kam es immer wieder zu Streitigkeiten zwischen den Nachbarn, weil sie sich durch deren Regenwasser belästigt fühlten (s. Thomsen, 1937, 87ff, 114ff.).

Erst als man begann, die Häuser in unterschiedlicher Höhe zu errichten, wurden Rinnen unmittelbar unter das Dach gehängt (Thomsen, 1937, 116).

3.2 Fassadengestaltungselemente

3.2.1 Das Hauptgebäude

3.2.1.1 Giebelformen

Die norddeutsche Backsteinarchitektur wird vor allem durch ihre Giebelgestaltung geprägt. Neben den einfachen Dreiecksgiebeln entwickelte sich schon frühzeitig eine differenzierte Gestaltung von weiteren Giebelformen wie Staffel-, Fialen- oder Schildgiebel. In den verschiedenen Landschaften des Backsteingebietes herrschten unterschiedliche Formen vor. In dem von Lübeck und Lüneburg geprägten westlichen Teil bestimmte vor allem der Staffelgiebel das städtische Bild.

3.2.1.1.1 Der Staffelgiebel

Der Staffelgiebel, der die Dachlinien mit Staffeln oder Stufen begleitet, entwickelte sich wohl aus Vorbildern des Rheinlandes zu Beginn des 13. Jahrhunderts und gehört seit dieser Zeit zum typischen Erscheinungsbild der norddeutschen Städte.

In Lüneburg ist der Staffelgiebel seit Beginn des 14. Jahrhunderts belegt und fast stets mit unpaariger Anzahl der Staffeln ausgebildet. Bei kleineren Giebeln werden fünf, bei größeren bis zu 11 Staffeln vorgenommen.

Drei oder vier Staffelungen, wie sie in Lübeck besonders im 14. Jahrhundert häufig sind, kommen in Lüneburg nur als Ausnahmen vor.

So stellen die Dreistaffelgiebel mit Blendarkade, der Rückgiebel (die Vordergiebel sind nicht erhalten) der Häuser Am Berge 35 von um 1467 und Große Bäckerstraße 15 von 1558, in Lüneburg eine Ausnahme dar. Jeweils ein Staffel sitzt hier an den beiden unteren Giebelecken und ein weiterer dritter im First. Am Rückgiebel des Flügelbaus Am Sande 31 (zweite Hälfte 16. Jahrhundert) ist nur ein Staffel an der östlichen unteren Seite des Rückgiebels erhalten; zumal auch hier firstmittig, wie bei den vorgenannten Objekten, ein Rauchabzug untergebracht war, wäre es möglich, daß auch dieser Giebel als Dreistaffelgiebel, jedoch ohne Blendarkade, ausgebildet war.

Eine weitere Sonderform bietet der 1482 erbaute Giebel des Küchengebäudes vom Kloster Lüne (Krüger, 1933, 53). Hier ist der Giebel als Zweistaffelgiebel behandelt. Der dritte mittlere Firststaffel fehlt.

Diese Sonderformen der Giebelgestaltung von Zwei- oder Dreistaffelgiebeln beschränken sich in Lüneburg zeitlich auf die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts und auf das 16. Jahrhundert.

Der Staffelgiebel mit Blendarkatur wird nicht nur auf Bürger- und Patrizierhäusern errichtet, sondern auch für die Gestaltung klösterlicher Gebäude und für die Erweiterungsgebäude des Rathauses angewendet, jedoch nicht für den Kirchenbau. Hier findet zwar auch die Staffelblendarkade ihre Anwendung, jedoch nie der Staffelgiebel. Statt dessen wird als Giebelabschluß immer nur der einfache Dreiecksgiebel gewählt (s. Johanniskirche, Turm von 1406). Die sogenannten "einhüftigen" Giebel (vgl. Stier, 1972, 71ff.), die nur eine Erhebung im Mittelteil tragen,

fehlen in Lüneburg ganz. Paarige Staffellungen waren nicht gebräuchlich. Hingegen sind Giebel mit einer mittleren gleichhohen Doppelblende in Lübeck häufiger und u.a. an der Großen Petersgrube 15 belegt (Hübeler, 1968, T 13). Nur das Haus Große Bäckerstraße 5 von 1343 nähert sich in Lüneburg dieser Form. Hier ist der Giebel zwar mit paarigen Blenden angelegt, so daß die beiden mittleren der sechs Blenden zusammen einen oberen breiten Mittelstaffel bilden, mittig ist dann auf diese ein weiterer Staffel aufgesetzt, der sich nicht aus der Blendengliederung ergibt. Aufgrund der Verwendung gleicher Formsteine ist zu vermuten, daß er gleich beim Errichten der Fassade mit aufgesetzt worden ist.

Die Ansicht der Staffelgiebel wird fast ausnahmslos durch eine Staffelblendarkade gegliedert, die im 14. und 15. Jahrhundert spitzbogig, später rundbogig ausgeführt ist. Die Staffeln des Giebels folgen den Blenden. Anfänglich läßt sich ein noch lockeres Verhältnis zwischen Blenden und Staffeln erkennen, so daß Staffeln und Blenden nicht genau übereinander liegen müssen (s. auch Michler, 1967, 6), aber bald werden Stufen und Blenden voneinander unabhängig. Während am Rückgiebel des Hauses Am Sande 50 (um 1300) noch diese lockere Verbindung zwischen Blenden und Staffeln zu verfolgen ist, läßt der Giebel am Hause Grapengießerstraße 45 (von 1323) schon eine straffere Organisation der Arkadenpfeiler auf eine Abhängigkeit zwischen Blenden und Pfeiler erkennen. Gleichzeitig kommt es zur rechteckigen Rahmung der einzelnen Blendenfelder und Staffeln durch Formsteine.

Die Blendarkaden ziehen sich als Hochblende über das Giebeldreieck hinaus bis in das Obergeschoß des Hauses und enden dort auf einem Fries oder Gesims. Diese Gliederung läßt den Staffelgiebel sehr hochragend erscheinen, da

das Obergeschoß optisch zum Giebel addiert wird, während das hohe Erdgeschoß als Sockelzone erscheint. Seit der Mitte des 15. Jahrhunderts ändert sich dieses Übergreifen der Giebelblenden auf das Obergeschoß. Nun enden die Blendarkaden bereits am Fuße des Giebeldreiecks auf einem breiten Friesband. Das Obergeschoß erhält seine eigene Gliederung, die auf die schmale Einteilung des Giebeldreiecks keine Rücksicht mehr nimmt, sondern die von den breiter werdenden Fensteröffnungen ausgeht. Diese Veränderung der Fassadengestaltung wird wohl im Zusammenhang mit den stärker werdenden Belichtungsbedürfnissen der Wohnräume im Obergeschoß zu sehen sein (z.B. Am Berge 35).

1517/18 wird mit der Gestaltung des Rückgiebels des Hauses Große Bäckerstraße 26 (der Vorgiebel ist nicht erhalten) die mehrere Jahrhunderte verbindlich gebliebene Giebelgestaltung durch Staffelblendarkaden erstmals nachweisbar durchbrochen. Statt der Staffelblenden werden nun waagerechte Friese als verbindende Elemente der Staffeln angewendet. Diese Gestaltung kann sich aber erst langsam durchsetzen. Die Staffelblendarkade wird dann bis ca. 1550 immer stärker verdrängt und kommt nach der Mitte des 16. Jahrhunderts nicht mehr vor, auch wenn der Staffeligiebel weiterhin das wichtigste Gestaltungselement der Giebelkontur bleibt.

3.2.1.1.2 Der Dreiecksgiebel

Der Dreiecksgiebel, der in seinen Umrissen den Winkeln des Daches folgt, findet in Lüneburg in sehr viel geringerem Ausmaße Anwendung als der Staffeligiebel, ist aber schon seit dem 14. Jahrhundert belegt. Dabei beschränkt sich seine Anwendung nicht nur auf die Rückgiebel der Häuser, sondern er wird gelegentlich ebenso für die Straßenfassade herangezogen. Der Dreiecksgiebel erhielt

keine Staffelblendarkadengliederung wie der Staffelgiebel (Ausnahme: Johanniskirche, Kirchturm von 1406), sondern wird nur durch eingeschnittene Spitzbogenfenster gegliedert (z.B. Auf dem Kauf 9 von 1361; Große Bäckerstraße 21, um 1377).

3.2.1.1.3 Der Fialen- und Schildgiebel

Der Fialengiebel, auch Pfeilergiebel genannt, wird durch die Pfeiler der Arkadenbögen gebildet, die über die Dachschrägen hinausgeführt und teils als Fialen ausgeformt werden (z.B. Rathaus Hannover, Umbau von 1454 - 56). Zwischen den Fialen kann der Giebelabschluß den Dachflächen folgen oder einen geraden staffelartigen Abschluß bilden.

Der Schildgiebel wird aus der über das Dach hochgezogenen Fassadengliederung gebildet, die einen geraden, mit Zinnen versehenen Abschluß hat und die Dachform verdeckt (z.B. Lüneburg, Braunstraße 12). Zwar sind in Lüneburg sowohl Fialen- als auch Schildgiebel nicht erhalten und in der Baubsubstanz auch nicht mehr nachweisbar, dennoch ist nach Bildquellen von ihrem einstigen Vorkommen auszugehen.

In der Ansicht der Stadt Lüneburg aus der Vogelschau, die als Kupferstich von Braun und Hogenberg für den Städteatlas von 1598 hergestellt wurde (s. Brebbermann, 1976, Faltblatt 5), sind an der Südseite des Marktes, Am Sande sowie hinter dem Kloster Heiligental Fialengiebel zu erkennen. Zwischen dem Kloster Heiligental und der Johanniskirche schaut ebenfalls ein Schildgiebel hervor. Diese Stadtansicht ist nach Brebbermann (1976) dem Lüneburger Maler Daniel Frese zuzuschreiben, von dem mehrere Stadtansichten bekannt sind. Frese, der in Lüneburg (Schoßrolen 1573 - 1610, St.A. Jbg. AB 73) neben dem Hause Neue Sülze 8 wohnte, kannte Lüneburg genau, so daß man auch

nach einem Vergleich mit Dargestelltem und der noch vorhandenen Substanz wohl von einem hohen Realitätswert sprechen und annehmen kann, daß beide Giebelformen in Lüneburg auch vorkamen.

3.2.1.1.4 Traufenhäuser

Neben den Giebelhäusern sind aus dem 15. Jahrhundert aber noch zwei traufenständige Häuser überliefert, einmal der Viskulenhof an der Salzstraße am Wasser und das am Markt gelegene Haus Große Bäckerstraße 31. Der seitliche Giebel des Viskulenhofes ist abgetragen und erneuert. Der Giebel des abgebrochenen Hauses Große Bäckerstraße 31 war mit einer Staffelblendarkade versehen und wahrscheinlich als Staffeligiebel ausgebildet, doch fehlen die Staffeln auf dem nur durch ein Foto dokumentierten Giebel. Diese Art der Hausgestaltung ist aus dem 15. Jahrhundert nur von den beiden Gebäuden bekannt (einmal abgesehen von den Einzelgebäuden des Rathauskomplexes). Beides sind Patrierhäuser mit Nebengebäuden. Ungewöhnlich und auffällig ist die reiche Giebeldurchbildung des Hauses Große Bäckerstraße 31. Die Gestaltung läßt vermuten, daß der nördliche Giebel ehemals frei gestanden hat und nicht eingebaut war.

Weitere traufenständige Gebäude sind dann aufgrund neuer Einflüsse in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts errichtet worden. Sie sind weiter unten unter "Werkstein als Fassadengliederung" behandelt.

3.2.1.2 Fenster- und Portalformen

Im Giebeldreieck wurden zwischen den Arkadenpfeilern der Staffelblenden Belichtungs- und Belüftungsöffnungen untergebracht. Diese, zumeist als Zwillingsfenster ausgebildeten Öffnungen erhielten spitzbogige, segmentbogige, zu-

meist aber Dreipaßüberdeckungen.

An dem um 1300 errichteten Rückgiebel des Hauses Am Sande 50 liegen zwischen der Arkade spitzbogige Zwillingsfenster. Die eigentlichen Fensteröffnungen werden aber durch einen um einen halben Stein zurückliegend eingespannten Segmentbogen gebildet. Diese zurückliegende Fläche zwischen dem Spitz- und Segmentbogen ist mit Putz versehen worden. Fensterformen dieser Art, jedoch nicht als Zwillingsfenster, sondern als Einzelform, treten auch an Dreiecksgiebeln ohne Staffelblendarkadengliederung auf, wie am Vorgiebel vom Hause Auf dem Kauf 9 von 1361 und dem Rückgiebel des Hauses Große Bäckerstraße 21 von um 1377 zu sehen ist. Am Rückgiebel des Hauses Große Bäckerstraße 21 sind die Fenster des Obergeschosses dann mit Zwillingsfenstern versehen, die nur segmentbogige Stürze besitzen und nicht spitzbogig überfangen sind. Reine spitzbogige Zwillingsfenster ohne segmentförmige Einspannbögen sind nur vom Rückgiebel des um 1467 errichteten Hauses Am Berge 35 bekannt, hier aber in einer Staffelblendarkade untergebracht. Neben den spitzbogigen, mit eingespannten Segmentbögen versehenen Fenstern, die vor allem auf das 14. Jahrhundert beschränkt bleiben, setzen sich auch die spitzbogigen Dreipässe durch, die fast ausschließlich die Zwillingsfenster bis um 1480 überdecken. Als Nischenbogen kommt diese Überdeckung bereits im Keller des Hauses Große Bäckerstraße 5 von 1343 vor. Außerhalb der Profanarchitektur finden wir diese Form auch über den Figurennischen im südlichen Seitenschiff der im 14. Jahrhundert errichteten Kirche des Klosters Ebstorf (Hahn-Woerle, 10) sowie in der aus dem 14. Jahrhundert stammenden nördlichen Chorwand der Lüneburger Johanniskirche (BKD, 88).

Diese spitzbogigen Dreipaßbögen wurden immer aus vierteiligen Formsteinen gebildet, wobei jeweils zwei eine Bogen-

seite bilden (z.B. An der Münze 7, zweite Hälfte 15. Jahrhundert; Am Sande 53, Mitte 15. Jahrhundert). Mit dem Aufkommen des Tausteins in der Mitte des 15. Jahrhunderts wird allmählich auch der spitzbogige Dreipaßbogen durch einen rundbogigen aus zweiteiligen Formsteinen abgelöst und dient nun der Zwillingsfensterüberspannung.

Aber bereits seit Beginn des 16. Jahrhunderts wurden diese Zwillingsfenster immer stärker durch einteilige Segmentbogenfenster abgelöst (Große Bäckerstraße 26 von 1517/18). Nur in den Staffeln blieben sie noch bis zum Ende des 16. Jahrhunderts mit einer Dreipaßüberdeckung erhalten (Große Bäckerstraße 9 von 1598). An einigen ausschließlich bürgerlichen Gebäuden ist die mittlere Blende nicht mit Fensteröffnungen sondern mit Luken durchsetzt. In der Giebelspitze ermöglichte ein Ausleger mit Aufzug den Transport von Waren in die oberen Geschosse und Dachgeschosse (z.B. Am Sande 14/15, um 1540; Am Berge 5, 1450 - 70; Am Sande 46, 1535; aber auch am klösterlichen Gebäude Auf dem Kauf 9, 1361).

Laufen noch im 14. und in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts die Blenden bis ins Obergeschoß hinunter, ändert sich dies um ca. 1460. Seit dieser Zeit enden die Lisenen der Blendarkaden bereits am Fuße des Giebeldreiecks oberhalb des Obergeschosses auf einem Fries. Gleichzeitig werden die Fenster des Obergeschosses zu breiten Segmentbogenöffnungen umgestaltet (Am Berge 35, um 1467; Am Berge 5, 1450 - 70).

Seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts ist allgemein eine Tendenz zu größeren Lichtöffnungen zu beobachten. Als erstes Anzeichen hierfür muß schon die Beschränkung der Blendarkade auf das Giebeldreieck zugunsten der besseren Durchfensterung des Obergeschosses gesehen werden.

Zur ursprünglichen Fenstergliederung des Erdgeschosses sind nur schwer Aussagen zu machen, da alle Erdgeschoßfassaden die letzten Reste ihrer ursprünglichen Gestalt durch Ladeneinbauten mit ihren großen Fensteranlagen verloren haben. Fotomaterial und Bauakten lassen nur bedingt Rückschlüsse auf ehemalige Öffnungsformen zu.

Den einzigen Beleg für eine Fenstergliederung des Erdgeschosses eines Patrizierhauses vor dem 16. Jahrhundert finden wir an dem im 15. Jahrhundert erbauten Hause Markt 2. Hier ist hinter einer jüngeren Fensteranlage noch die ursprüngliche Öffnungsüberdeckung in Form eines Segmentbogens dokumentiert. Ebenso liegt an diesem Hause hinter der Auslucht ein weiterer Segmentbogen. Eine Binnengliederung ist nicht mehr zu sehen. Als Vergleichsbeispiel kann das zwischen 1480 - 95 errichtete Bruderschaftshaus "Der Kaland" herangezogen werden. Auch hier sind links und rechts neben dem Eingangsportal hohe, fast bis unter die Balkendecke reichende, segmentbogige Öffnungen sichtbar. Vergleicht man die wenigen erhaltenen Objekte aus den übrigen Bereichen des Backsteingebietes, wie z.B. das Haus in Stargard, Mühlenstraße 8 aus dem beginnenden 15. Jahrhundert (Suhr, 1935, 42; Abb. T. 104 bei Hauke 1975), so kann man doch annehmen, daß diese breiten, hohen, segmentbogig überdeckten Öffnungen, die links und rechts der Portale standen, nicht unüblich waren. In diesen Öffnungen wird wohl eine Fenstergliederung aus Ziegelsteinpfeilern gestanden haben, die dann mit kleinen Glasfenstern und Holzläden geschlossen wurden. Erhalten sind sie jedoch nicht, denn gegen Ende des 15. Jahrhunderts begann eine starke Umbauwelle, der vor allem die alten Fensterkonstruktionen zum Opfer fielen. Zur stärkeren Belichtung der Räume wurden größere Öffnungen angelegt, die nun mit Holzstürzen überdeckt wurden, so daß die Segmentbögen weichen mußten. Die Öffnungen wurden nun mit großen ver-

glasten Fensteranlagen geschlossen. In der Mitte des 16. Jahrhunderts kommt es darüber hinaus zu Straßenausbauten, den sogenannten "Utluchten", die dreiseitig verglast waren, für die dann ältere Konstruktionen ebenfalls weichen mußten (Markt 2).

An den Traufseiten wird der dortigen Fassade nicht wie im Giebel eine Blendengliederung aufgelegt, sondern die Fenster wurden ins Mauerwerk eingeschnitten und mit Formsteinen umrahmt.

Im 14. Jahrhundert wird diese Fassade in den Zwischen- und Obergeschossen vor allem mit dem Spitzbogenfenster versehen (Grapengießerstraße 45 von 1323; Große Bäckerstraße 21 von um 1377; Auf dem Kauf 9 von 1361; Schröderstraße 16 von um 1400). Besonders deutlich ist diese Gliederung an der zur Kuhstraße liegenden Traufe des in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts errichteten Gebäudes Grapengießerstraße 15 zu sehen. Hier sind mehrere kleine Spitzbogenfenster mit einer Rahmung aus dreifach gekehlten Formsteinen im Zwischengeschoß aneinandergefügt. Wie das zweite Obergeschoß des Hauses Auf dem Kauf 9 von 1361 zeigt, wurden neben den spitzbogigen Fenstern auch segmentbogige eingebaut. Die Erdgeschoßfenster der Traufseite des 14. Jahrhunderts waren wohl nicht als spitzbogige Öffnungen ausgeführt, sondern mit Segmentbögen überdeckt gewesen. Ansonsten sind im Gegensatz zum Giebel seit dem beginnenden 15. Jahrhundert Spitzbogenfenster in den Obergeschossen und Zwischengeschosson der Traufseite nicht mehr verwendet worden, sondern nur noch Segmentbogenfenster.

Die Obergeschosse erhielten nun eine segmentbogige Blendarkadengliederung, in die segmentbogige Zwillingsfenster oder meist Einzelfenster eingestellt wurden. Wie noch am

Hause Schröderstraße 16 von um 1400 und Am Sande 44 aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts zu sehen, werden die Traufseiten der Erdgeschosse zur Hofseite hin durch eine große Arkadenreihe gegliedert. Diese Öffnungen wurden wohl auch durch eine Innengliederung aus Backsteinen zur Aufnahme von Fenstern und Läden vorbereitet.

Die Giebeldreiecke der Rückgiebel mit ihren Blendarkaden oder seltener mit ihren einfachen Dreiecksgiebeln waren ähnlich gestaltet wie die Vordergiebel. In ungefähr halber Giebelbreite schloß hier nun der rückwärtige Flügelbau an. Die andere Giebelhälfte war für die Belichtung der Diele und für einen hinteren Hofausgang vorgesehen. Aus der Zeit vor der Umbauwelle gegen Ende des 15. Jahrhunderts ist nur noch ein Teil der Rückgiebelgliederung von dem um 1377 errichteten Hause Große Bäckerstraße 21 als dreifache segmentbogige Arkade erhalten.

Fast alle Teile der älteren Häuser erhielten in den Bereichen, die der Wohnnutzung dienten, im Erd- und Obergeschoß mit nur wenigen Ausnahmen seit dem Ende des 15. Jahrhunderts und im Laufe der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts neue, größere Fensteröffnungen. Wie die Neubauten aus der Mitte des 16. Jahrhunderts bezeugen, wurden die Segmentbogenfenster nicht aufgegeben, sondern nur in größerem Ausmaße erstellt und für eine Gesamtfensteranlage hergerichtet (Ochsenmarkt 1; Neue Sülze 8; Salzstraße 17). Die Verwendung von Holzstürzen an Hauptgebäuden deutet in den meisten Fällen auf Umbauten älterer Bausubstanzen zugunsten größerer Fensteröffnungen hin. Dies war konstruktiv die einfachste Methode, die ältere Bausubstanz den neueren Bedürfnissen anzupassen.

Das dominierendste des Giebelhauses ist der Staffelgiebel, daneben aber auch das Portal. In der Portalgestaltung des Lüneburger Patrizierhauses bleibt eine gewisse Kontinuität

bestehen. Bedingt durch die innere Hausorganisation wurde das Eingangsportal nie mittig unter die Giebelspitze gestellt, sondern immer leicht außermittig angeordnet. Das vom 14. bis zum Ende des 16. Jahrhunderts fast ausschließlich spitzbogig ausgebildete Portal des Giebelhauses wurde mit den unterschiedlichsten Formsteinen gerahmt (z.B. Birnstäbe, Hohlkehl-, Fasen-, Viertelkreis- und Tausteinformsteine usw.). Von dem aus dem 15. Jahrhundert stammenden Hause Markt 2 ist in Lüneburg aus dieser Zeit das einzige rundbogige Portal bekannt. Über diesem Portal liegt ein entsprechendes Fenster, und beide Elemente wurden von einem Blendbogen überfangen. Neben den spitzbogigen Portalen treten nach der Mitte des 16. Jahrhunderts rundbogige, segmentbogige und Portale mit geradem Abschluß auf, die sich aus einer neuen Fassadengestaltung heraus ergeben. So sind z.B. am Traufenhaus Bardowicker Straße 32 (1559) die Eingänge noch spitzbogig und mit Tausteinen umrahmt, am Giebelhaus Ochsenmarkt 1 (um 1560) aber wird das Portal durch ein gerades Gebälk aus Werkstein überdeckt (s. Werksteine).

Die rückwärtigen Flügelbauten erhielten seit ca. 1540 im Obergeschoß eine Fachwerkkonstruktion, die die Fenstergliederung aus Pfeilern und Segmentbögen ersetzte. Stellte man noch bis dahin die Fensteranlagen in segmentbogige Maueröffnungen, so wurde nun die Fachwerkkonstruktion schon ein Teil der Fensteranlage. Ständer und Riegel wurden durch Falze zur Aufnahme des Fensters vorbereitet, wodurch der Blockrahmen, der für einen Mauerwerkskörper erforderlich war, entfallen konnte. Ständer und Riegel nahmen den Kreuzstock auf, der entweder eingezapft oder nachträglich mit Eisennägeln angeheftet wurde. Neben diesem konstruktiven Vorteil des Fachwerks wurde auch eine noch stärkere Durchfensterung der Obergeschoßsäle möglich. Die bei einer Mauerwerkskonstruktion erforderliche Pfei-

lerstärke von ca. 60 cm (wie z.B. beim Flügelbau von 1517/18 an der Großen Bäckerstraße 26) reduziert sich auf einen Fachwerkständer von ca. 20cm. Somit wurde diese Konstruktion zur optimalen Lösung der schon seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts zu bemerkenden Tendenz, die Wand immer mehr in Fensterflächen aufzulösen. Nahm man noch von außen Ständer und Fensteranlagen als zwei getrennte Konstruktionen wahr, so verschmolzen sie aber innen zu einer Einheit. Hier waren die Ständer beschnitzt und wie die Pfosten der Fensterkreuze als Baluster ausgebildet (Auf dem Kauf 1 - 3, 1550 - 80; Grapengießersstraße 45 von 1593, Abb. BKD 392).

Nur die Hofseiten der Flügelbauten erhielten diese durchgängigen Fensterbänder in Form einer Fachwerkkonstruktion. Die zur Straße liegende Traufseite wurde traditionell weiterhin aus Ziegelstein errichtet. Es wurde aber versucht, von den Segmentbögen abzugehen und sie durch waagerechte Stürze zu ersetzen.

Die Mauerpfeiler wurden aus diesem Grunde höher gezogen und die Öffnungen mit einem Sturzholz unterhalb der Deckenbalken überdeckt, in die dann die Fensteranlage eingepaßt wurde. In das Obergeschoß der Durchfahrtsbebauung des Hauses An der Münze 7 wurden 1597 Fenstermittelpfosten und Seitenpfosten, die als ionische Säulen ausgebildet sind, und auf die Fruchtgehänge, Beschlagwerk und Masken aufgebracht wurden, in die Mauerwerksöffnungen eingesetzt. Sehr ähnlich sind die Fensterpfosten des Obergeschosses der zur Straße liegenden steinernen Traufwand des Flügelbaues von 1593 an der Grapengießersstraße 45 ausgebildet. Auch hier ist man von den Segmentbogenöffnungen abgegangen zugunsten von Sturzhölzern.

An dem um 1500 errichteten Flügelbau des gleichen

Gebäudekomplexes war noch die Obergeschoßdurchfensterung aus einer Reihung von Segmentbögen zu Arkaden gebildet. An der zur Nachbargrenze liegenden Traufseite sind hier noch die ehemaligen Fensterstöcke in den heute vermauerten Öffnungen erhalten. Die Fensteranlagen folgen den Öffnungsformen (Am Berge 37, Fenster Mitte 16. Jahrhundert) und wurden nicht, wie z.B. in Lübeck schon seit dem 14. Jahrhundert üblich, als rechteckige Fensteranlage eingepaßt, so daß der Segmentbogen durch ein Sturzholz aufgefangen werden mußte.

Die in die Mauerwerkskonstruktion eingesetzten Fenster waren als Zargenfenster ausgebildet, zumeist mit einem mittleren Pfosten als Stütze der Deckzarge und als Anschlag für den Fensterflügel. Bei der Fachwerkkonstruktion übernahmen Ständer und Riegel die Zargenfunktion. Zargen und Ständer sind im 16. Jahrhundert zumeist beschnitzt. Die kaum noch erhaltenen Fensterflügel dieser Zeit schlugen von außen in den in der Zarge hierfür vorgesehenen Falz an. Um die Fensterflügel nicht zu groß werden zu lassen, und aufgrund der Stabilität des Fensters, wurde mittig oder leicht nach oben versetzt ein Losholz eingefügt (zum Zargenfenster im Backsteinbau vgl. Buddeberg 1913).

Im 16. Jahrhundert wurden die Fensterflügel zumeist mit rechteckigen kleinen Scheiben versehen, die durch Bleisprossen gehalten wurden. Windruten sorgten für die weitere Stabilität des Fensters.

In Lüneburg und Lübeck lassen sich Glasfenster erstmals in der Mitte des 14. Jahrhunderts belegen (Thomsen, 1937, 122). Es muß aber davon ausgegangen werden, daß, wie aus der mittelalterlichen Malerei belegt, nicht die gesamten Fensterflächen im 14. und 15. Jahrhundert mit Glas versehen waren, sondern nur der obere Teil und der untere mit Klappläden. Wohl schon gegen Ende des 15. Jahrhunderts

setzten sich bereits größere Glasflächen in den Patrizierhäusern durch. Um eine reichere Durchfensterung zu ermöglichen, wurden größere Öffnungen in ältere Bausubstanzen eingebrochen und anschließend mit Glas versehen. Im Laufe der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts konnte sich die Vollverglasung der Fensterflächen durchsetzen. In den unteren Schichten, wie z.B. in der Budenbebauung an der Kalandstraße 13 aus der Mitte des 16. Jahrhunderts bleiben aber weiterhin die Klappläden dominierend. Glasflächen schließen hier nur kleine Teile des oberen Fensters.

3.2.1.3 Friese und Gesimse

Friese bzw. Gesimse wurden immer wieder als Gestaltungselemente für Fassadengliederungen benutzt, wo sie sowohl Geschosse trennen, als auch als oberer Wandabschluß ein Traufgesims bilden können. Friese wurden meist von etwa 1/4-Steinbreite aus der Fassade hervortretenden Formsteinen gebildet.

Schon Krüger (1908, 44ff.) hat verschiedene Gesimsformsteine gesammelt. Der übliche Formstein ist hierfür der Nasenstein (Krüger, 1908, Abb. 237), der auch als Fenstersims mit einem zusätzlichen zweiten Schrägstein verarbeitet wird. Der Nasenstein ist oben abgeschrägt, darunter liegt eine Fase und anschließend eine Kehle. Eine Variation bildet die Kombination Abschrägung, Fase, Kehle, Fase, wie wir sie An der Münze 1 an dem in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts errichteten traufenständigen Flügelbau finden. Neben diesem Nasenstein werden aber noch weitere unterschiedliche Formsteine verwendet, wobei immer eine zurückspringende Gliederung aus Viertelkreisstäben, Platten und Kehlen angestrebt wird. Mit dem Aufkommen des Tausteins in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts werden diese Formsteine allmählich durch Tausteinrundstäbe abgelöst, die bald nur noch für Friesein-

fassungen benutzt werden, aber stärker aus der Fassade hervortreten als die bisher verwendeten Gesimssteine.

Eine zeitliche Chronologie ist nur bedingt für die Verwendung dieser Formsteine festzustellen. Die Nasensteine kommen während des gesamten Untersuchungszeitraumes vor, im 16. Jahrhundert jedoch seltener, da sie durch das Aufkommen des Tausteins gegen Ende des 15. Jahrhunderts weitgehend abgelöst werden. Für Dachgesimse werden neben Hohlkehlsteinen auch Viertelkreisformsteine verwendet.

Die Friesinnenflächen waren mit Terrakotta-Platten, Ziegeltierausmauerung (meist Fischgrätmuster und Quadratformen (s. auch Suhr, 1935, 24)), Terrakotta-Medaillons oder mit Putzspiegeln gefüllt.

Seit dem Ende des 14. Jahrhunderts läßt sich das Füllen der Friese mit Terrakottaplatten belegen. Die Plattengrößen reichen von ca. 21 - 28 cm Länge und 12 - 14,6 cm Höhe oder aber 18 - 19 cm im Quadrat. Ihre Stärke beträgt zwischen 5 - 10 cm (vgl. auch Krüger, 1908, 54ff.), und sie wurden vermutlich in den heimischen Ziegeleien hergestellt.

Neben filigranen Friesfüllungen aus Maßwerk oder Vierpässen, die aus verschiedenen oder gleichen Einzelementen zusammengesetzt werden (z.B. Große Bäckerstraße 26 von um 1400; Am Markt 2, aus dem 15. Jahrhundert; Johanniskirche, Außenwand, Chor aus dem 14. Jahrhundert), werden auch Platten mit Rankenstäben oder Weinlaub, die ebenfalls als Rapportmuster zusammengesetzt werden können, verwendet. Terrakottaplatten mit bildlichen Darstellungen, wie einem schreitenden Löwen oder einem Greif, wie sie vom städtischen Glockenhof (1482) und vom Hause Neue Sülze 8 (1568) bekannt sind, bilden eine Ausnahme. Der Rankenstab hingegen ist schon gegen Ende des 14. Jahrhunderts und noch im 15. Jahrhundert ein beliebtes Element zur Füllung

von waagerechten Gliederungen. Nicht nur als geschoßtrennende Friese, sondern auch als Gesimsstein fand er an verschiedenen Gebäuden Verwendung (z.B. Große Bäckerstraße 26, um 1400; Schröderstraße 15, um 1400; Johanniskirche, 14. Jahrhundert). Die Weinlaubranke ist anscheinend ein Element des späten 15. Jahrhunderts (Probstei des Klosters Lüne, 1494 - 1506; Glockenhof, 1482) und tritt nur an der Johanniskirche, jedoch in anderer Form, im 14. Jahrhundert auf (Abb. BKD S. 87).

Mit dem Aufkommen des Tausteins als neues Gestaltungselement finden auch die Friese eine andere Behandlung. Waren sie vorher mit Terrakottaplatten gefüllt, werden sie nun mit Ziegelzierausmauerungen in unterschiedlichen Mustern bzw. mit Putzspiegeln versehen. Ob die Putzspiegel nur hell geschlämmt waren, oder ob sie evtl. bemalt gewesen sind, war nicht zu ermitteln. Nur von einem Haus (Große Bäckerstraße 9 : Ratsapotheke von 1598) ist eine Friesbemalung mit einem lateinischen Spruch in Goldlettern belegt.

Außerhalb Lüneburgs konnten Spuren von Bemalungen noch an Friesen von Häusern in Danzig (Am Pfarrhof 7) und Stargard (Mühlenstraße 8) ermittelt werden, bei denen die Zeichnung des Ornaments in den Putz geritzt wurde. "Auf Vicke Schorlers Fries von Rostock sind besonders die Zwickel in den Türblenden über dem Türsturz mit reicher Bemalung versehen" (Suhr, 1935, 61).

Ebenso ist am Hause der Schiffergesellschaft von 1535 in Lübeck (Breite Straße 2) der Putzfries zwischen dem Erdgeschoß und Obergeschoß mit Inschrift und Portraits bemalt (Abb. T 15 bei Hübeler, 1968).

Unterhalb der Friese ist oft die direkt darunterliegende Steinschicht um ca. 1 - 2 cm zurückgesetzt und diese

Fläche mit Putz ausgefüllt und dem Mauerwerk angeglichen. In zwei Fällen wurden hier zickzackförmige Einritzungen festgestellt (Garlophenwohnungen an der Reitenden-Diener-Straße von 1558, Rote Straße 6 von 1553). Am Hause Schröderstraße 16 ist an der südlichen Traufwand unterhalb des Dachgesimses ein ca. 10 cm breiter Putzstreifen aufgetragen, in dem Rautenmuster gleichmäßig eingeritzt sind. Diese Putzstreifen sind vom Ende des 14. Jahrhunderts bis zum Ende des 16. Jahrhunderts gleichmäßig zu verfolgen. Auch hier war eine farbige Behandlung nicht festzustellen.

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts ändert sich die Dekoration der Fassaden und damit auch die der Friese einschneidend. In die tausteinumrahmten Putzfriese werden nun ebenfalls tausteinumrahmte Medaillons aus farbig glasiertem Terrakotta eingesetzt. Die Gestaltung wird aber vornehmlich von der bürgerlichen Schicht angewandt, weniger an Bauten des Patriziats. Auch hier kommt es zwar zu einer neuen Fassadengestaltung, jedoch wird zu anderen Materialien gegriffen.

Medaillonumrahmungen sind in der Sakralarchitektur bereits aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts belegt, wie an der Johanniskirche an den Seitenschiffen zwischen den Spitzbogenfenstern (Michler, 1967, Anm. 183) oder noch 1410 am Kirchturm der Johanniskirche (BKD, 69). Erst seit der Mitte des 15. Jahrhunderts werden diese Kreise in der Profanarchitektur verwendet und zunächst vor allem in den Giebeln oberhalb der Zwillingsfenster der Staffelblendarkaden eingesetzt. Zum Teil sind sie mit zusammengesetzten Terrakotten (4- oder 5-strahliger Stern) gefüllt, teils mit Putzspiegeln (z.B. Am Berge 35, um 1467; Am Berge 5, Mitte 15. Jahrhundert; Kaland 1480 - 95; Große Bäckerstraße 13, 1531/32).

Aber auch an den Ecken der Gebäude, besonders im Erdgeschoß unterhalb der Friese oder jeweils links und rechts

der Portale treffen wir immer wieder auf die zurückliegenden, heute meist mit Putz ausgefüllten Okuli. Fraglich ist, ob sie immer Putzspiegel trugen oder ehemals gefüllt waren. Die erhaltenen Putzflächen sind nicht eindeutig zur Erbauungszeit des Hauses eingefügt worden. Möglich ist, daß sie einst ebenso wie am Probsteigebäude des Klosters Lüne (1494 - 1506) und am Kreuzgang des Klosters mit Holzreliefs, die hier Darstellungen von Aposteln zeigen, gefüllt waren. Erhalten geblieben ist keine Füllung. Am Viskulenhof (vor 1485) werden diese Okuli mit Wappenschilden kombiniert. Diese Schilde treten in der Folgezeit an patrizischen sowie städtischen Gebäuden immer wieder unterhalb eines Frieses, an Friesenden oder seltener links und rechts eines Eingangsportals auf (Glockenhof, 1482; Rathaus, um 1480; Große Bäckerstraße 26, von 1517/18).

Bei gleichzeitigem Vorkommen von Wappenschilden und Okuli vermuten wir, daß in den Wappenschilden die Ehewappen der Erbauer, in den Okuli evtl. die der Eltern dargestellt waren. Die Darstellung der genealogischen Abstammung war durchaus üblich, wobei durch Anbringen der Wappen gern eine adelige Herkunft demonstriert werden sollte. Sehr deutlich wird dies an den Garlophenwohnungen (1558), wo die genealogische Reihe bis ins Jahr 1371 zurückgeführt wird (1371 : Niederlegung der Burg auf dem Kalkberg) (s. Alpers, 1970/71, 61).

Gegen Ende des 15. Jahrhunderts wird der Kreis als Gestaltungselement verstärkt aufgenommen. Ein Extrembeispiel bildet das riesige Kreismotiv des 1482 errichteten Küchenbaus des Klosters Lüne, dessen Giebel heute durch das Dach eines jüngeren Küchenbaus verdeckt wird. Er ist als Zweistaffelgiebel ausgebildet mit Zwillingsblendfenstern in den jeweiligen Staffeln, die auf einem Putzfries stehen. Das Giebeldreieck wird beherrscht von einem sehr großen Kreismotiv, das fast an die Dachflächen des Giebels

anstößt (Abb. bei Krüger, 1933, 35).

Eine ähnlich starke Wirkung der Kreise zeigt auch der Rückgiebel des Hauses Große Bäckerstraße 26 (1517/18), wobei hier jedoch die Kreisflächen reduziert sind. Aber auch hier wird die Dominanz der runden Flächen deutlich. Diese Gestaltungsform bleibt jedoch nur auf die Zeit um 1500 beschränkt, ansonsten beherrscht der Normalkreis von etwa 25 - 30 cm Durchmesser das Bild.

Das älteste nachweisbare Gebäude mit Terrakotta-Medaillons ist 1543 errichtet worden (An der Münze 8) und inschriftlich datiert. Das letzte fest datierte Gebäude mit dieser Schmuckform ist im Jahre 1558 an der Großen Bäckerstraße 15 von Lucas Daming erbaut worden. Diese Dekoration scheint sich also auf einen Zeitraum von nur 15 Jahren zu beschränken.

Auffällig ist, daß das erste datierte Gebäude von 1543 in dem Jahr errichtet wird, in dem der Rat der Stadt Lüneburg einen Vertrag mit dem Ziegelmeister Hans Fase schließt. Ob wir Hans Fase mit diesen Terrakotten in Verbindung bringen können? (Abdruck des Vertrages s. Lünebg. Museumsbl. H.6, Bd.2, 1912, S.192ff.). Nach einer Notiz auf der Rückseite des Schriftstückes wurde Fase durch einen Herzog Heinrich empfohlen, der nicht näher bezeichnet ist. Doch muß es sich wohl um Herzog Heinrich den Friedfertigen von Mecklenburg handeln, der seit 1547 gemeinsam mit seinem Neffen Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg die Regierung seines Landes übernommen hatte (Eimers, 1924, 143). In diesen personellen Beziehungen könnte eine Erklärung zur Frage des Zusammenhanges zwischen dem Ziegelmeister Hans Fase und den Terrakotten liegen. Möglich scheint eine Übernahme dieses Dekorationsmotivs aus Mecklenburg; denn Medaillons mit Portraitedarstellungen oder Wappen als Relief sind im norddeutschen Raum erstmals am Kapellenturm des Celler Schlosses, das zwischen 1533 und 1558 erbaut

wurde (Soenke, 1980, 257), und am vor 1540 begonnenen, 1581 vollendeten Gifhorner Schloß (Soenke, 1980, 263) aus Sandstein belegt. An beiden Schlössern waren seit 1553 die Baumeister Michael Clare und sein Sohn tätig, die vorher in den Diensten des mecklenburgischen Fürsten gestanden und am Schloß Schwerin und dem Fürstenhof in Wismar mitgearbeitet hatten (Soenke, 1980, 263). 1541 werden ebenfalls aus Sandstein hergestellte Medaillons am Herrenhaus des in der Nähe von Lüneburg liegenden Klosters Medingen angebracht. 1538 ließ der Feldmarschall Johann Rantzau seinen alten Hof abbrechen und das Schloß Bothkamp (bei Kiel, heute zerstört) errichten, das 1545 bereits bewohnt war. Dieses Schloß war mit Medaillons aus Terrakotten geschmückt, wovon Reste erhalten blieben (Eimers, 1924, 232). 1543 erscheinen zum ersten Mal Medaillons an den Lüneburger Bürgerhäusern. Diese Medaillons sind zwar kleiner, aber aus Terrakotta gebrannt und mit farbiger Glasur versehen.

Nach 1558 werden zwar auch weiterhin Okuli im Mauerwerk vorgesehen, gliedern sich jedoch stärker ein und sprengen nicht die Friese oder ragen in sie hinein, wie es in den 15 Jahren vorher der Fall war. Die Okuli werden nicht mehr mit den serienmäßig erstellten farbig glasierten Terrakotta-Medaillons gefüllt. An den Garlophenwohnungen (1558) an der Reitenden-Diener-Straße sowie auch an der Rathäuserweiterung von 1568 und an der Michaelisschule (1562) greift man zu individuelleren Füllungen.

Am Rathaus und der Reitenden-Diener-Straße werden die Wappen aus Holz hergestellt und bemalt. Die sich mehrmals wiederholenden Garlopschen und Bardowickschen Wappen der Garlophenwohnungen wurden aber aus Terrakotta hergestellt, jedoch nicht glasiert, sondern auch bemalt (s. Alpers,

1970/71, 49ff.). An der Michaelisschule werden 1562 zwischen dem Erdgeschoß und dem Obergeschoß ebenfalls Friese mit Terrakotta-Medaillons eingesetzt, die jedoch nicht farbig glasiert, sondern mit einer beige Engobe versehen sind und dadurch den Eindruck erhalten, als wenn sie aus Sandstein wären. Sie tragen aber auch die Serienmotive.

Mindestens die 22 noch nachweisbaren verschiedenen Terrakotta-Medaillons wurden in einer Art Massenproduktion hergestellt und immer wieder in anderen Kompositionen an die Gebäude angebracht. Fast an jedem Gebäude ist ein auf einem Delphin reitender Putto sowie die drei Szenen aus der Samson-Legende anzutreffen (Samson kämpft mit dem Löwen, Samson mit den Türen von Gaza und Samson und Dalila, die ihm die Haare schneidet). Zum weiteren Terrakotta-Programm gehören drei verschiedene Frauen- und 15 verschiedene Männerportraits. Zwei der Frauen- und zwei der Männermedaillons werden auch später vom Lübecker Meister Statius von Düren hergestellt.

Seit 1551 (Eimers, 1924, 136, 175) ist in Lübeck eine Terrakotta-Werkstatt des Statius von Düren belegt, der ähnliche Terrakotta-Medaillons wie in Lüneburg herstellte, sie jedoch nicht glasierte. Darüberhinaus sind die Lübecker Terrakotten um ca. 10 - 16 Prozent im Durchmesser größer als die Lüneburger und stets in eine quadratische Platte eingefügt, wobei das Medaillon von einem Lorbeerkranz umgeben wird. Statius von Düren lieferte für die Außengestaltung der Mecklenburger Schlösser seit 1552 Terrakotten nach Mecklenburg (Eimers, 1924, 143).

Zwar scheinen in Lüneburg und Lübeck nebeneinander zwei unabhängige Werkstätten für Terrakotten bestanden zu haben, doch vergleicht man die dargestellten Motive in Lüneburg und Lübeck, so finden sich zwei Frauentypen und zwei Männertypen sowie ein auf einem Delphin reitender

Putto, die völlig gleich aussehen, jedoch im Durchmesser kleiner sind.

Sowohl von Lüneburg wie auch von Lübeck aus lassen sich also starke personelle wie auch künstlerische Beziehungen nach Mecklenburg nachweisen, ja, es hat den Anschein, als ob diese sehr verwickelten Beziehungen in Mecklenburg ihren Ursprung haben; wobei dem Künstler Erhard Altdorfer eine zentrale Bedeutung zuzukommen scheint. Er war von 1512 bis 1551 am Hofe des Herzogs Heinrich als Hofmaler und Baumeister angestellt, nachdem er bis 1511 in der Werkstatt seines Bruders Albrecht tätig gewesen war (Packpfeifer, 1978, 7, 9, 107). Nach dem Tode Herzogs Heinrich stand E. Altdorfer bis 1561/62 im Dienste seines Neffen, Johann Albrecht; bereits seit 1551 war er zeitweise vom Herzog Heinrich für Bauaufgaben für den Johann Albrecht freigestellt (Packpfeifer, 1978, 11). E. Altdorfer war nach Sarre (1890, 33) Baumeister des Wismarer Schlosses, und Statius von Düren aus Lübeck lieferte die Terrakotten für die Fassadengestaltung. Erhard Altdorfer, Bruder des Albrecht Altdorfer, hatte seine Ausbildung und künstlerische Prägung in Süddeutschland erhalten, so daß vieles von dort angeregt worden sein könnte.

Ein Männerbildnis und seine Vorlage konnten von Eimers (1924, 177/178) identifiziert werden. Es handelt sich um die Darstellung des Herzogs Ludwig X. von Bayern-Lands- hut, das Modell ist wohl nach einer in Blei gegossenen Medaille hergestellt worden.

Des weiteren wird in Lüneburg 1568 ein Traufenhaus erstellt, das in naher stilistischer Verwandtschaft mit den mecklenburgischen Schlössern steht und nicht die Tradition der Medaillon-Terrakotten der Zeit von 1543 - 1558 aufnimmt.

Dafür lassen sich überzeugende Belege aus dem Bereich der Architektur beibringen.

1531 (Eimers, 1924, 229) wird im Schloß Neuburg am Inn die Innenausstattung zweier Säle mit ornamentierten Pilastern und Friesen sowie auf Konsolen ruhenden Gurtbögen, Portalrahmungen und Bekrönungen aus Terrakotta hergestellt, und zwar in sehr ähnlicher Manier wie später am Außenbau des Fürstenhofes in Wismar. Für Neuburg hat Eimers(1924,235) Albrecht Altdorfer als Baumeister vermutet. Neuere Forschungen konnten jedoch Wolf Huber, Hofmaler und Baumeister am Passauer Hofe, als Baumeister ermitteln (Winzinger, 1979, S. 21 f. ; vergl. auch Pfeiffer, 1963, 37 ff.). Wenn auch bisher keine klaren personellen Abhängigkeiten festgestellt werden konnten, stehen die Terrakotten vom Neuburger Schloß dennoch nicht allein. In Süddeutschland sind gelegentlich auch an anderen Orten Terrakotten-Brustbilder mit Kranzrahmung, die im allgemeinen früher als in Norddeutschland entstanden sind, gefunden, jedoch bisher nicht systematisch gesammelt worden. Eine Platte war mit der Jahreszahl 1546 datiert und schien in ihrer Portraithaftigkeit den Terrakotten des Statius von Düren überlegen zu sein. Auch hier waren Medaillen als Vorlagen verwendet worden (s. Eimers, 325) .

Es darf wohl vermutet werden, daß der Terrakottaschmuck durch Erhard Altdorfer von Süddeutschland nach Mecklenburg vermittelt worden ist; er also für die Verbreitung der Terrakotta-Gestaltung im norddeutschen Raum verantwortlich ist.

Erhard Altdorfer bleibt auch während seiner Arbeit in Norddeutschland von den süddeutschen Meistern Cranach und Leinberger beeinflusst und muß engere Kontakte zu seinem Bruder Albrecht gepflegt haben, zumal er auch später testamentarisch sein Erbe übernahm (Packpfeifer, 1978, 108).

Darüber hinaus wird er auch die Werke des Wolf Huber gekannt haben. Es ist also nicht auszuschließen, daß Schloß Neuhaus am Inn der Ausgangspunkt der Entwicklung der Medaillondekoration war, die ihrerseits natürlich ältere Vorbilder etwa in der italienischen Kunst haben dürfte.

Hier konnten nur knapp die Wege aufgezeichnet werden, die die Vermittlung der Terrakottagestaltung gegangen sein kann. Eine genauere Einzeluntersuchung der süddeutschen Terrakotten im Vergleich mit den norddeutschen könnte evtl. weitere Klärung bringen, darüber hinaus auch die Stellung des protestantischen Mecklenburgs als Vermittler von Renaissance-Formen genauer untersuchen und klären, ob diese Vermittlung auch mit den konfessionellen sowie familiären Bindungen der entsprechenden Fürsten in Zusammenhang zu sehen ist.

3.2.1.4 Terrakotten

Die Verwendung von Ton nicht nur zur Ziegelherstellung, sondern auch für Friesfüllungen, Reliefs oder gar Skulpturen geht auf eine längere Tradition zurück. Friesfüllungen aus Maßwerk oder Platten mit Laubwerk sind bereits seit dem Ende des 14. Jahrhunderts belegt. Skulpturen sind in Lüneburg selbst nur von der Michaeliskirche (Meyne, 1959, 23 f.) überliefert, jedoch aus der engeren Lüneburger Umgebung, z.B. aus dem Kloster Ebstorf (Hahn-Woerle, 10) und vom Chor der Marienkirche in Uelzen, sind Terrakottaskulpturen erhalten. Diese seit dem 14. Jahrhundert geübte Technik der plastischen Gestaltung von Ton erlebte im 16. Jahrhundert einen besonders kräftigen Aufschwung. Als gestalterischer Höhepunkt kann der Neubau des Hauses Neue Sülze 8 von 1568 gelten. Pilaster mit Rankenstäben, Frieze mit Bildnismedaillons, Gesimse mit Zahnschnitt und Eierstäben sowie Portale, umgeben von Pilastern und aufgesetztem Segmentbogen, wurden aus Terrakotta hergestellt und an der Fassade des Hauses angebracht. Dieses in Lüneburg einmalige Gebäude steht technisch in der Tradition der heimischen Terrakotta-Herstellung, nicht aber stilistisch.

Terrakotta-Medaillons mit Bildnissen und farbigen Glasuren sind von 1543 -1558 belegt. Von der Michaelisschule, die 1562 errichtet wurde, sind Medaillons mit einer beige-grauen Engobe bekannt. Die Terrakotten vom Hause Neue Sülze 8 sind jedoch unglasiert. Unglasierte Terrakotten sind außer von diesem Hause nur von den Garlophenwohnungen an der Reitenden-Diener-Straße von 1558 belegt. Hier wurden die Terrakotta-Medaillons mit Wappen versehen, farbig bemalt und teils vergoldet. Sie waren hier aber mit bemalten Holz-Medaillons mit Wappen und Inschriften kombiniert.

Ob die Terrakotten von Neue Sülze 8 auch ehemals bemalt oder gar teilweise vergoldet waren, ist heute nicht mehr zu entscheiden, da sie z. T. zu stark verwittert sind. Sie sind nicht aus dem kräftigen roten Ton der Ziegelproduktion oder aus dem Ton, wie er von den Garlophenwohnungen von 1558 bekannt ist, sondern sind mit einem starken Braunanteil versehen, so daß sie mehr braun als rot wirken.

Vom Haustyp her entspricht das Haus Neue Sülze 8 dem neuen Gestaltungswillen des Patriziats. Es ist ein Traufenhaus mit symmetrischem Aufbau und einer Gliederung durch Frie-se und Lisenen, wie es seit 1559 (Bardowicker Str. 32) für Patrizierhäuser belegt ist. Trotzdem ist es vom Charakter der Gestaltung her völlig neuartig. Das Gebäude ist 1568 von Johann Töbing errichtet worden. Er gehörte der führenden Lüneburger Patrizierfamilie an, deren Mitglieder stets die höchsten Ämter der städtischen Verwaltung oder der Saline inne hatten. Über die Person Johann Töbings weiß man außergewöhnlich wenig. Es ist zu vermuten, daß er nicht dem Beispiel seiner Familienangehörigen gefolgt ist und ein Amt in der Saline oder städtischen Verwaltung angestrebt hat, sondern evtl. die Ministerialenlaufbahn eingeschlagen hat. Dennoch muß er äußerst finanzkräftig gewesen sein, wie es zum einen sein Neubau an der Neuen Sülze

Nr. 8, zum anderen der Silberpokal deutlich macht, den er seinem Bruder Leonhard zu seiner Ernennung als Bürgermeister schenkte (Appuhn, 1956, 26 - 27).

Johann Töbing muß die Mecklenburger Schlösser und evtl. das Schloß der Rantzaus in Bothkamp bei Kiel gekannt haben. Beide Schlösser waren mit Terrakotta-Platten gestaltet, die in ähnlicher Art und Weise am Haus Neue Sülze 8 wiederzutreffen sind.

Mit Hilfe der Schoßrolleneintragungen ist nachzuweisen, daß vor 1568 auf diesem Grund und Boden kein eigenständiges Gebäude gestanden hat, sondern wahrscheinlich nur eine untergeordnete Bebauung. Seit 1568 ist die Parzelle Neue Sülze 8 in der Hand von Johann Töbing. Zwischen 1577 und 1580 geht sie in die Hände seines Bruders Leonhard über, der mit "2 hußer" im Wert von 7000 M. aufgelistet wird. (Die Annahme Schröders, die auf Angaben des Stadtarchivars Reinecke zurückgehen (1923, 97) , daß der Erbauer Hinrick Garlop war und daß das Gebäude bereits 1551 errichtet worden sei, ist daher zu revidieren.)

Dieses für den norddeutschen Raum einmalige städtische Gebäude ist ohne die Vorbilder der Mecklenburger Schlösser, vor allem Wismar, nicht denkbar. Dennoch sind die Terrakotten nicht in der gleichen Werkstatt hergestellt worden wie die der Schlösser. Die Lüneburger Terrakotten stammen nicht aus der Werkstatt des Lübecker Ziegelmeisters Statius von Düren, denn sie sind in ihrer Qualität und Gestaltungsauffassung denen des Lübecker Meisters überlegen. Für die Herstellung kommt wohl nur ein Lüneburger Ziegelmeister in Frage, der nach Modeln diese Arbeit fertigte. Nachdem zwischen 1543 und 1562 wohl durch den Ziegelmeister Hans Phase Bildnis-Medaillons aus Terrakotta als Massenproduktion hergestellt wurden, setzte 1568 - 1589 eine

neue Produktion unter dem in verschiedenen Techniken arbeitenden Albert von Soest ein, der in einem ähnlichen Verfahren Papierreliefs herstellte, ein vervielfältigter Innenraumschmuck für das Bürgertum, der zum Teil noch in mehreren Exemplaren vorhanden ist. Die Papierreliefs (monogrammiert) wurden nach Modeln (Holzreliefs) geformt.

Zwei im Lüneburger Museum vorhandene etwas kleinere Reliefs aus gebranntem Ton mit Spuren ehemaliger Bemalung (nicht monogrammiert, 33 x 26,5 cm) scheinen zu einer ähnlichen Produktion in Ton zu gehören. Sie stellen Melancthon und den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen dar, ein drittes Relief, ein Brustbild Luthers, ging verloren (Appuhn/Terlau, 1983). Es wäre möglich, daß evtl. Albert von Soest auch die Modeln für die qualitätsvollen Reliefs des Hauses Neue Sülze 8 herstellte, denn die gleiche minutiöse Technik, wie wir sie von Albert von Soest an seinen Schnitzereien in der Ratsstube (1568 - 1584), bei seinen Modeln für die Papierreliefs sowie bei seinen Steinarbeiten kennen, finden wir in den Terrakotten, auch die für Albert von Soest so typische Verschmelzung von gotischem Formengut mit Renaissanceformen. Damit soll Albert von Soest keineswegs als Baumeister identifiziert werden, doch scheint er in Verbindung mit einem Baumeister für die Fassadengestaltung mitverantwortlich gewesen zu sein. (Zu dem gesamten Fragenkomplex ausführlich S.600 ff.)

3.2.1.5 Werksteine

Das beherrschende Material der Fassaden der Lüneburger Patrizierhäuser ist der Ziegelstein, der in seiner roten Farbe sichtbar blieb und mit farbig glasierten kombiniert wurde. Gestaltet wurde die Fassade durch verschiedene Formsteine, Kreismotive, Frieze und Fensterformen. Als zusätzliches Material zum Ziegelstein kamen die Putzspiegel, spä-

ter auch Terrakotten und der Werkstein hinzu.

Das Eingangsportal des Patrizierhauses wurde neben seiner Formsteinrahmung durch hohe aus Kalk oder Sandstein hergestellte Wangen betont, die durch aufgelegte Wappen gleichzeitig Auskunft über die Bewohner des Hauses gaben. Diese seit der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts belegten Wangen waren zunächst der einzige Werkstein-Schmuck des Hauses. Alle anderen Gestaltungselemente bestanden aus dem Ziegelgrundmaterial Ton. Erst seit der Mitte des 16. Jahrhunderts werden die Portale und weitere einzelne Gestaltungselemente der Fassade aus Werkstein hergestellt.

- Beischläge -

Das Eingangsportal wurde durch mehrere, hintereinander gestaffelte Formsteine besonders gerahmt. Zur Hervorhebung der Eingangssituation wurde beidseitig des Eingangs jeweils ein ca. 2 m vom Hauseingang entfernter, bis zu 4,0 m hoher Sandstein aufgestellt, der mit einer Sitzbank und einer Treppenanlage, dem sogenannten Beischlag, mit dem Hause verbunden war. Der Beischlag ist also ein dem Eingang vorgelagerter Vorbau mit Freitreppe und Sitzplätzen. In einigen Städten (z.B. Danzig) können sie auch mit den dem Hause vorgelagerten Terrassen verbunden werden. Dieser Bereich war dem Hause beigeschlagen, und dieser Begriff wurde auf die Steinwangen, die sogenannten Beischlagwangen, übertragen, die nach Sahner (1947, 39) aus Holland übernommen worden sein sollen.

Krüger (1899/1901, 68) unterscheidet für Lüneburg zwei verschiedene Arten von Beischlägen. Die eine Art ist mit Sitzbänken und Freitreppe, die einfachere nur mit einer Freitreppe ausgestattet.

Heute sind nur noch geringe Reste von Beischlagwangen in

Lüneburg erhalten geblieben. Die älteste erhaltene Beischlagwange stammt vom Hause Am Sande 12 und wird der Zeit um 1420 angehören (Krüger, 1907, 91).

Die beiden ältesten, erhaltenen, datierten Beischlagwangen von 1479 und 1480, die heute im Museum aufbewahrt werden, tragen im runden Aufsatz einmal eine Annelidengruppe und zum anderen die Hl. Katharina mit dem Rad. Im unteren Wangenteil sind St. Georg (?) und der Apostel Jakobus dargestellt. Es ist nicht bekannt, von welchem Hause diese Steine stammen. Diese Wangenform mit geradem rechteckigen Unterbau, einer Einschnürung und kreisförmigem Aufsatz, der meist mit Wappen gefüllt ist, ist die typische Form der Beischlagwangen, die sich von der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts bis ins 18. Jahrhundert halten kann. Diese Beischlagwangenform ist auch in anderen Städten (z.B. Lübeck) üblich (Abb. Hübeler, 1968, T. 15). Sie ist auch von anderen Sitzwangenteilen bekannt. So hat z.B. die ehem. Sitzbank der Salzsieder in der abgebrochenen Lambertikirche die gleiche Wangenform (heute Museum).

Am Sande 16 ragen noch zwei aus der Zeit um 1500 stammende Wangen ca. 150 cm aus dem Erdreich hervor. Diese ehemals doppelt so hohen Wangen tragen an ihrem Kopfe Medaillons mit Wappen der Patrizierfamilie Wülsche. Auf den unteren Wangenteilen sind unter Kielbögen jeweils Figuren dargestellt, die jedoch fast bis zur Unkenntlichkeit verwittert sind. Nach Krüger (1899/1901, 78/79) handelt es sich um Maria mit dem Jesuskind, und auf der anderen Wange ist der Hl. Georg dargestellt. Am Sintmarkt 7 sind seit 1980 wieder zwei Beischlagwangen aufgestellt, wovon ein Exemplar aus dem Museum, ein anderes zufällig in der Ilmenau entdeckt wurde, aber wohl beide ehemals nicht zu diesem Haus gehörten.

Weitere Beischlagwangenreste sind noch Am Sande 21 und am Ostpreußischen Jagdmuseum an der Salzstraße erhalten.

Neben den oberen eingeschnürten Wangen treten aber auch, jedoch seltener, rechteckige auf (z.B. Am Sande 12, um 1420; Große Bäckerstraße 26, um 1527 (Krüger, 1899/1901, 81)). Nach Krügers Untersuchungen (1899/1901, 88) erlebte das Beischlagwesen um 1500 seinen Höhepunkt; sie wurden aber noch bis ins 18. Jahrhundert aufgestellt. Durch die Bauordnung von 1851 mußten die meisten Beischläge entfernt werden, so daß kaum welche an Ort und Stelle erhalten geblieben sind. Von der Pracht der ehemals das Stadtbild prägenden Beischlagwangen zeigt die Sammlung des Museums in Lüneburg eine Auswahl. Die Objekte sind zum größten Teil zusammengetragen und beschrieben bei Krüger (1899/1901, 65-90; 1905, 33-39 und 1907, 88-91).

In seinem Aufsatz über den Christophorus-Meister der Portalbekrönung Große Bäckerstraße 26 nimmt Eimer (1963, 189ff.) an, daß die im Museum Lüneburg erhalten gebliebenen Wappentafeln mit den von Dasselschen und den Ströterogg'schen Wappen beidseitig neben dem Eingangsportal eingelassen waren. Darüber war in einer Nische die Christophorus-Figur aufgestellt. Diese von Eimer vorgeschlagene Lösung zur Anordnung der Wappentafeln ist nicht schlüssig. Vielmehr ist wohl eher an den Rest einer Beischlagwange zu denken, die im 15. Jahrhundert, vor allem aber um 1500 sehr beliebt war. Der nach unten offene Abschluß, der Ansatz der Konsolen, auf denen die Wappenhalter stehen, sowie das Blattornament der zum Eingang zeigenden Seiten weisen auf eine Verlängerung nach unten hin. Die beiden Wappentafeln sind auf Untersicht gearbeitet, ähnlich wie die über dem Portal stehende Christophorus-Figur, jedoch nicht ganz so stark.

Die Wappenhalter beugen ihre Köpfe leicht vor, und die Wappenschilder sind etwas gebogen und neigen sich zum Eingang. Auch diese Gestaltung deutet auf eine Anbringung

hin, die über Augenhöhe liegt und mindestens 2,00 m betragen muß. Die lockere Anbringung einer rechteckigen Wappenplatte wäre für die Zeit recht außergewöhnlich in Lüneburg. Wappen wurden normalerweise bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts am Hause immer von einem Schildrahmen aus Formsteinen umgeben. Es muß daher angenommen werden, daß es sich bei diesen Wappensteinen entgegen der Meinung Eimers um obere Teile zweier Beischlagwangen handelt, die gleichzeitig und von dem gleichen Meister erstellt wurden wie die den Eingang dieses Hauses bekrönende Christophorus-Figur. Ein weiteres Indiz hierfür sind auch die umlaufenden Abarbeitungen. Zur zweiten Ehe des Hauseigentümers Lutke von Dassel mit Ilsabe Sanckenstede im Jahre 1527 wurden die Beischlagwangen gegen neue mit dem Ehwappen von Dassel/St.öterogge und Sanckenstede ausgetauscht.

- Portalfiguren -

Neben diesen Beischlagwangen sind seit der Zeit um 1500 auch plastische Figuren als Portalbekrönung überliefert. So stand ehemals an der Großen Bäckerstraße 26 von 1517/18 über einem wohl spitzbogigen Portal auf einer Konsole eine 1,26 m hohe Standfigur des Hl. Christophorus vom sogenannten Lüneburger Christophorus-Meister (Eimer, 1963, 189 f.). Über dem großen Rathausportal wurde um 1520 ebenfalls eine 1,12 m hohe, ehemals vergoldete Holzskulptur eines Samson auf dem Löwen mit angehängtem Stadtwappen aufgestellt. Diese Figur wird dem Lübecker Meister Hinrik Reimers zugeschrieben (Eimer, 1963, 195). Beide Skulpturen befinden sich heute im Lüneburger Museum (Körner, 1975, 65-66).

Eine weitere Ritterfigur, die bisher noch keinem Meister zugeschrieben werden konnte, bekrönte ehemals das Portal von 1585 des Hauses Neue Sülze 27. Heute sind das Portal

sowie die Figur am Hause Koltmannstraße 2 eingebaut .
Vom zwischen 1480 - 95 erbauten Bruderschaftshaus Kaland ist nur noch die heute leere Figurennische erhalten. Aber auch hier wird wohl ehemals eine Portalfigur gestanden haben.

- Fassadengliederung -

Beschränkten sich die Werksteinelemente im 15. Jahrhundert und in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts auf Beischläge und gegen Ende des 15. und 16. Jahrhunderts auf in Portalnischen gestellte Figuren, kommt es erst in der Mitte des 16. Jahrhunderts zu einer verstärkten Hausteinverwendung, insbesondere an Patrizierhäusern. Die Ursache hierfür wird wohl mit in der stärkeren plastischen Durchformung der Fassade gelegen haben, die mit dem Backstein nur beschränkt möglich war (s. Terrakotten).

Vor allem entstehen prächtige Portale, darüber hinaus werden aber auch Wasserschläge, Eckquaderungen, Wappentafeln und einzelne Architekturteile aus Sandstein hergestellt. Erhalten sind von 1560 bis 1606 insgesamt sechs Sandsteinportale von unterschiedlicher Gestaltung.

Zwei der Portale (Ochsenmarkt 1, um 1560; Neue Sülze 27, 1585) sind mit Sitznischen ausgestattet, die wir in ähnlicher Art auch in der Weserrenaissance antreffen (Schloß Adelebsen, Treppenturm 1598; Portal der Hämelschenburg, nach 1588; Abb. bei Kreft/Soenke, 1980, 153, 120).

Über den halbrunden Sitzmulden wurden die Ehewappen der Erbauer des Hauses angebracht, ferner jeweils zwei Tugenden, meist Justitia in Verbindung mit Spes oder Fides. Am Ochsenmarkt 1 fehlen diese Tugenden, an der Ratsapotheke sind sie durch zwei Darstellungen der Elemente ersetzt. Fast alle Portale sind wohl von unterschiedlichen Händen

entstanden. Nur von zwei Portalen kennt man den Meister. Sowohl das Portal der alten Ratsapotheke von 1598, an der Großen Bäckerstraße 9 sowie das 1590 errichtete "dorspreng" am Rathaus an der alten Hl. Geistkapelle sind durch Mester Marten Coler gefertigt worden. Coler stellte außer Portalen auch Kaminfriese und -aufbauten sowie Beischlagwangen her (Reinecke 1925, 140). Zwar sind aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts noch weitere Namen von Künstlern bekannt, wie der von 1567 bis 1589 in Lüneburg tätige Meister Albert von Soest (Appuhn/Terlau 1983) sowie der 1606 belegte Hans Schröder (Reincke, 1925, 141) doch die erhaltenen Werke können nicht einem der bekannten Künstler zugeschrieben werden. Sicherlich vermag hier eine Bearbeitung über Lüneburger Künstler des 16. Jahrhunderts noch weitere Klärung zu bringen, nachdem schon 1959 Meyne die Künstler des 15. Jahrhunderts zusammenstellte und versuchte, ihre künstlerische Bedeutung einzuordnen (zu den Lüneburger Künstlern siehe auch Reinecke, 1925, 109ff.).

Neben den Portalen treten 1559 erstmals in Lüneburg in die Backsteinwand eingelassene vollplastische Köpfe an Brüstungsfeldern unter Fenstern auf.

Am traufenständigen Hause Bardowicker Straße 32 sowie am giebelständigen Hause An der Münze 15 sind jeweils im Wechsel ein männliches und ein weibliches Portrait angebracht, die paarweise ihre Köpfe zueinander hin neigen. Die 13 Bildnisse des Hauses Bardowicker Straße 32 und die ebenfalls 13 Köpfe vom Hause an der Münze 15 tragen Kleidung des 16. Jahrhunderts.

Die plastischen Portraits gehen wohl auf Reliefportraits zurück, wie sie an Schlössern des Weserraumes bereits seit den 1530er Jahren üblich waren (Celler Schloß 1533 -58; siehe: Kreft/Soenke, 1964, 257). In Lüneburg sind Reliefs aus Terrakotta aber erst seit 1543 belegt.

Vollplastische Portraitbüsten treten an den Schlössern des Weserraumes in den 1560er Jahren vereinzelt auf (Auslucht, Schloß Blomberg, 1569, Kreft/Soenke, 1964, A. 59). Ein sehr frühes Beispiel finden wir in Lemgo am Rathaus-erker von 1565 (Kreft/Soenke, 1964, 20f., Abb. 61). In Lüneburg sind zu dieser Zeit bereits zwei Gebäude mit vollplastischen Portraitbüsten fertiggestellt (Bardowicker Straße 32 von 1559 und An der Münze 15 von 1560), so daß im Gegensatz zu den Reliefportraits hier wohl nicht mit einer Beeinflussung aus dem Weserbereich zu rechnen ist. Hier können nur die Mecklenburger Schlösser wegweisend gewesen sein, in denen bereits in den 1550er Jahren plastische Portraitbüsten angebracht wurden (Fürstenhof in Wismar, 1552, Schloß zu Schwerin 1553 - 55; siehe: Adamiak, 1980, 275f., 282f.). Auch die Errichtung des mit Terrakotten versehenen Traufgebäudes Neue Sülze 8 von 1568 ist nur unter der Beeinflussung durch die mecklenburgischen Schlösser zu sehen.

Da von den Lüneburger Patriziern kaum Portraits vorhanden sind, bleibt ein Vergleich der Dargestellten unergiebig. Aus der Mitte des 16. Jahrhunderts fehlen auch Portraits der Landesherren und ihrer Angehörigen; so bemerkt Angermann (1970, 217), daß die "Bauherren mehr Schlösser als Portraits von sich und ihren Familienangehörigen in Auftrag gegeben haben".

Die vollplastischen Portraits werden wohl vor allem einen dekorativen Charakter gehabt haben, wobei evtl. ein symbolischer Inhalt vermutet werden kann. Nicht portraithaft, sondern mehr stellvertretend könnten diese plastischen Köpfe gewertet und in einer Ansammlung von dreizehn Stück, davon sechs Paare, wie in Lüneburg, am Hause Bardowicker Straße 32 von 1559 und An der Münze 15 von 1560 belegt, evtl. sogar genealogisch gesehen werden.

In Form von 14 Wappenscheiben sind an den 1558 fertiggestellten sogenannten Garlophenwohnungen für städtische Bedienstete die insgesamt sechs Elternpaare und das Stifterehepaar, Hinrik Garlop und seine Ehefrau Anna Bardowick, dargestellt. Genealogisch wird diese Ahnenreihe bis zur Zerstörung der herrschaftlichen Burg auf dem Kalkberg durch die Lüneburger Bürgerschaft in der Ursulanacht von 1371 zurückgeführt (Alpers, 1970/71, 61).

Ähnliches könnte durch die Anbringung der ebenfalls sechs Paare in Form von plastischen Büsten an den genannten beiden Häusern angestrebt worden sein; zumal Franz Witzendorff, der Erbauer von Bardowicker Straße 32, nach dem Tode des Stifters und seines Sohnes Hinrik Garlop für die Fertigstellung des Stiftungsgebäudes verantwortlich war.

Wohl wichtiger aber als das Portrait war das Wappen, das repräsentierend für den Patrizier stand. Auch hier konnte Angermann (1970, 217) ähnliches wie in Lüneburg in der Weserrenaissance feststellen. Es fiel hier auf, daß im Vergleich zu früheren Gebäuden seit der Mitte des 16. Jahrhunderts mehr und größere Wappen an den Gebäuden angebracht wurden. In Lüneburg wird es darüber hinaus im 16. Jahrhundert üblich, neben den Wappen der Bauherren stets die Wappen der Eltern beider Ehepartner mit einzufügen. So sind an dem um 1560 errichteten Hause Ochsenmarkt 1 die Wappen der Erbauer im Portal angebracht, die jeweils elterlichen Wappen als fast 1 Meter große quadratische Sandsteintafeln an der Hausecke des ersten Obergeschosses.

Von den ehemals errichteten Giebelhäusern mit Hausteingliederung ist nur der Giebel vom Ochsenmarkt 1 (um 1560) erhalten geblieben. Der Giebel des Hauses An der Münze 15 wurde 1896 restauriert und teils erneuert. Vom Hause Neue Sülze 31 (um 1585) sind von der Giebelgestaltung nur

Sandsteinreste im Museum erhalten geblieben.

Alle drei Giebeldreiecke erhielten eine unterschiedliche Gestaltung. Am Ochsenmarkt 1 wurden auf die Staffeln Delphine und Putten und auf den mittleren Staffeln ein Frontispitz aufgesetzt. Zwischen den einzelnen Segmentbogenfenstern liegen als Verbindungsglieder Hausteinplatten. Sandsteingesimse trennen die Geschosse. An der Münze 15 waren bis 1896 nur noch die Brüstungsgesimse mit den plastischen Bildnisköpfen, Kragsteine mit Löwenköpfen und Masken sowie auf die Staffeln aufgesetzte Pyramidenstümpfe mit Kugeln erhalten. Bei der Restaurierung des Giebels 1896 wurde er um Obelisk und Sandsteinschnecken ergänzt. Vom Hause Neue Sülze 31 sind schneckenartig gerollte Sandsteinelemente erhalten. Die Hausteingliederung konzentrierte sich vor allem auf das Giebeldreieck. Der untere Baukörper erhielt eine Eckquaderung und geschoß-trennende Gesimssteine sowie Sandsteinwappen und Portalschmuck. Diese Elemente sind jedoch reine Dekoration, die auf eine traditionelle Fassadenstruktur aufgelegt wird. Der außermittige Eingang, die vom Erdgeschoß zum Giebel hin sich verjüngenden Fenster, die ohne Bezugnahme zu den einzelnen Geschossen stehen, die Struktur des alten Staffelgiebels, alle diese heimischen Elemente bleiben erhalten. Das typisch Asymmetrische der herkömmlichen Bauweise wird mit dem nach Symmetrie verlangenden Formengut der Renaissance vermischt.

Gleichzeitig entstanden aber traufenständige Gebäude, die z.T. ebenfalls eine Sandsteingliederung erhielten. Hier wird neben der neuen Dekorationsform auch ein neuer Haustyp übernommen. Eine völlige Trennung älterer heimischer Traditionen findet dennoch nicht statt, sondern beides mischt sich miteinander zu einer neuen Architekturauf-

fassung. So ist z.B. das Haus Salzstraße 17 traufenständig errichtet worden, jedoch ohne Sandsteingliederung (ob evt. ein Sandsteinportal vorhanden war, läßt sich nicht mehr klären). Vielmehr wurden die auf die Fassade gelegten Monumentalblendarkaden durch Ziegelformsteine gebildet, vor allem durch den Taustein. In diesem Fall ist nur die neue Bauform übernommen, ohne auch die neuen Materialien zu benutzen.

Auch ehemals giebelständige Häuser wurden zu Traufenhäusern umgebaut (Am Berge 37 von 1568; Lünertorstraße 21 von 1574), d.h. das Dach wurde abgewalmt und die Giebelspitze somit für den Betrachter unsichtbar gemacht, also ein Traufenhaus vorgetäuscht. Der restliche Teil der Straßenfassade wurde mit Renaissanceornamentik versehen und die Fassade symmetrisch aufgebaut. Hinter der Fassade blieben aber die alten Hausstrukturen erhalten. Das Haus Am Berge 37 war ehemals das Beginenhaus des blauen Konvents bis der Patrizier Albert Muzeltin es 1566 kaufte und zu einem Wohnhaus umbaute. Dieser Gebäudekomplex aus dem 15. Jahrhundert bestand aus zwei nebeneinanderliegenden Giebelhäusern und einer Durchfahrtsbebauung. Die schwierige Aufgabe bestand für den Baumeister darin, diese Gebäudegruppe älteren Bautyps zu einem Scheintraufenhaus umzugestalten. Aufgrund der vorgegebenen älteren Konstruktion, bei der der Eingang zum Hause leicht nach rechts versetzt war, konnte keine echte Symmetrie erreicht werden. Aber durch die Anordnung der Gliederung vertuschte der Baumeister ganz geschickt diesen Mangel, der auf den ersten Blick nicht wahrzunehmen ist. Eine weitere Schwierigkeit beim Verblenden des alten Hauses mit der neuartigen Fassade stellte die Durchfahrtsbebauung dar. Bei neuerrichteten Gebäuden konnte sie mittig gelegt werden, doch bei dieser älteren Bausubstanz liegt sie aufgrund der vorgegebenen Bebauung links neben dem Gebäude. Auch diese Anlage wider-

spricht der Symmetrie. Durch das Durchziehen der Trauflinie des Hauptgebäudes über die Durchfahrtsbebauung hinweg täuschte der Baumeister ein breitgelagertes Traufenhaus vor. Er konnte aber die Fassadengliederung aufgrund der seitlichen Durchfahrt nicht gleichmäßig über die gesamte Front verteilen und ging dann dazu über, daß er das Hauptgebäude mit einer dorischen Monumentalgliederung versah, die Durchfahrtsbebauung hingegen mit dorischen Halbsäulen und Triglyphenfries und Frontispitz. Einerseits zeigte er das Bestreben, ein breitgelagertes Traufenhaus zu entwickeln, zum anderen wurde dieses Vorhaben jedoch durch die unterschiedliche Gliederung wieder zerstört und blieb unbefriedigend.

Ähnlich wie das Haus Am Berge 37 wurde 1574 das Eckgebäude Lünertorstraße 21 vom bürgerlichen Peter Boige umgebaut und mit einer neuen Fassade versehen. Im Dachbereich hat man auch hier den Giebel vorn nur abgewalmt, der alte Rückgiebel blieb erhalten. Der Straßenfront sind je Geschoß jeweils vier Pilaster aus Sandstein vorgelegt worden. Die Pilaster des Erdgeschosses stehen auf Postamenten mit Löwenköpfen auf Rollwerkkartuschen. Die Pilaster sind mit einer Waffelornamentik versehen. Da Rücksichtnahme auf die bestehende Bausubstanz und damit auf die bestehenden Geschoßhöhen genommen werden mußte, war der die Geschosse trennende Fries nicht über die gesamte Hausbreite durchziehbar, sondern konnte nur oberhalb der Pilaster angedeutet werden, da sonst nur geringer Platz für die Fensterflächen vorhanden gewesen wäre. Die darüberliegenden Gesimse umlaufen das Gebäude und tragen in den Pilasterzonen Konsolen mit Masken. Die Pilaster des Obergeschosses sind in französischer Ordnung mit ionischem Kapitell ausgeführt. Am abschließenden Dachfries sind mittig eine Rollwerkkartusche mit der Jahreszahl 1574 sowie mehrere Löwenköpfe angebracht. Der Dachfries

verspringt mittig risalitartig. Diese Struktur setzt sich jedoch nicht in der unteren Gestaltung fort. Die zur Kaufhausstraße liegende Traufseite des Hauses ist einfacher gestaltet, die Postamente und Pilaster wurden aus Ziegelstein gemauert. Der Sandsteinschmuck fällt hier erheblich bescheidener aus. Der Chronist Hammenstede gibt an, daß diese Sandsteingliederung in Hamburg gefertigt und in beahrenem Zustand nach Lüneburg transportiert wurde (BKD, 369). Dieser Hinweis scheint glaubhaft, denn die Gestaltungsauffassung dieses Hauses ist mit den anderen überlieferten nicht in Verbindung zu bringen. Leider ist in Hamburg durch den Brand von 1842 (Rudhard, 1975, 11) nahezu ein Drittel der gesamten Bebauung vernichtet worden, und deshalb sind nur wenig Vergleichsbeispiele dieser Zeit überliefert. Die dokumentierten Beispiele zeigen aber starke Ähnlichkeit in ihrer Auffassung mit dem Hause Lünertorstraße 21. Zum Vergleich kann nur das über 30 Jahre jüngere, in einer Zeichnung überlieferte Haus Große Reichenstraße 47/49 von 1617 in Hamburg herangezogen werden. Dieses reich ausgestaltete Haus zeigt neben dem symmetrischen Aufbau ebenso Löwenkopfpostamente, Pilaster französischer Ordnung, Phantasie-Kapitelle im Erdgeschoß und ionische im Obergeschoß, Triglyphenplatten in der Brüstung.

Eine auffällige Parallele ist aber die gleiche Reduzierung des Frieses auf Triglyphenplatten oberhalb der Pilaster bzw. Halbsäulen. Dies ist außer in Hamburg und Lüneburg in keiner Stadt der Backsteinarchitektur und auch nicht in der Weserrenaissance beobachtet worden.

Im Stil der neuen Architekturauffassung sind nur drei giebelständige Gebäude überliefert. Weitere zwei Giebelhäuser sind zu Traufenhäusern umgestaltet worden. Dazu kommen drei neu errichtete Traufenhäuser. Die Traufenhäuser sind nicht auf älteren, in Familienbesitz befindlichen

Grundstücken entstanden, sondern auf vom Erbauer neu erworbenen Parzellen. Für diese Bebauung reichte auch die Normalhausbreite von ca. 11 - 12 m und zusätzlicher Durchfahrtsbebauung nicht aus. Nur durch das Zusammenlegen zweier solcher Parzellen war es möglich, diesen Haustyp zu verwirklichen. Festzustellen ist aber noch, daß eine Neubebauung auf einem ererbten Grundstück mit traditioneller Giebelständigkeit (wie Ochsenmarkt 1, um 1560) wieder mit einem giebelständigen Gebäude bebaut wurde, obwohl durch Beseitigung des traufenständigen, straßenseitigen Flügelbaues eine entsprechende Hausbreite für ein Traufenhaus vorhanden gewesen wäre. Doch wohl aus traditionellen Gründen fiel die Entscheidung zugunsten des Giebelhauses.

3.2.2 Nebengebäude

3.2.2.1 Flügelbau

Rückwärtig zum Hof hin oder seitlich entlang der Straße schließen sich an das Hauptgebäude zur Ergänzung der Raumstruktur weitere, funktional zum Haupthaus gehörende Gebäude an, die sogenannten Flügelbauten. Im Erdgeschoß sind eine Durchfahrt zum Hof und Räume unbekannter Bestimmung untergebracht, die aufgrund von heutigen Ladeneinbauten meist verbaut sind. Das Obergeschoß nahm in allen Fällen einen Saal auf.

Seitliche Flügelbauten sind schon aus dem 14. Jahrhundert erhalten und oft gleichzeitig mit dem Hauptgebäude errichtet, gehören also zur architektonischen Konzeption und Wirkung (z.B. Grapengießerstraße 45, um 1323). Rückwärtige Flügelbauten sind erst aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts erhalten geblieben, obwohl Bauspuren an den Hauptgebäuden darauf hindeuten, daß zumindest schon

seit dem 14. Jahrhundert hinter dem Hauptgebäude ein weiteres, von diesem zugängliches Gebäude bestanden hat.

"Daß Anbauten im 14. und 15. Jahrhundert vorhanden gewesen sein müssen, erkennt man aus den Luken- und Blendenanordnungen mancher Hintergiebel aus dieser Zeit, wenn auch heute von den Flügeln selbst nichts mehr vorhanden ist, da sie späteren größeren Bauten Platz gemacht haben" (Suhr, 1935, 6).

Diese frühen rückwärtigen Gebäude wurden vollständig entfernt und sind somit in ihrer ehemaligen Größe nur noch archäologisch festzustellen. Reste von Findlingsmauerwerk in den Kellern der heutigen Flügelbauten (z.B. Große Bäckerstraße 26, 1517/18) deuten auf Vorgängerbauten hin. Evtl. handelte es sich um Kemenaten, die in den Städten des gesamten nordwestdeutschen Raumes verbreitet waren und stets hinter dem Hauptgebäude standen. Kemenaten sind Steinbauten mit kaminbeheizten Räumen, die aus einem Keller- und einem einräumigen Erd- sowie meist auch Obergeschoß bestehen. Ihren Namen haben sie von dem die jeweiligen Räumen beheizenden Kamin (caminata) erhalten (Thomsen, 1937, 11). Thomsen (1937, 170) bringt drei Belege des 14. Jahrhunderts für Lüneburger Kemenaten (1333, 1347, 1353). Von diesen Vorgängerbauten, die wahrscheinlich Kemenaten waren, ist, abgesehen von den Findlingsresten und den archivalischen Hinweisen, nichts erhalten. Seit dem 15. Jahrhundert sind sie durch Flügelbauten ersetzt worden.

Die äußere Struktur der Flügelbauten wird durch ihre innere Funktion entscheidend bestimmt. Die Obergeschosse waren Sälen vorbehalten, die eine reiche Durchfensterung verlangten. Die Fensteranordnung in den Fassaden erfolgte als Arkadenreihe mit segmentbogigem Abschluß, im späten 16. Jahrhundert mit geraden Überdeckungen durch Holzstürze (An der Münze 7, von 1598).

Für die Patriziergebäude Schröderstraße 16 von um 1400, An der Münze 1 aus dem 14. Jahrhundert und Große Bäckerstraße 26 von 1517/18 fand man für die Einbindung des Flügelbaues in das Hauptgebäude eine besondere Lösung. In diesen Fällen wurde der rückwärtige Flügelbau in das Hauptgebäude "eingeschoben". Da die Geschoßhöhen der Gebäude sich nicht gegenseitig entsprechen, zeichnen sich in der Fassade Versprünge der Fenster ab. Der Grund für diese besondere Lösung könnte darin liegen, daß diese Patrizier einen bestimmten Raumbedarf in den beiden Gebäuden benötigten, der aufgrund der vorgegebenen Parzellen- oder Bebauungssituation nicht nach dem normalen Schema, dem Anfügen, lösbar war, sondern zu dieser Einbindung führte.

Die Fensterrahmen sahen ähnlich aus, wie die der Obergeschosse der Hauptgebäude. Sie waren mit Fasan-, Hohlkehl-, Viertelkreisformsteinen oder seit dem Ende des 15. Jahrhunderts mit Tausteinen gerahmt. Binnengliederungen sind nicht für das 14. und 15. Jahrhundert erhalten. Aber auch hier ist auf das Hauptgebäude zu verweisen und mit einer ähnlichen Gliederung aus Zwillingsfenstern zu rechnen. Die gleichmäßige Durchfensterung der Traufseiten der Flügelbauten, die nur ab und zu durch in diesen Wänden liegende Kamine unterbrochen werden, läßt sie sehr repräsentativ erscheinen. Diese Gebäude sind immer zwei- oder später sogar dreigeschossig. Friese trennen die einzelnen Geschosse voneinander, die ähnlich behandelt waren wie die des Hauptgebäudes. Weiterer Schmuck waren Wappensteine und die Belebung der Fläche mit glasierten Steinen. Zum Beispiel wurde der rückwärtige Flügelbau des Hauses Grapengießerstraße 45 (um 1500) im Schichtenwechsel mal mit roten, mal mit dunkelglasierten Steinen gemauert. Die Segmentbögen zeigen drei Schichten Binderköpfe, die schachbrettartig versetzt wurden. Gleichzeitig erhielten die Tausteinfensterrahmen im Obergeschoß dunkle Glasuren.

Friese waren mit Putz versehen. Am zweiten Flügelbau des Hauses Am Sande 31 (um 1580 - 90) hat der Erbauer Sandsteinwappen in den Fries einfügen lassen, an der Großen Bäckerstraße 26 (1517/18) sind Kreisblenden erhalten, die ehemals wohl mit Wappen gefüllt waren. Die Ziegelflügelbauten zeigten eine verhältnismäßig schlichte Gestaltung der Fassade. Gestalterisch wird auch kaum unterschieden zwischen dem seitlichen zur Straße liegenden oder dem rückwärtigen, für Außenstehende nicht einsehbaren Flügelbau. Der Unterschied zwischen sichtbarer Fassade und nicht einsehbarer liegt seit dem 15. Jahrhundert in der Geschossigkeit. So zeigt z.B. die sichtbare Straßenseite des seitlichen Flügelbaues des Hauses Grapengießerstraße 45 eine Drei-, die Hofseite nur eine Zweigeschossigkeit. Der straßenseitige Flügelbau wurde gleichzeitig (1323) zweigeschossig mit dem Hauptgebäude errichtet. 1452 wurde eine mit Terrakotta geschmückte Zwerggalerie auf das zweite Geschoß aufgesetzt und zu einer "Scheindreigeschossigkeit" umgebaut. Hinter der aufgesetzten Galerie blieb die alte Dachkonstruktion erhalten und wurde nur um entsprechende neuere Hölzer ergänzt, die auf die Galerie gelegt wurden und sie abdeckten. Hinter diesem aufwendigen Aufbau liegt aber nur Dachboden. Die Proportionen des seitlichen Flügelbaues sind durch diesen Eingriff erheblich verändert worden, so daß der Flügelbau durch seine neue Höhenentwicklung ein Übergewicht zum Haupthaus bekommt. Diese Tendenz zur Dreigeschossigkeit setzt wohl in der Mitte des 15. Jahrhunderts ein. Am Flügelbau des Hauses Grapengießerstraße 45 wurde noch das bestehende Gebäude durch Aufsatz einer Galerie zu einer Scheindreigeschossigkeit umgebaut, später errichtete Flügelbauten werden von vornherein als dreigeschossige konzipiert (z.B. Schröderstraße 16, von 1559). Es ergibt sich eine leichte Staffelung der Geschosse. Das Erdgeschoß hat die größte Höhenentwicklung, das erste Ober-

geschoß schließt sich mit einer leicht geringeren Höhe an und das dritte Geschoß ist als Art Mezzaningeschoß aufgesetzt.

Die Tendenz zur fast völligen Auflösung des Obergeschosses mit Fenstern hatte zur Folge, daß seit der Mitte des 16. Jahrhunderts auch die Mauerpfeiler durch Holzständer ersetzt wurden, so daß sich eine Fachwerkkonstruktion für das Obergeschoß ergab. Die Fachwerkständer nahmen die Stellung der ehemaligen Mauerpfeiler und gleichzeitig die eines Fensterpfostens ein. Sie wurden von innen beschnitzt, so daß Fenster an Fenster gereiht werden konnte. Das Fachwerkobergeschoß lag aber nur zur Hofseite, die Straßenseite wurde weiterhin traditionell aus Ziegelsteinen errichtet, so daß von keinem Fachwerkobergeschoß, sondern nur von einer Fachwerkobergeschoßwand zu sprechen ist. Diese Wand kragte über Karniesknaggen vor und wurde repräsentativ mit Schnitzwerk und Ziegelzierausmauerungen gestaltet.

Die Rückgiebel der Durchfahrtsbebauung wurden zum Teil auch aus Fachwerk errichtet, das sich der Fachwerkdekoration der Flügelbauten anschloß (z.B. Am Berge 35, um 1500; Am Sande 49 von 1589; Am Sande 50, aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts).

- Bedeutung des Fachwerkbaues -

Neben den Ziegelbauten wurden auch immer Fachwerkbauten in Lüneburg errichtet, allerdings wurden Fachwerkkonstruktionen vor allem für untergeordnete Gebäude oder für Gebäude unterer Sozialschichten benutzt (Hinter dem Brunnen 6/7 aus dem 15. Jahrhundert; Iflock 4, um 1500). Fachwerkkonstruktionen sind in Lüneburg aber bisher kaum beachtet worden und bedürfen noch einer eigenständigen Untersuchung. 1900 erschien der bisher einzige Aufsatz über das Lüneburger Fachwerk (Paulsdorff, 294-295) und nur in

den Bau- und Kunstdenkmälern von 1906 wird es bisher gewürdigt (BKD, 379 ff.).

Aus dem 14. und beginnenden 15. Jahrhundert scheint kein Fachwerkgebäude erhalten oder dokumentiert; aus der Mitte des 15. Jahrhunderts ist ein traufenständiges Reihnhaus, Hinter dem Brunnen 6/7, überliefert. Das Gebäude ist ein Wandständerbau mit langen über die gesamte Fassade reichenden Schwertungen. Auf den Ständern liegt ein sehr flaches Rähm, auf dem oberhalb der Ständer die Dachbalken aufgelegt sind. Drei übereinanderliegende Riegelreihen sichern das Gefüge.

Dem 15. Jahrhundert wird auch noch das an der Ilmenau liegende Hintergebäude des Hauses Altenbrückertorstraße 12 angehören. Weitere Beispiele sind aus dem 15. Jahrhundert nicht bekannt. Auch aus dem 16. Jahrhundert sind kaum Beispiele erhalten, aber zum Teil dokumentiert. Vor allem handelt es sich um Budenreihen, die in Fachwerk errichtet waren (z.B. Hinter der Sülzmauer 11 - 12, um 1520 - 30). Diese schlichten Hausreihen sind zweigeschossig und mit über einfach gekehnten Knaggen vorkragendem Obergeschoß und vorkragenden Dachbalken verzimmert. Das Fachwerk zeigt nur konstruktiv erforderliche Hölzer ohne Gestaltungswillen. Die Fußbänder sind nicht paarig angeordnet, sondern sitzen nur an den Stellen, an denen sie konstruktiv notwendig sind. Die Fachwerkausfachung erfolgte mit Backstein im einfachen Läuferverband.

Im Laufe des 16. Jahrhunderts wurden aber neu errichtete Budenreihen immer mehr mit einer durchgestalteteren Fachwerkkonstruktion und mit einer einfachen Ziegelzierausmauerung versehen; Knaggen erhielten Karniesformen. Die sich bei den Budenreihen bemerkbar machende Tendenz zur Ausschmückung der Fassaden ist an anderen Bauaufgaben noch

deutlicher nachzuvollziehen (z.B. Baumstraße 3 von 1538). Das Fachwerk bleibt aber in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts immer noch nur für Gebäude unterer und mittlerer Sozialschichten sowie Zweckbauten vorbehalten. Es werden jedoch mehr Schnitzformen aus dem südöstlichen Niedersachsen übernommen und die Gebäude damit verziert. Fachwerkschnitzereien sind in Lüneburg vor 1530 nicht zu beobachten (z.B. Schiffskehlen, Fächerrosetten, Figurenknaggen, Bildnisse und Inschriftenbände erstmals 1538 am Hause Baumstraße 3 belegt; Perlbänder treten seit der Mitte des 16. Jahrhunderts verstärkt auf,). Erst um die Mitte des 16. Jahrhunderts wird das Fachwerk auch vom Patriziat für die Obergeschoßhofseiten ihrer Flügelbauten benutzt. Das Fachwerk wird nun noch reicher beschnitzt, und die Fachwerkfelder werden mit Ziegelzierausmauerungen aus dünnformatigen Steinen in vielen verschiedenen Mustern gefüllt. Jedes Feld erhält ein anderes Muster und hebt dadurch den repräsentativen Eindruck. Die Fachwerkschnitzereien an den Flügelbauten erreichen höchste Qualität. Es müssen hervorragende Handwerker als Schnitzer herangezogen worden sein, die die Gestaltung vornahmen.

Neben dem Standardmotiv der norddeutschen Fachwerkschnitzerei, der Fächerrosette, die sich über Ständer und Fußbänder ausdehnt (Auf dem Kauf 1 - 3, Mitte 16. Jahrhundert; Ochsenmarkt 1, um 1560), werden diese Flächen auch mit Perlbändern, Bildnissen und Blüten (Große Bäckerstraße 15, 1558) oder mit "M"-förmig verlaufenden Perlbändern, Ährenbändern und Pflanzenwerk (Salzstraße 17, zweite Hälfte 16. Jahrhundert) versehen. Am 3. Flügelbau des Hauses Grapengießerstraße 45 von 1593 ist jedes Ständer- und Fußpaar unterschiedlich beschnitzt mit einem reichen Repertoire aus einfachen oder gedrehten Perlbändern, Schuppen- und Ährenbändern, großen und kleinen Fächerrosetten, floralem Ornament, Sternen, Weinlaub, Wappenschilder und ver-

schiedenen Rosetten. Die Schwelle der Fachwerkobergeschoßwand ist mit Beschlagwerk und Rollwerkkartuschen versehen. Als Vorlage scheinen hier die Ornamentstiche des Virgil Solis gedient zu haben (s. Katalog S. 376)

Der Flügelbau vom Hause Salzstraße 17 (heute Auf dem Meer 13 von 1560) trägt unbeschnitzte viertelkreisförmige Fußbänder, die außen doppelt geschweift sind. Die Schwelle ist dagegen mit Grottesken, Wappenschildern und Inschriftentafeln verziert. Die sehr feine und gut gearbeitete Ornamentik erinnert an Vorlageblätter des Heinrich Aldegrever. Andere Schwellen tragen Rankenstäbe (Auf dem Kauf 1 - 3, um 1550) oder verschieden gedrehte Perlbänder (Ochsenmarkt 1, um 1560; Salzstraße 17, zweite Hälfte 16. Jahrhundert).

Beliebt war aber auch, Schwellen mit religiösen Sprüchen zu beschnitzen (Große Bäckerstraße 15 von 1558; Salzstraße 17 von 1559; Große Bäckerstraße 24 von 1591).

Auch die Brüstungshölzer wurden mit einem Ornament versehen, das meist aus gedrehten oder ährenförmig angeordneten Bändern zusammengesetzt war. Falls eine Sparrenschwelle vorhanden war, beschnittzte man auch diese (Große Bäckerstraße 15, 1558). Die Vorkragungen der Geschoßblaken und der Dachbalken wurden durch Karniesknaggen, die z.T. einen aufgelegten Stab trugen, unterstützt. Ansonsten sind die Knaggen reich mit Perlbändern oder floralem Ornament verziert worden.

Füllhölzer zwischen den Balkenköpfen trugen meist Schiffskehlen (Ochsenmarkt 1, um 1560), waren mit Beschlagwerk gefüllt (Grapengießerstraße 45, 1593) oder mit Ziegelziegelmauerwerk ausgemauert (Auf dem Kauf 1 - 3, Mitte 16. Jahrhundert).

Das Fachwerk war zum Teil polychrom bemalt (Ochsenmarkt 1, um 1560), zum Teil aber auch unbehandelt (Salzstraße 17, zweite Hälfte 16. Jahrhundert).

Es konnte dargestellt werden, daß das Fachwerk im 16. Jahrhundert im sozialen Prestige stieg (zum Begriff des steigenden Kulturgutes siehe Wiegelmann, 1977, 51 f.). War es noch bis zu Beginn des 16. Jahrhunderts in Lüneburg nur für Häuser unterer Sozialschichten oder untergeordnete Nebengebäude als Baukonstruktion verwendet worden, wird es im Laufe des 16. Jahrhunderts mit der Übernahme der Fachwerkornamentik aus dem südöstlichen Niedersachsen als Möglichkeit repräsentativen Ausdrucks gesehen. Förderlich war die Möglichkeit der stärkeren Durchfensterung der Wandflächen bei Fachwerkbauten. Daß dieser Nutzeffekt sogar wohl im Vordergrund stand, ist daraus zu entnehmen, daß nur die Wand, die die starke Fensterreihung erhalten sollte, die Hofwand des Obergeschosses des Flügelbaues, eine Fachwerkkonstruktion erhielt, man aber nicht das gesamte Obergeschoß aus Fachwerk errichtete. Die neue Möglichkeit der Durchfensterung und das damit verbundene Gestaltungssystem wurden auch im Adelsbau übernommen. So wurde das 1541 beim Kloster Medingen (Krs. Lüneburg) errichtete Herrenhaus des Herzogs Ernst von Braunschweig-Lüneburg mit einem Ziegelsteinerdgeschoß und Sandsteinmedaillons versehen, das Obergeschoß jedoch aus schlichtem Fachwerk errichtet, das nur mit einem Tauband auf Schwellen und Knaggen verziert war. Ebenso wurden auch die Wände des Obergeschosses zum Innenhof am Schloß Bevern (Krs. Holzminden) von 1603 - 12 (Kreft/Soenke, 1964, 245, Abb. 159 - 162, 277) und ein Seitenflügel des 1566-79 errichteten Schlosses Grevenburg (Krs. Hörter) aus Fachwerk mit Schnitzereien (Kreft/Soenke, 1964, 263, Abb. Hansen/Kreft, 1980, 94 - 101, 125) versehen. Zum Teil waren die Schnitzereien farbig gefaßt. Ansonsten sind Flügelbauten mit Fachwerkobergeschossen in der städtischen Profanarchitektur aus dem norddeutschen Backsteingebiet nicht bekannt, sondern blieben wohl eine Eigenart Lüneburgs.

3.2.2.2 Durchfahrtsbebauung

Eine weitere funktionale Erweiterung der Raumstrukturen stellte die Durchfahrtsüberbauung dar. Bei Patriziergebäuden, die keinen seitlichen Flügelbau besaßen, lag rechts oder links neben dem giebelständigen Hauptgebäude eine ca. drei bis fünf Meter breite Durchfahrt, die die Erschließung des Hofes ermöglichte und überbaut war. Unklar ist noch, wann diese Überbauungen stattgefunden haben. Die frühesten erhaltenen Überbauungen entstammen heute der Zeit um 1500. Im Gegensatz zum seitlichen Flügelbau, der traufenständig angebaut wurde, wird die Durchfahrtsüberbauung immer mit einem eigenen Giebel versehen oder mit in die Giebelgestaltung des Hauptgebäudes einbezogen, so daß merkwürdige asymmetrische Giebelformen entstehen (Am Berge 35, Am Sande 16). Die Überbauung der Durchfahrt kann seit der Zeit um 1400 verfolgt werden. Beim Umbau des Hauses Schröderstraße 16 (um 1400) deuteten seitliche Maueröffnungen im Hauptgebäude auf eine gleichzeitige giebelständige Durchfahrtsbebauung hin, die dann aber zugunsten eines größeren traufenständigen, seitlichen Flügelbaues 1559 weichen mußte. Ein weiterer Beleg für eine frühe Durchfahrtsüberbauung, die gleichzeitig mit dem Hauptgebäude errichtet und in die Fassadengestaltung einbezogen wurde, ist das abgebrochene und durch ein Foto dokumentierte Haus Markt 2 (erste Hälfte 15. Jahrhundert).

Noch bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts werden Durchfahrtsüberbauungen (ob als Ersatzbauten, ließ sich nicht feststellen) neu errichtet (Am Sande 50, zweite Hälfte 16. Jahrhundert; Am Sande 49, 1589). Die Geschossigkeit dieser Durchfahrtsüberbauung folgt nicht dem Hauptgebäude, sondern ist zwei- meist dreigeschossig. Das niedrige Erdgeschoß nimmt die Durchfahrt auf, darauf folgen dann weitere zwei Wohngeschosse, die vom Haupthaus zugänglich

sind. Zum Teil wird von der Durchfahrt im Erdgeschoß noch ein schmaler Bereich abgetrennt, der dem Hauptgebäude funktional zugeschlagen wird (Große Bäckerstraße 12, Am Sande 50, Am Markt 2). Gegen Ende des 16. Jahrhunderts/Anfang des 17. Jahrhunderts kann es dazu kommen, daß die Durchfahrt zum Hof von der Hauptstraße nicht mehr erforderlich ist und diese aufgegeben wird; d.h., sie wird zugebaut und dem Haupthaus zur Nutzung zugeschlagen (Am Berge 35).

Die Durchfahrtsüberbauung wird gestalterisch dem Hauptgebäude angepaßt; entweder erhält sie einen eigenen kleinen Staffelgiebel, oder man bindet sie in die Gesamtgestaltung des Hauptgebäudes ein zu einer asymmetrischen Giebelgestaltung.

Der Rückgiebel ist in den meisten überlieferten Fällen aus Fachwerk errichtet, das teils schlicht, teils aber mit schönem Schnitzwerk, ähnlich wie das der Hofflügelbauten, gestaltet war. Ein besonders schönes Beispiel ist die Durchfahrtsbebauung Am Sande 49 von 1589.

3.3 Der Wandel in der Baustruktur des patrizischen Hauses vom 14. - 16. Jahrhundert

Seit Beginn des 14. Jahrhunderts sind Patrizierhäuser in Lüneburg überliefert. Das früheste erhaltene Gebäude, gelegen Am Sande 50, stammt aus der Zeit um 1300. Von den beiden Giebeln ist jedoch nur der Rückgiebel vorhanden, der vordere Straßengiebel ist um 1800 erneuert worden. Vorder- und Rückgiebel werden in dieser Untersuchung gleichwertig behandelt, da auch zumeist in ihrer Gestaltung keine Unterschiede bestehen.

Die Rückfront dieses zweigeschossigen Gebäudes Am Sande 50 hat eine siebenteilige, spitzbogige Staffelblendarkade mit eingestellten Zwillingsfenstern und trug ehemals einen siebenteiligen Staffelgiebel, der nur bedingt den Blenden folgte; d.h., Staffeln und Blendarkade stehen hier gestalterisch noch nicht in einer direkten Abhängigkeit, wie es in späterer Zeit zu verfolgen ist, sondern werden unabhängig voneinander entwickelt. Die Zwillingsfenster sind segmentbogig ausgebildet und liegen in spitzbogigen Blenden. Die Bogenzwinkel sind mit Putzspiegeln versehen. Die gesamte Gestaltung kommt noch ohne Verwendung von Formsteinen aus, obwohl schon sämtliche für das 14. und 15. Jahrhundert typischen Gestaltungsmerkmale (Staffelgiebel, Staffelblendarkade, Zwillingsfenster) bereits vorhanden sind. In der Folgezeit verfeinern sich diese Elemente und bilden die Grundlage für spätere Giebelgestaltungen.

Neben dem Gebäude Am Sande 50 lag eine Durchfahrt von bis zu fünf Metern Breite, die den Hof erschloß. Die heutige Überbauung stammt aus dem 16. Jahrhundert. Ob in der Frühzeit diese seitliche Durchfahrt zum Hof schon überbaut war, ist fraglich, da Durchfahrtsüberbauungen in Lüneburg erst seit der Zeit um 1400 faßbar sind. Dagegen sind seitliche Flügelbauten schon für das 14. Jahrhundert belegt. Sie schließen sich traufenständig an das Giebelhaus an und nehmen im Erdgeschoß eine Durchfahrt zum Hof auf. Es handelt sich hier also nicht um eine Durchfahrtsbebauung, sondern um ein traufenständiges Gebäude, das nur u.a. eine Durchfahrt im Erdgeschoß besaß.

Diese zwei, später dreigeschossigen seitlichen Flügelbauten, die zumeist zu Gebäudekomplexen an den Straßenecken gehörten, selten innerhalb eines Straßenzuges lagen, sind eine der typischen Erscheinungen der Frühzeit des Lünebur-

ger Patrizierhauses. Durch diese Gebäudeanordnung wird eine Parzellenbreite von ca. 25 Metern und mehr beansprucht, was schon von der Gebäudemasse her einen repräsentativen Charakter erzeugte und eine deutliche Differenzierung von den Gebäuden anderer Sozialschichten ergab. Dieser repräsentative Charakter kann noch, wie im Falle Grapengießerstraße 45, unterstützt sein, durch eine 1452 aufgesetzte Fensterarkadenreihe des Obergeschosses. Die zum seitlichen traufenständigen Flügelbau gehörenden giebelständigen Hauptgebäude können in der Frühzeit noch eingeschossig ausgebildet sein, wie das Hauptgebäude Grapengießerstraße 45 von 1323, sind in späterer Zeit dann aber durchgängig zweigeschossig, wie das Haus An der Münze 7 (1450 - 70). Das Gebäude An der Münze 1 (14. Jahrhundert) war ursprünglich wohl eingeschossig und scheint im 17. Jahrhundert aufgestockt worden zu sein.

Die Giebel des Hauptgebäudes werden im Laufe des 14. Jahrhunderts durchstrukturiert. Wurden Am Sande 50 noch nur einfache gebrannte Ziegelsteine und Putzspiegel verwendet, so wird 1323 bei der Errichtung des Giebels am Hause Grapengießerstraße 45 schon erheblich mehr zu Dekorationsformen gegriffen.

Neben verschiedenartigen Formsteinen, vor allem dem dreifach kehlten Hohlkehlstein (der sich als typischer Formstein der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts herausbildete), treten an diesem Giebel auch glasierte Steine auf, die im Schichtenwechsel vermauert wurden. Wie beim Rückgiebel des Hauses Am Sande 50 (um 1300), ist der Giebel mit einer Staffelblendarkade gegliedert, aber hier folgen die heute nicht mehr vorhandenen Staffeln schon der durch die Arkade vorgegebenen Struktur. Unterhalb endeten die Staffeln auf einem Fries. Das Portal lag nicht unter der mittleren Blende, sondern außermittig unter der rechts danebenliegenden.

Die Giebelgestaltung mit spitzbogigen Zwillingsfenstern bleibt bestimmend für das Patrizierhaus des 14. Jahrhunderts. Bei zweigeschossigen Giebelhäusern wird die Giebelgliederung auch über das Obergeschoß gelegt, wodurch der Giebeldreiecksbereich dominierend wirkt und das Erdgeschoß eine Art Sockelzone einnimmt.

Die Blendenanzahl der Staffelarkade ist fast ausschließlich unpaarig. Eine Ausnahme bildet der Giebel eines städtischen, später in patrizischer Hand befindlichen Gebäudes, der ehemaligen Ratsapotheke auf der Großen Bäckerstraße 5 von 1343. Hier wurde der Giebel mit einer paarigen Anzahl Blenden versehen (sechs Blenden), wie es z.B. in Lübeck für das 14. Jahrhundert nicht unüblich ist. Normalerweise werden die beiden mittleren Blenden gemeinsam hochgeführt und bilden den letzten Staffel. Beim Lüneburger Beispiel schien diese Gestaltung wohl nicht befriedigend und so wurde auf den mittleren durch zwei Blenden gebildeten Staffel noch ein weiterer kleinerer Staffel aufgesetzt. Die Ratsapotheke gleicht sich in der äußeren Gestaltung ansonsten dem Patrizierhaus an und zeigt ähnliche Gestaltungsmerkmale. Durch die innere Organisation und Zweckbestimmung bedingt, ist das Gebäude jedoch ca. 2,50 m breiter angelegt als die Patrizierhäuser.

Nichtpatrizische Gebäude erfahren eine andere Giebelgestaltung als vorher beschrieben. 1361 wurde das Stadthaus des Klosters Lüne, Auf dem Kauf 9, für Lagerzwecke und wohl auch für kurzfristige Aufenthalte von Klosterangehörigen errichtet. Dieses Gebäude ist dreigeschossig und trägt einen einfachen Dreiecksgiebel, in dem gleichmäßig verteilt spitzbogige Fensternischen mit Segmentbogenfenstern untergebracht sind. In den Bogenzwickeln sind Putzspiegel zu sehen. Die beiden Obergeschosse zeigen segmentbogige Öffnungen, in die ehemals wohl rundbogige Zwillings-

fenster gestellt waren; die beiden Obergeschosse sind lediglich durch einen Wasserschlag getrennt und nicht durch einen Fries wie bei den vorgenannten Patriziergebäuden. Das leicht außermittige, spitzbogige Portal ist mit Fasenformsteinen gerahmt, ebenso die Fenster des Obergeschosses. Die Fassadengestaltung dieses Zweckgebäudes ist erheblich zurückhaltender als die der Patrizierhäuser. In der Gestaltung wird zwischen Giebeldreieck und den Obergeschossen unterschieden. Im Obergeschoß werden segmentbogige breite Gliederungen benutzt, im Giebeldreieck spitzbogige. Darüber hinaus ist jedoch kein Bezug zwischen der Gestaltung des Giebeldreiecks und der darunterliegenden Gliederung des Ober- und des Erdgeschosses festzustellen. Wohl ist jedoch eine Tendenz zur Staffelung sichtbar, so daß die unteren Fensternischen breiter, die oberen schmaler angelegt sind. Ähnliches kann auch am Rückgiebel des Hauses Große Bäckerstraße 21, das um 1377 errichtet wurde, verfolgt werden. Dieses nichtpatrizische Wohngebäude zeigt eine ähnliche Giebelgliederung wie das Haus Auf dem Kauf 9. Auch hier ist die unterschiedliche Behandlung der verschiedenen Ebenen sichtbar. Das Giebeldreieck ist als einfacher Dreiecksgiebel ausgeformt mit ähnlichen spitzbogigen Fensternischen wie beim Lüner Stadthaus. Im Obergeschoß sind segmentbogige Zwillingsfenster zu sehen, die jedoch nicht in einer übergreifenden segmentbogigen Fensternische stehen. Im Erdgeschoß ist die einzige alte segmentbogige Rückgiebelgliederung dieses Geschosses, jedoch ohne Innenaufteilung, erhalten geblieben.

Im 15. Jahrhundert wird im Gegensatz zum 14. Jahrhundert die äußere Gestaltung der Patrizierhäuser feingliedriger und durchstrukturierter. Verschiedenartige Formsteine und waagerechte Friese, die teils mit Maßwerk, teils mit Terrakottaplatten gefüllt sind, schmücken die Fassaden. Zum

Teil werden nun die Durchfahrten überbaut und in die Gesamtgestaltung eingebunden, so daß breitgelagerte asymmetrische Giebelanlagen entstehen. Beischläge werden vor die Häuser gesetzt, wobei die Beischlagwangen in ihrem oberen Kopfteil die Wappen der Besitzer tragen. Darüber hinaus werden schmale Terrakottaplatten oberhalb der nun mit Dreipässen aus vierteiligen Formsteinen überdeckten Fenster zu Wimpergen zusammengesetzt, wodurch die senkrechte Gliederung der Fassade noch betont wird.

Deutlich ist die feinere Durchgestaltung der Fassade zu verfolgen am Giebel des Hauses Am Sande 49 aus der Mitte des 15. Jahrhunderts. Dieses Gebäude ist zweigeschossig und die Giebelgliederung zieht sich ins Obergeschoß hinein. Der Giebel war ehemals als siebenteiliger Staffelgiebel ausgebildet mit einer darunterliegenden Staffblendarkade, Zwillingsfenstern mit Dreipaßüberdeckungen und darüberstehenden Wimpergen. Die Arkadenpfeiler waren im Schichtenwechsel mit glasierten und unglasierten Formsteinen gemauert. Rechts neben dem Hauptgebäude lag eine Durchfahrtsüberbauung mit einem kleinen fünfteiligen Staffeligiebel. Am städtischen Bierkeller, Am Sande 53, sind ähnliche, jedoch nicht ganz so aufwendige Gliederungen verwendet worden. Heute sind die hier nicht mehr erhaltenen Terrakottawimperge noch klar in der Fassade ablesbar.

Die mit Terrakotten verzierte Zwerggalerie des seitlichen Flügelbaues vom Hause Grapengießersstraße 45 wurde 1452 auf das um 1323 errichtete Gebäude aus repräsentativen Gründen und, um es dem Zeitgeschmack anzupassen, aufgesetzt.

Nach den erhaltenen Beispielen zu urteilen, blieb die Gestaltung mit Terrakottawimpergen auf einen kurzen Zeitraum beschränkt, der sich um die Mitte des 15. Jahrhun-

derts bewegt. Auch in anderen Städten ist gerade diese Gestaltung an Fassaden gleicher Zeit zu beobachten. 1454 - 56 wurde das Rathaus in Hannover (Masuch, 1981, 136 ff.) in gleicher Manier neu gestaltet, und auch aus dem südlich von Lüneburg liegenden Uelzen sind zwei Gebäude aus der Mitte des 15. Jahrhunderts bekannt, die ähnliche Gliederungen aufweisen (Probstei, Pastorenstraße 4, Haus Verßener Straße 16).

In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts bleibt auch weiterhin die spitzbogige Staffelblendarkade für die Giebelgestaltung bestimmend, ebenso die Zwillingsfenster. Als neues Element kommt nun das im Arkadenbogenzwickel eingefügte Kreismotiv hinzu, das mit Terrakotten, die mit einem vier- oder fünfstrahligen Stern versehen sind, gefüllt wird. Darüber hinaus gewinnt die für die innere Raumstruktur notwendige reichere Durchfensterung größere Bedeutung für die Fassadengestaltung.

Am Rückgiebel des Hauses Am Berge 37 von um 1467 ist diese Entwicklung gut abzulesen. Der Giebel ist als nur selten in Lüneburg vorkommender Dreistaffelgiebel konstruiert, wobei der obere Staffel von einem Schornstein gebildet wird, der aus dem Obergeschoß aufsteigt. Das Giebeldreieck ist gegliedert durch eine Staffelblendarkade, die auf dieses beschränkt bleibt und sich nicht ins Obergeschoß herunterzieht. Ferner werden Zwillingsfenster in den Bogenzwickeln der Arkade, Kreismotive mit Terrakottafüllungen, Putzspiegel und der Schichtenwechsel als Gestaltungsmotive verwendet. Zwischen Giebeldreieck und Obergeschoß ist eine Tausteinreihe als Wasserschlag eingefügt. An diesem Giebel wird erstmalig, aber ganz sparsam und vorsichtig, der neue Formstein, der Taustein, verwendet. Im Obergeschoß sind zur Belichtung des Saals große Fensteröffnungen sichtbar. Die jetzigen Fenster sind allerdings mit Holzstürzen überdeckt und entstammen einer Umbauphase um 1500. Der vor-

handene Fensterstock im Erdgeschoß, der eine ältere Anlage ersetzt, stammt sogar erst von 1637.

Der Höhepunkt dieser Gestaltungsentwicklung bildet der Kammereigiebel des Rathauses von 1476 bis 1482, der ähnlich gestaltet wurde wie bei Patriziergebäuden, jedoch in den Dimensionen ein wenig größer ausfällt. Aber auch bei diesem Gebäude sind die Geschosse separat gestaltet. Es ist keine Symmetrie spürbar, sondern die Anordnung der Fenster und Eingangssituation ergibt sich aus den inneren Raumentwicklungen heraus. Das ehemalige spitzbogige Eingangsportal vom Ochsenmarkt liegt wieder außermittig, wie bei den Patrizier- und Bürgerhäusern, um für den rechten Einbau der Ratsstube genügend Platz zu lassen. Große Segmentbogenfenster, links und rechts vom Eingangsportal angeordnet, belichten die Diele und den zweigeschossigen Einbau mit der Ratsstube im Obergeschoß des Einbaues. Ein doppeltes Friesband mit Wappenschilden trennt Erdgeschoß und Obergeschoß. Im Obergeschoß sind drei Figurennischen angebracht, wobei die mittlere nicht in der Achse unterhalb der mittleren Staffelblende liegt, sondern oberhalb des Portals. Die ungleichen Fensterabstände ergeben sich aus der inneren Raumfolge. Die Staffelblendarkade des sieben teiligen Staffelgiebels ist begrenzt auf das Giebel dreieck und zieht sich nicht, wie noch in der Mitte des 15. Jahrhunderts üblich, ins Obergeschoß hinein. Sie endet auf einem Fries mit Putzspiegel. In den Blenden liegen übereinander je Dachgeschoß ein Zwillingsfenster mit Dreipaßüberdeckungen aus vierteiligen Formsteinen und ein darüber angeordnetes Kreismotiv, das ehemals wohl mit Terrakotten gefüllt war. Die Blendenpfeiler sind durch mehrere zurückspringende Formsteine kräftig ausgebildet. Teile der Pfeilerformsteine laufen zur spitzbogigen Blendarkade zusammen, weitere Formsteine rahmen die einzelnen Staffeln. Der Staffelgiebel ist aus glasierten und unglasierten

sierten Formsteinen im Schichtenwechsel vermauert. Die zurückliegenden Teile zwischen der Staffelfblendarkade sind mit Putzspiegeln versehen. Der Kämmereigiebel des Rathauses nimmt alle bekannten Strukturen eines Patrizierhauses auf und führt sie zum Höhepunkt und Ende einer vorwiegend senkrecht strukturierten Fassadengestaltung.

Am fast gleichzeitig errichteten Hause der Kalandbruderschaft (1480 - 1495) sind schon erste Anklänge einer neuen Gestaltungsform abzulesen. Vor allem wird am Kaland schon fast ausschließlich der Taustein verwendet, wie er am Kämmereigiebel noch nicht vorkommt, aber bereits sparsam am Rückgiebel des Hauses Am Berge 35 (um 1467) und am Vordergiebel des Hauses An der Münze 7 (1450 - 70) verwendet wurde. In Zukunft sollte aber dieser Formstein die Lüneburger Architektur bestimmend prägen. Der Taustein sollte fast alle weiteren Formsteine, die in reicher Vielfalt bisher verwendet wurden, verdrängen.

Am Kaland liegt das spitzbogige Eingangsportal erstmalig mittig in der Giebelachse, links und rechts sind im gleichen Abstand die Segmentbogenfenster angeordnet. Die Möglichkeit, das Eingangsportal mittig zu legen, war in diesem Fall gegeben, weil das Erdgeschoß nur eine große Halle aufnahm und links oder rechts kein Einbau unterzubringen war. Dieser symmetrische Fassadenaufbau gehörte also nicht zu einem neuen Gestaltungswillen, sondern ist auch die Folge der inneren Raumkonzeption. Oberhalb des mittigen Eingangsportals liegen in der Achse drei Figurennischen, links und rechts Wappenkartuschen; im ersten Obergeschoß sind im Wechsel Figurennischen und Segmentbogenfenster zu sehen. Darüber erhebt sich der siebenteilige Staffelligiebel. Die Zwillingsfenster sind nicht mehr so hoch und mit einem rundbogigen Dreipaß überdeckt, der aus zweiteiligen Formsteinen besteht, anstatt der bisher üblichen

spitzbogigen, vierteiligen Überdeckungen. Dieser Dreipaßbogen wird bis zum Ende des 16. Jahrhunderts beibehalten. Oberhalb der Zwillingsfenster sind wieder die Kreismotive zu beobachten, hier mit einem fünfstrahligen Stern gefüllt. Die Arkadenpfeiler sind nicht mehr so kräftig ausgebildet wie beim Kämmereigiebel, sondern es laufen erheblich weniger Formsteine gemeinsam hoch, wodurch sich auch die starke Staffellung der Pfeiler reduziert. Die Wirkung einer leichten Gedrungenheit des Giebels liegt nicht nur an der zum Teil geringeren Höhenentwicklung, sondern vor allem wohl auch an der Verwendung des Tausteines, der als Viertel- oder seltener als Halbkreisformstein die Fassade gliedert.

Neu entstandene Patriziergebäude sind aus dieser Zeit nicht bekannt, so daß eine Entwicklung daran nicht beschrieben werden kann. Es scheint, als wenn in dieser Zeit verstärkt öffentliche Bauaufgaben durchgeführt wurden: Kämmereigebäude (1476 - 82), Glockenhaus (1482), Hofgiebel Rathaus (Ende 15. Jahrhundert), Kaland (1480 - 1495).

So scheinen die Patrizier im 15. Jahrhundert vor allem ihre bestehenden Gebäude durch Umbauten, Erweiterungen und Ausschmückung verändert zu haben. Vor allem beginnt man seit der Mitte des 15. Jahrhunderts, ältere, wohl kleinere Hofflügelbauten durch neuere, größere zu ersetzen (Am Sande 16, Grapengießerstraße 45). Vor dem Hause werden zwar schon seit der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts Beischläge errichtet und mit prachtvollen Beischlagwangen versehen, doch verstärkt sich die Tendenz gegen Ende des 15. Jahrhunderts, so daß zu Beginn des 16. Jahrhunderts wohl vor jedem Patrizierhaus große, wapenträgende Steine standen. Darüber hinaus schmückten Skulpturen, die in Figurennischen standen, seit Beginn des 16. Jahrhunderts die Eingänge (Große Bäckerstraße 26, Neue Sülze 27).

In Lüneburg ist zur gleichen Zeit allgemein die Tendenz zu beobachten, größere Fensterflächen in bestehende Giebel- oder Traufwände einzubrechen, die dann mit Holzstürzen überdeckt werden. Diese großen Fensteröffnungen sind eine typische Erscheinung der Zeit um 1500 und der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts werden teils diese riesigen Öffnungen bereits durch eingezogene Mauerzungen wieder verkleinert. Ein sehr anschauliches Beispiel ist der Rückgiebel vom Hause Grapengießerstraße 45. Hier wurde in den Rückgiebel eine Fensteranlage von ca. 4,0 x 5,0 m eingebrochen, mit einem Holzsturz überdeckt und zur Stärkung des Eckpfeilers eine schräg verlaufende Mauervorlage hochgezogen. Die späteren Verkleinerungen des Fensters sind hier gut zu verfolgen. Ebenso wie der Rückgiebel wurde auch die Traufwand mit großen Fensteranlagen versehen, die später nachträglich wieder in der Fläche reduziert wurden. Nur an der linken Traufwand ist noch ein kleines spitzbogiges Fenster der Erbauungszeit erhalten geblieben. Diese großen Fensteranlagen wurden im 16. Jahrhundert mit Glas, in Bleiruten versetzt, geschlossen. Aus diesem Grunde fällt die Rekonstruktion der Durchfensterung für das Erdgeschoß oft sehr schwer, da im 16. Jahrhundert fast ohne Ausnahme die alte kleinteiligere Gliederung entfernt und durch einen Holzsturz ersetzt wurde, so daß eine große Fensteranlage eingepaßt werden konnte. Wie diese Fensteröffnungen im 14. Jahrhundert geschlossen worden sind, ist unklar. Vermutlich waren in den Patrizierhäusern teils Glasfenster, teils aber wohl auch Holzläden zum Verschließen der Fenster vorhanden. Belegt sind Glasfenster in Lüneburg seit dem 14. Jahrhundert (Thomsen, 1937, 128).

Neben diesem Wunsch zur stärkeren Durchfensterung setzt sich zu Beginn des 16. Jahrhunderts auch eine völlig neue

Gestaltung des Giebeldreiecks durch. Anstatt der Staffelblendarkaden, die die Senkrechte betonten, werden nun zwischen jeder Fensterreihe Friese gelegt, die die Waagerechte unterstreichen. Der Taustein wird dominierendes Gestaltungselement und löst die Formsteinviefalt ab.

Am Rückgiebel des Hauses Große Bäckerstraße 26 von 1517/18 ist sehr deutlich die neue Gestaltungskonzeption abzulesen. Das Gebäude ist zweigeschossig und zeigt eine große Fensteranlage im Erdgeschoß und Segmentbogenfenster und Wappenkartuschen im Obergeschoß. Tausteinumrahmte Friese gliedern waagerecht das Giebeldreieck, in dessen Mittelachse dominierend große Kreismotive gestellt sind. In jedem Dachgeschoß liegen nebeneinander segmentbogige Fensteröffnungen, die durch Tausteinlisenen voneinander getrennt sind. Die einzelnen Fensteröffnungen in den verschiedenen Geschossen stehen nicht übereinander, sondern sind stets ein wenig gegeneinander versetzt angeordnet. Die Giebelgestaltung des Hauptgebäudes wiederholt sich am kleineren Giebel des rückwärtigen Flügelbaues.

An der Traufwand dieses Gebäudes treffen zwei verschiedene Gestaltungsauffassungen aufeinander. Im rechten viergeschossigen Teil, der um 1400 errichtet ist, sieht man segmentbogige Wandgliederungen mit Zwillingsfenstern, die in den einzelnen niedrigen Geschossen genau übereinander liegen und durch Maßwerk- und Laubstabfriese voneinander getrennt sind. Es schließt sich die dreigeschossige Erweiterung von 1517/18 an. Der untere Fries wird weitergeführt, jedoch ohne plastisches Füllwerk. Die Segmentbogenfenster der einzelnen höheren Geschosse liegen nicht mehr direkt übereinander, sondern sind je nach Bedarf von Geschoß zu Geschoß ohne Verbindung zueinander geordnet. An diesem neu errichteten Gebäudeteil von 1517/18

ist deutlich abzulesen, wie sich die innere Struktur auf die äußere Gestaltung auswirkt. Der Saal des Flügelbaus sollte eine größere Fläche erhalten, als es der Grundriß des Flügelbaus zuließ, so daß er in das Hauptgebäude hineinreichen mußte. Problematisch ist dabei vor allem die Tatsache, daß die Geschoßeinteilung des Hauptgebäudes und Flügelbaues nicht einheitlich war und Geschoßvorsprünge innerhalb des Hauses in Kauf genommen werden mußten. Diese Geschoßversprünge zeichnen sich durch die Fensteranordnung in der Traufwand ab, so daß der Saal ablesbar blieb. Die Fensterarkadenreihe des Obergeschosses sowie die Fenster des Erdgeschosses zeigen keine gleichmäßige Rhythmetisierung, sondern zwischen den Fenstern ist in beiden Geschossen ein Stück Wandfläche eingefügt. Hinter diesem Wandstück liegt jeweils der Kamin, wie auch nach außen durchgeschlagene Rußspuren zeigen. An ihm sind Feuerstellen des Erd- und Obergeschosses angeschlossen.

Der Giebel des Hauses an der Salzstraße 19 folgt der Gestaltung des Rückgiebels des Hauses Große Bäckerstraße 26. Hier wird der Taustein jedoch schon nicht mehr so in Überfülle verwendet, sondern beschränkt sich nur noch auf die Umrahmungen der waagerechten Friese und auf die Säulchen der Zwillingsblendfenster in den Staffeln. Die Friese sind nicht mit Putzspiegel versehen, sondern mit Ziegelsteinen, die im Fischgrätmuster versetzt sind. Ansonsten ist eine starke waagerechte Betonung der einzelnen Dachgeschosse durch kleine Lukenarkadenreihen erreicht, die mit Viertelkreisformsteinen umrahmt sind. Im darunterliegenden Obergeschoß erstreckt sich eine breiter angelegte segmentbogige Fensterarkadenreihe aus vier Arkadenbögen. Diesem Hause schließt sich in der Gestaltung das Haus Markt 5 an, das jedoch kein Patriziergebäu-

de ist, sondern von einem Bürger der Lüneburger Oberschicht erbaut wurde. Dieses Haus Am Markt 5 ist, um das erforderliche Raumprogramm unterbringen zu können, wohl aufgrund der geringen Parzellentiefe dreigeschossig ausgeführt worden. Normalerweise blieben Gebäude zweigeschossig (Ausnahme: Große Bäckerstraße 26).

In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts ist eine vermehrte Bautätigkeit durch das Bürgertum festzustellen. Während die Patrizier eine eigene neue Ausdrucksmöglichkeit suchen, indem sie allmählich von der stark senkrecht betonten Gliederung des Staffelgiebels abgehen zugunsten einer waagerechten Schichtung entlang der einzelnen Staffeln, wie es sehr deutlich wurde am Rückgiebel des Hauses Große Bäckerstraße 26, versuchen andere Bürger, die traditionelle Gliederung beizubehalten bzw. zu übernehmen. Selbst die vom Patriziat in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts verwendeten Rundblenden mit Terrakottauffüllungen in Sternform werden noch 1535 (Am Sande 46) übernommen. Die starke Senkrechtbetonung des Giebels durch die Staffelblendarkade wird ebenfalls beibehalten. Sie laufen jedoch bei den Bürgerhäusern des 16. Jahrhunderts nicht mehr spitzbogig, sondern rundbogig aus. Die Zwillingsfenster werden in den Staffeln noch als Blendfenster erhalten. Die Fenster innerhalb der Arkaden sind segmentbogig ausgeführt. In der mittleren Arkadenreihe des Giebels sind Ladeluken untergebracht, die in Giebeln der Patrizierhäuser nicht vorkommen. Unterhalb der Fenster liegen waagerechte Tausteinreihen, zuerst eine, später zwei oder drei, die dann die Kreisblende verdrängen und sich zu Friesen formieren. In diese Frieze werden dann (seit 1543 belegbar) Terrakotten wiederum in Kreisblenden eingesetzt. Erst nun kommt es auch beim Bürgerhaus zu einer stärkeren waagerechten Gliederung.

Die waagerecht geschichtete Gliederung, die bereits am 1517/18 errichteten Rückgiebel des Patrizierhauses Große Bäckerstraße 26 voll ausgeprägt war, wird im bürgerlichen Bereich in abgewandelter vereinfachter Form seit 1543 für die Gestaltung ihrer Fassaden mit Terrakottadekoration in Medaillonform übernommen und dann bis 1568 beibehalten.

Mitte des 16. Jahrhunderts ändert sich die Fassadengestaltung der Patrizierhäuser grundlegend. Waren vorher Ziegelformsteine, Ziegelglasuren, Terrakotten und Frieze die wichtigsten Gestaltungsbausteine, reduziert sich nun das Baumaterial auf Ziegel mit Sandsteingliederung. Am um 1560 errichteten Giebelhaus Ochsenmarkt 1 sind schon alle wesentlichen Gestaltungselemente wie Portal, Wappensteine, Eckquaderung, Wasserschläge, Delphine auf den Staffeln sowie die Rahmung des aufgesetzten Dreieckgiebelchens aus Sandstein ausgebildet.

Hatte man bisher aus heimischen Traditionen heraus die Fassadengestaltungen weiterentwickelt, werden nun verstärkt andere Einflüsse aufgenommen und verarbeitet. Dabei sind die wichtigsten neu aufgenommenen Elemente eine Firstschwenkung des Hauses, das nun anstatt giebelständig auch vermehrt traufenständig gebaut wird, sowie die Verwendung von Sandstein. Das traufenständige Haus wird nach den Grundsätzen der Symmetrie aufgebaut. Dabei kommt es im Einzelfall zu verschiedenen starken Formen der Übernahme. So werden beim 1559 errichteten symmetrisch aufgebauten Traufenhaus Bardowicker Straße 32 heimische Formen, wie spitzbogiges Portal und Tausteinrahmungen der Fenster, mit neuen Dekorationen aus Sandstein kombiniert. Beim um 1560 errichteten Hause Salzstraße 17 wurde nur die Traufenständigkeit übernommen, nicht aber die neuen Gestaltungselemente. Die Gliederung der Fassade erfolgte hier nur mit Tausteinen und Blendarkade, die sich über zwei Geschosse erstreckte.

Das zweigeschossige traufenständige Gebäude Neue Sülze 8 von 1568 ist durch Terrakotta-Pilaster und Frieze mit Medaillons gegliedert. Mittig liegt die Durchfahrt zum Hof. Links und rechts davon stehen Portal mit Terrakotta-Zierrat.

Mit dieser neuen Hausgestaltung, die aufgrund der mittigen Durchfahrt das Erdgeschoß unterteilt, werden auch die alten Raumstrukturen aufgegeben, die durch das Dielenhaus bestimmt wurden.

Wenn keine Neubauten errichtet wurden, ließ man alte giebelständige Gebäude durch Vorblendung einer Renaissancefassade unter Einbeziehung der seitlichen Durchfahrtsbebauung und Abwalmung des Daches zu einem "Scheintraufenhaus" umgestalten, wie es 1568 beim Hause Am Berge 37 erfolgte.

Während die Patrizier in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts traufenständige Gebäude errichten oder sie traufenständig umgestalten, halten die Bürger an den giebelständigen Gebäuden fest. Auch städtische Häuser, wie die Ratsapotheke von 1598, erhalten weiterhin Staffelgiebel, allerdings mit einer starken waagerechten Gliederung heimischer Prägung. Das reiche Portal wurde jedoch aus Sandstein errichtet.

Der wirtschaftliche Niedergang der Saline gegen Ende des 16./Anfang des 17. Jahrhunderts schränkte die finanzielle Kraft des Lüneburger Patriziats ein und hemmte damit auch die Bautätigkeit, die, abgesehen von vereinzelt neuen Flügelbauten und einigen Umbauten, fast völlig erlahmte.

IV. Raum- und Funktionsstrukturen

Im folgenden sollen mehrere Quellengruppen miteinander verknüpft werden: zum einen bauliche Befunde, soweit sie Auskunft über die Raumstrukturen geben, zum anderen archivalische Quellen und erhaltene Ausstattungen, die Auskunft über Funktionsstrukturen der Häuser geben können. Die bauliche Struktur läßt kaum Schlüsse auf Funktionsstrukturen zu, es sei denn, daß Ausstattungsreste, wie Decken- und Wandmalereien auf Funktionen hindeuten. Erst die Kombination aus baulicher Struktur, Ausstattung und archivalischen Quellen gibt eindeutig Auskunft über die Funktion der Räume, also darüber, was in den Räumen geschah und welcher Nutzung sie dienten. Gleichzeitig stellt diese Quellenkombination auch eine Kontrolle der Aussagefähigkeit der einzelnen Quellen untereinander dar und macht einige bauliche Befunde interpretierbarer.

Schon bei der Bezeichnung der einzelnen Räume spielt eine Funktionsinterpretation hinein. Neutral ist nur die Bezeichnung Raum. Werden aber Begriffe wie Stube, Küche, Kammer, Diele oder Saal benutzt, so steht dahinter schon eine Funktionsinterpretation.

So wird unter dem archivalischen Begriff "Haus" der eigentliche Kern des Gebäudes, die "Diele", verstanden, von der aus alle weiteren Räume erschlossen werden. Sie bildet die räumliche Hülle, in die alle weiteren Räume eingebaut werden.

Mit "Stube" wird dagegen ein heizbarer, rauchfreier Wohnraum bezeichnet, der auch im Winter wirklich warm beheizt werden kann, wie es nur durch eine geeignete Befeuerung und Raumdimension zu erreichen ist (Bedal, 1978, 119).

Die "Küche" ist der Teil des Hauses, in dem gewirtschaftet und gekocht wird. Sie muß kein abgetrennter Raum sein,

sondern liegt meist zur Diele hin offen hinter der Stube.

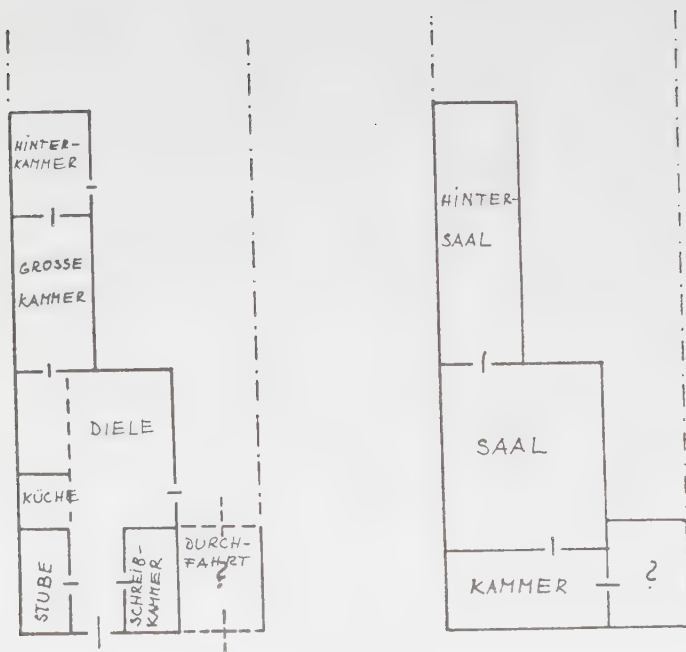
"Kammern" sind ebenfalls von der Diele abgetrennte Räume, die aber auch im Obergeschoß des Hauses liegen können. Kammern müssen nicht unbedingt beheizbar sein, werden aber meist über einen Kamin erwärmt, worin auch ihr Unterschied zur Stube besteht. Kammern können unterschiedlichen Funktionen dienen, wie es verschiedene Begriffskombinationen verdeutlichen: Schlafkammer, Schreibkammer.

Ein "Saal" ist ein größerer kaminbeheizter Raum, der in einem Seitenflügel oder zusätzlich in dem Obergeschoß des Haupthauses untergebracht ist.

4.1 Hauptgebäude

In einem engen funktionalen Zusammenhang sind vor allem Diele, Küche und Stube zu sehen, die räumlich eng miteinander verknüpft sind und die Grundstruktur des Hauses bilden. Die Kammern und die Säle sind meist spätere Zutaten und ergänzen die Grundstruktur.

Die historischen Raumstrukturen der Patrizierhäuser sind in vielen Fällen gerade im Erdgeschoß nur noch begrenzt zu fassen, da sie heute an den wichtigsten Geschäftsstraßen Lüneburgs liegen und daher durch Ladeneinbauten oft völlig durchgebaut oder stark verändert sind. Wenn noch ältere Strukturen erfaßt werden konnten, dann stammen sie zum größten Teil aus dem 16. Jahrhundert. In diesem Jahrhundert unterlagen die Gebäude starken Umbauten, so daß alle älteren Bauzustände nur noch in wenigen Resten überliefert worden sind. Eindeutigere Aussagen konnten nur gemacht werden, wenn ein Gebäude zur Sanierung anstand und zu diesem Zeitpunkt Bauuntersuchungen durchgeführt werden konnten, wobei die wenigen erhaltenen Spuren systematisch gesichert werden konnten.



Lüneburg, Ochsenmarkt
links: Erdgeschoß
rechts: Obergeschoß
Skizzen nach dem Inventar der
Margarete Grönhagen von 1544

Im folgenden soll die Entwicklung der Raum- und Funktionsstrukturen der Patrizierhäuser dargestellt werden. Am Beispiel eines Inventars von 1544 soll bei den einzelnen Räumen jeweils versucht werden, ein Bild von der Ausstattung eines patrizischen Hauses in der Mitte des 16. Jahrhunderts zu vermitteln. Dieses Inventar (St.Ar.Lbg. AB 1042 d) der Patrizierin Margarete Grönhagen, geborene Sanckenstede, wurde nach ihrem Tode im Jahre 1544 zur Nachlasssicherung angefertigt. Margarete Grönhagen, geb. Sanckenstede, war verheiratet mit Heinrich Grönhagen, der 1487 Sülzmeister und 1499 Ratsherr wurde; er hatte seit 1511 das Schloß und die Vögden Harburg vom Rat der Stadt Lüneburg inne und starb 1540 (Büttner, 1704); Margarete Grönhagen starb kinderlos, und ihr Erbe ging an ihre Nichte Beata von Dassel. Der beauftragte städtische Notar brauchte vier Tage, um das umfangreiche Mobiliar aufzuzeichnen, wobei er die umfangreiche Büchersammlung nicht mitberücksichtigte. Er ging von Raum zu Raum und nahm alles auf, was beweglich war. Nicht berücksichtigt wurden Gegenstände, die im Keller oder auf dem Dachboden lagen.

4.1.1 Das Erdgeschoß

4.1.1.1 Die Diele

Über den Beischlag betrat man von der Straße aus durch ein leicht außermittiges Portal die Patrizierhäuser und erreichte die Diele. Die ca. elf Meter breiten Dielen waren optisch durch einen die querliegenden Deckenbalken tragenden Längsunterzug unterteilt, der nicht mittig durch die Diele gezogen, sondern seitlich versetzt ist. Er wird gestützt von einem Ständer mit Sattelholz und zwei Kopfbändern, die zumeist nicht gleich lang sind (z.B. Am Berge 35). Diese Konstruktion teilt die Diele längs in einen schmaleren und einen breiteren Teil. Für diesen Längsunterzug bedurfte es im Außenmauerwerk eines Mauer-

pfeilers als Auflager, der etwa nach einem Drittel der Dielenbreite stehen mußte, wodurch das Eingangsportal nicht mittig in die Fassade gesetzt werden konnte. Wäre der Wille zu einer symmetrischen Fassadengestaltung vorhanden gewesen, hätte der Unterzug seitlich verschoben werden müssen. An diesem Unterzug und zwischen den Ständern wurden Einbauten eingefügt, die eine bestimmte Breite erhalten sollten. So wurde der Unterzug dort eingezogen, wo man ihn räumlich benötigte, nämlich leicht außermittig. Die Folge war, daß die äußere Gestaltung sich der inneren Funktion unterordnen mußte, was teilweise bis zum Ende des 16. Jahrhunderts beibehalten wurde.

In der Frühzeit des Bürgerhauses wird im norddeutschen Raum das gesamte eigentliche Haus von der Diele eingenommen und durch die Außenmauern begrenzt. Weitere benötigte Einzelräume wurden zumeist nach und nach in die Diele eingebaut. Die Diele selbst wurde in zeitgenössischen Quellen, wie z.B. in dem schon erwähnten Inventar der Margarete Grönhagen mit "huß" bezeichnet. Lange blieb die Diele der zentrale Raum des Hauses, von dem aus alle weiteren Räume, auch alle weiteren Nebengebäude erschlossen wurden. Von der Diele aus erreichte man über einen hinteren oder einen seitlichen Ausgang den Hof. Die Dielen der Lüneburger Patrizierhäuser waren nie befahrbar. Schon die Portalbreite und vor allem die Treppenanlagen vor dem Eingang ließen dieses nicht zu. In der Frühzeit wurden die Dielen von der Traufe und vom Rückgiebel her über hoch liegende, mittelgroße Fenster belichtet (z.B. Grapengießerstraße 45, Am Berge 35). Ob diese Fenster mit oder ohne Glasfüllungen oder nur mit Läden verschlossen waren, ist unklar. Aber schon frühzeitig muß in den Rückgiebeln eine größere Fensteranlage zur Belichtung vorhanden gewesen sein, wie es noch am um 1377 erbauten Hause

Große Bäckerstraße 21 festzustellen ist. Größere Segmentbogenöffnungen lagen hier, nur durch Mauerpfeiler getrennt, beieinander, die Binnengliederungen sind nicht erhalten. Um 1500 ist dann jedoch ein gesteigertes Lichtbedürfnis zu spüren. Aus diesem Grunde werden nun ältere Gebäude starken, in die Bausubstanz eingreifenden Umbaumaßnahmen unterzogen, so daß der gesamte Dielenbereich hell belichtet werden konnte (Am Berge 35, Grapengießerstraße 45, Schröderstraße 16, Ochsenmarkt 1 usw.). Teile der Rückgiebel und weitere Teile der Traufwände wurden abgebrochen und durch Pfeiler mit Holzstürzen, anstatt der bisher üblichen gemauerten Bögen, die direkt unter den Deckenbalken liegen, ersetzt. Zwischen den Pfeilern entstanden riesige Fensteranlagen, die verglast waren. Am Hause Grapengießerstraße 45 wurde dabei der verbleibende Eckpfeiler des Hauses so stark geschwächt, daß von außen ein Stützpfeiler die Ecke verstärken mußte.

Bisher wurde allgemein angenommen, daß die Wände in den Dielen unbehandelt geblieben seien, d.h. daß der vermauerte Ziegelstein sichtbar war; doch zeigt es sich nun nach Befunden in dem Hause Lüner Straße 11, daß die Trennwände zwischen Diele und Einbauten aus Fachwerk erstellt, mit Ziegelzierausmauerung gefüllt und in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts überschlämmt und floral und figural bemalt worden sind. In dem Hause Schröderstraße 16 konnte stellenweise noch gemaltes Quadermauerwerk an den Innenflächen der Außenwände festgestellt werden. Leider sind hier sämtliche Farbschichten bei der Sanierung entfernt worden.

Um die Aussagen verallgemeinern zu können, müßten aber noch weitere Befunde gesammelt werden. Die Dielendecken waren hingegen im 16. Jahrhundert fast immer farbig be-

malt gewesen, zum größten Teil mit einem weit ausschwingendem Rankenornament. Belege für ältere Deckenmalereien fehlen bisher. (Große Bäckerstraße 8, Lüner Straße 11).

Die Fußböden der Dielen bestanden aus großen quadratischen Steinplatten (Krüger, 1902, 529, Am Sande 49; Grapengießerstraße 45, Ochsenmarkt 1, An der Münze 1).

Unglaub (1911, 173) stellte als Eigenart der Hamburger Diele den Handstein dar. Dieses in die Wand eingelassene Wasserbecken trug meist wohl eine architektonische Umrahmung. Er beschreibt den einzigen erhaltenen Handstein von 1697 aus der Diele des Hamburger Hauses Steckelhörn Nr. 17, der dort an der Längswand der Diele, dicht neben dem Ausgang zum Hofe angebracht war. Der Handstein war an den Innenwänden mit holländischen Fliesen verkleidet, 1,50 m hoch, 1,40 m breit und ca. 90 cm hoch über dem Fußboden angebracht (Abb. bei Melhop, Althamburgische Bauweise, 1925, 277).

Auch im Inventar der Margarete Grönhagen ist an einem Pfeiler auf der Diele "nahe dem häuswärts" ein Handstein erwähnt. Über diesem Handstein hing ein großes Handfaß, das wohl mit Wasser gefüllt war. In den Baubefunden konnte jedoch bisher in den Wänden der Dielen keine solche Anlage ermittelt werden, wie das Inventar zeigt. Der Handstein ist aber wohl nicht nur eine hamburgische Eigenart. Auch in Lemgo konnte neben der Hoftür ein Wasserauslauf baulich belegt werden (Kaspar, 1982, 245).

Schon frühzeitig entwickelte sich in Lüneburg eine komplizierte Wasserversorgung der Haushalte durch Wasserleitungen, die zentral gespeist wurden. Nach Reinecke (1933, 88) ist Anfang des 15. Jahrhunderts der Bau einer Wasserleitung in Angriff genommen worden. 1472 - 75 entstand der Prachtbrunnen auf dem Sande. Ende des 15. Jahrhunderts wurde eine weitere Wasserleitung gebaut, so daß auch einzelne

Bürger gegen eine jährliche Zahlung sich Wasserabgaben erkaufen und sich eine Brunnensäule errichten konnten. 1495 wurde die Spillbrunnen-Gesellschaft gegründet, die gemeinsam die Leitung bis vor die Haustür eines jeden Teilhabers führte; für die Zweigleitung ins Haus oder in den Hof hatte jeder Einzelne selbst aufzukommen (Reinecke, 1933, 90). 1530 wurde die Abwasserkunst, 1568 die "erbare Gesellschaft von der Wasserkunst bei eins erbarn Rates Mühlen" gegründet. Die Wasserleitungen sollen die gesamte Altstadt durchquert haben und wurden in die Häuser bzw. in den Hof geführt, wo sie in Zapfsäulen endeten. Man stößt in Lüneburg vielerorts bei Straßenbauarbeiten oder Ausschachtungen auf diese alten Leitungen, die aus Holz bestanden und mit Bleimuffen verbunden waren. Die gesamte Anlage des Hausanschlusses ist aber bisher weder baulich noch archivalisch näher zu fassen.

Wie aus der Feuerverordnung von 1669 zu entnehmen ist, waren neben diesen privaten oder öffentlichen Zapfsäulen für Fließwasser aber auch Brunnen nicht unbekannt. Hier wird darauf hingewiesen, daß "Söde" und Brunnen, die in den Häusern liegen, aus Gründen der Brandbekämpfung in Ordnung zu halten sind.

Über die Ausstattung der Dielen des 16. Jahrhunderts gibt das Inventar von 1544 Auskunft:

Die Diele(25 ff.)

"Bynnen in dem huße" (Diele) hingen an der Decke zwei große hölzerne Kronleuchter. In der Dielenmitte, nahe der "Utlucht" (Fenster) stand ein langer Tisch mit zwei Auslegern, dahinter eine Bank mit alten Banklaken und 12 alten Kissen. An den Mauerpfeilern hingen insgesamt 14 Messingbecken unterschiedlicher Größe, teils mit anhängenden Tafelkränzen und Wasserkanne. Neben der Tür "hauswärts", die zum Hofe führte, hing über dem Handstein ein

großes Handfaß und ein Messingbecken mit zwei kleinen Feuerpfannen und einem kleinen Messingkessel.

Über der Hoftür waren 5 lederne Wassereimer angebracht. Auf dem danebenstehenden Steinschrank und an den Wänden wurden verschiedene Waffen aufbewahrt (Helebarden, Armbrüste usw.). Über der Kellertür standen drei seddeln und fünf große hölzerne Kannen.

Vor der Küche hingen unter einem Borde 10 große Messingkessel und auf dem Bord standen 3 Zinnkannen und 8 große Zinnfässer. Am nächsten Bord hingen 10 Weinflaschen mit zwei kleinen Zinnschalen und darauf standen 9 große Messingleuchter (mit 6, 5, 4, 3 oder 2 Ranken), 6 weitere kleine Leuchter, 8 große und kleine zinnerne "stope", und daneben noch 25 große und kleine zinnerne Weinkannen.

Entlang des in der Diele liegenden Unterzuges staffelten sich hintereinander verschiedene Einbauten. Diese Einbau-seite lag entweder rechts oder links vom Eingang, immer aber an der Seite, an der auch der rückwärtige Flügelbau anschloß.

4.1.1.2 Stuben

Vorn neben dem Eingang zur Straße hin lag die Stube, die in den mittelalterlichen Quellen "dornse" oder "dorntze" oder lat. "estuarium" genannt wurde (Thomsen, 1937, 161). Diese Stube wurde in der Frühzeit wohl vom Keller aus mit einer Warmluftheizung beheizt, die bis zum Ende des 15. Jahrhunderts oder sogar bis ins 16. Jahrhundert in Betrieb war. Beim Abbruch des Hauses Am Sande 49 (Mitte 15. Jahrhundert) wurde eine solche Luftheizung freigelegt und von Franz Krüger dokumentiert (1902, 522). Auch die ehemalige Ratslaube im Obergeschoß des Rathauses wurde ehemals vom Erdgeschoß aus über eine Warmluftanlage beheizt

(Spetzler, 1830, 57 - 60). Diese Warmluftheizungen waren wohl in Patrizierhäusern keine unübliche Heizungsart des 14. und 15. Jahrhunderts, zumal in mehreren Kellern Befunde dafür sprechen (Große Bäckerstraße 5, 1343; Am Sande 31, 15. Jahrhundert; Schröderstraße 16, um 1400). Hier wurden abgemauerte Bereiche unterhalb der ehemaligen Stuben festgestellt, die nur so zu erklären sind, daß dahinter die Reste einer ehemaligen Warmluftheizung liegen, die später nicht entfernt, sondern abgemauert worden sind. Bodenfunde aus dem Ende des 15./Anfang des 16. Jahrhunderts zeigen, daß in dieser Zeit Kachelöfen in Lüneburg aufkommen und die älteren Heizungsanlagen ersetzen (Materialsammlung, Museum Lüneburg).

Zum Teil hatten diese Kachelöfen einen eigenen Rauchabzug, der neben dem großen Rauchschlot des Küchenkamins, wohl wegen des besseren Zuges, hochgeführt wurde (Lüner Strasse 11).

Aus mehreren Gebäuden ist bekannt, daß die Stube erhöht lag und über meist vier Stufen von der Diele aus zu erreichen war. Auch der darunterliegende Keller ragte über die sonstigen Kellerräume hinaus ins Erdgeschoß hinein (z.B. Grapengießerstraße 45, Neue Sülze 27, Am Sande 31). Die Gründe hierfür sind unklar. Vermutlich steht diese Erhöhung der Stube in unmittelbarem Zusammenhang mit ihrer Beheizung. Diese Kellernerhöhung ist zeitlich nicht genau festzulegen, da z.B. am Hause Grapengießerstraße 45 der Holzbalkenkeller nachträglich z.T. durch einen Gewölbekeller ersetzt wurde. Bei allen drei Gebäuden fällt diese Einwölbung aber wohl ins 15. Jahrhundert.

Diese Belege für Warmluftheizungen sind bisher in der Literatur kaum berücksichtigt worden, lassen aber vermuten, daß die Geschichte der Stube im norddeutschen Bereich dif-

ferenzierter zu sehen ist.

Zur Geschichte der Stube haben vor allem Thomsen (1937) und Hähnel (1975) archivalisches Quellenmaterial gesammelt und ausgewertet. Danach erscheinen *estuaria* und *dornzen* in Niedersachsen erst im zweiten Drittel des 14. Jahrhunderts in den Quellen. Die frühen *Caminata*-Belege nennen diesen Raum als Ausstellungsort von Urkunden; später wird vorwiegend im *estuarium* geurkundet. Das läßt den Schluß zu, daß das *estuarium* im späten 14. Jahrhundert jene bevorzugte Stellung unter den Wohnräumen einnahm, die zuvor der *caminata* zukam, so daß *estuarium* bzw. *dornze* in dieser Landschaft offenbar eine Neuerung der Zeit unmittelbar vor ihrem ersten Auftreten in den Urkunden sind (Hähnel 1975, 243 - 244). *Kemenaten* werden nach Thomsen (1937, 170) 1333, 1347 und 1353 in Lüneburger Urkunden genannt. Aus späterer Zeit ist dieser Begriff nicht mehr belegt. Die Frage, ob die Begriffe "*dornze*" und "*estuarium*" synonym benutzt wurden und mit "*estuarium*" nur die lateinische Bezeichnung für "*dornze*" zu verstehen ist, klärt Hähnel mit zwei Belegen aus dem Hildesheimer Domkapitel von 1362 und 1375, in denen mit den beiden Bezeichnungen wohl die gleichen Räume gemeint waren (1975, 244).

Thomsen ist hingegen der Meinung, daß nach seinen Quellen der Begriff "*estuarium*", wie er ihn aus Hamburg, Wismar und Lübeck kennt, nicht als Stube zu interpretieren ist. "Auf jeden Fall spricht gegen eine Annahme, daß es Stuben gewesen seien, die Tatsache, daß auf diese frühen Belege aus den genannten Küstenstädten erst im 15. Jahrhundert einige wenige Nachweise folgen" (1937, 163).

Werden mit den unterschiedlichen Bezeichnungen doch vielleicht auch unterschiedlich beheizte Räume gemeint sein?

Hähnels früheste Belege für "*estuaria*" im norddeutschen Raum finden sich in Helmonds um 1170 geschriebenen Sla-

venchronik. Weitere urkundliche Belege folgen aus Altenburg 1204, Schmalkalden 1246, Hamburg um 1250 und Wismar um 1260/70. Der Begriff "dornse" ist erst um 1270 in Halle genannt (1975, 333).

Die niederdeutsche Stube (dornse), die nach den bisherigen Forschungen seit dem Mittelalter von Oberdeutschland her expansiv ist und in den west- und niederdeutschen Gebieten die neue Raumform erst bekannt macht, hat als charakteristisches Merkmal die rauchfreie Heizbarkeit durch einen (Hinterlader-)Ofen (Hähnel, 1975, 335). Hähnel (336) konnte belegen, daß die Stube zuerst in Häusern und Höfen des Adels und der städtischen Oberschicht anzutreffen ist, wodurch aber kein neuer (Haupt-)Wohnraum geschaffen wurde, "der einen älteren ablöst oder ersetzt, sondern ein zusätzlicher Sonderraum oder Sonderbau in einem differenzierten Wohn-Raum-Gefüge. Die Stube erfreut sich eines hohen Ansehens, was sich auch darin widerspiegelt, daß in der Stube häufig geurkundet und in diesem Fall die Stube ausdrücklich als Urkundsort genannt wird, was auf eine besondere Wertschätzung des Raumes schließen läßt. Trotzdem waren die Stuben keine Repräsentationsräume wie der Saal oder Palas der mittelalterlichen Burg, sondern von geringerer Größe. Ihr Ansehen im Gefüge der Wohnräume des Adels resultierte vielmehr aus ihrer Exklusivität" (Hähnel, 1975, 336).

Von der Einrichtung der Stuben ist aus dem 14. Jahrhundert und 15. Jahrhundert nichts überliefert. Erst aus dem 16. Jahrhundert sind noch Reste einiger Stubenausstattungen bekannt. So war z.B. in der Stube des Hauses Neue Sülze 27 der gesamte untere Wandbereich mit einer ca. 210 cm hohen Vertäfelung mit beschnitzten Friesfüllungen versehen, die sich heute im Kunstgewerbemuseum in Hamburg befindet (Brinckmann, 1903, 63ff.).

Im Hause Lüner Straße 11 ist eine Kassettendecke erhalten geblieben. In der Stube des Hauses Am Sande 49 konnte Krüger (1902, 531) beim Abbruch neben jüngeren Decken auch zwei aus der Zeit um 1600 und eine darunterliegende aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts feststellen. Die Decke der Zeit um 1600 war bemalt mit großem Rollwerk, das runde und viereckige Felder bildet, in denen sich farbige Blumenstücke befanden. Die Deckenbalken waren verkleidet, an der Unterseite mit einem Viertelstab versehen und in Art der Felder bemalt. Diese Deckenbemalung war auf eine Papiertapete aufgebracht, die zwischen die Deckenbalkenfelder aufgeklebt war. Diese Papiertapete war mit schwarzem Ornament auf holzartigem hellen Grund intarsienartig bedruckt und wohl in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts angefertigt worden.

Aus dem Nachlaßinventar der Margarete Grönhagen von 1544 wird deutlich, wie die Stuben der Patrizier eingerichtet waren:

Die große Stube (10ff.)

"In der grothen dorntze (großen Stube) nah dem marckede" hing an der Decke ein Messingkronleuchter mit sechs Ranken und einem Engel, der oberhalb der Krone angebracht war. Beheizbar war die Stube über einen Kachelofen, darüber hinaus deuten aber zwei große Feuerböcke im "Schornstein" darauf hin, daß die Stube zusätzlich über einen Wandkamin verfügte. An der Seite neben dem "Schornstein" waren drei Männerharnische und Panzer, ein silberbeschlagenes Schwert und weitere Waffen, ein Messinghandfaß mit dem Groenenhagen- und Sanckenstedeschen Wappen sowie ein weiteres Messinghandbecken aufgehängt.

In Mauernischen befanden sich zwei Steinschränke ("stenschappe"), in denen man verschiedene Geldsummen und Ur-

kunden aufbewahrte, die im Inventar einzeln aufgeführt sind. Entlang der Wände, oder wohl in Wandpaneele eingebaut, standen eine größere Anzahl Schränke. In fünf von ihnen befanden sich Schachteln mit unterschiedlichen Geldsummen, Urkunden, Rechnungsbüchern, Schriften und Läden mit Quittungen. Die weiteren, in ihrer Anzahl nicht genannten Schränke waren leer. Neben diesen Schränken stand auch eine Schenkschiebe, in der Rechnungsbücher und Schriften aufbewahrt wurden.

Zwischen der Schenkschiebe und der Küche stand ein weiterer Schrank, der Silbergerät enthielt: 1 Schrouwe, mehrere große und kleine Löffel, "Kamaschen", große und kleine Schalen, große und kleine Becher sowie einen "steinernen Quartierskopf mit einer silbernen Lade". Beim Kachelofen stand noch ein viereckiges Kontor mit aufgelegten Wappen, jedoch ohne Inhalt. In diesem Raum stand ein langes bemaltes "jafett" (wohl ein Tisch) mit zwei Auslegern, das das Groenhagensche und Sanckenstedesche Wappen trug.

Als Vergleich dazu ein Inventar von 1610 (heute verschollen, Teilabdruck in Reinecke, 1933, Bd. 1, 431-432 und 1947, 12 - 14), in dem die Stube des Bürgermeisters Heinrich Witzendorff im Hause Schröderstraße 16 beschrieben wird:

Die Stube lag neben dem Hauseingang links zur Straßenecke und wurde beheizt durch einen Kamin sowie wohl auch durch einen Kachelofen. Ein Fenster war als Utlucht ausgebildet, in dem das Kontor stand. Die Wände und Decke waren vertäfelt und rings mit Sitzbänken und Wandschränken versehen. An der Decke hing ein zwölfarmiger Messingleuchter, unter dem ein bemalter Tisch, umgeben von

vier mit schwarzem Leder bezogenen Stühlen, stand. Es befanden sich noch zwei weitere Tische in dieser Stube, wovon einer eine Zinnplatte trug. An der Wand hing ein Handfaß aus Messing mit einem vergoldeten Spiegel darüber. In einer Mauernische stand ein Kruzifix, auf einem Bord ein Knäblein mit einer Sanduhr und zwei weitere Sanduhren daneben. Auf diesem Bord werden weiter sechs silberne Becher, vier zinnerne Konfektschalen, sieben silberne Löffel mit Futteral verzeichnet. Im Kamin lagen ein Paar Messingbrandböcke, auf dem Kaminsims lagen elf silberne Gabeln und standen zwanzig verschiedene Trinkgläser. Als Wand schmuck waren sieben Rehköpfe, ein geschnitzter Hirschkopf mit Geweih und fünf runde weiße Bilder aus Gips aufgehängt.

In drei Wandschränken wurden Silberzeug, allerlei Akten, Bücher und eine handgeschriebene Chronik aufbewahrt.

4.1.1.3 Küche

Hinter der Stube lag die Küche. Sie war offenbar zunächst noch nicht von der Diele durch eine Wand abgetrennt. Seit der Zeit um 1500 wird man wohl zumindest mit einer Abtrennung von weiteren hinteren Räumen im Einbaubereich rechnen müssen, wie es vom Hause Am Sande 49 durch eine Bohlenwand belegt ist (Krüger, 1902, 528), so daß die Küche nun in einer schmalen tiefen Nische lag. Zur Diele blieb sie jedoch weiterhin offen. Wann dann die Schließung dieser Vorderwand erfolgte, ist unklar, ob schon im 16. Jahrhundert, muß aufgrund fehlender Belege offen bleiben. Spätestens scheint dies aber im 17. Jahrhundert geschehen zu sein.

Die gesamte Küchenbreite nahm ein an der Traufseite liegender breiter Kaminschlott ein, der weit in den Raum hineinragte, wie es am Balkenwechsel des Hauses Lünér Straße 11

noch sichtbar ist. Der weitere Rauchabzug lag meist in Form eines Schornsteins im Mauerwerk der Traufwand und wurde bis zur Traufe hochgezogen. Ob in der Frühzeit der Schornstein in der Traufe herausgeführt, oder wie noch zahlreich vorhanden, im Dach entlang der Dachlinie verzo-gen ist, um dann in der Mitte des Firstes die Dachfläche zu durchstoßen, ist unklar. Spätestens seit dem 16. Jahr-hundert ist jedoch die letztere Lösung üblich. Der schräg verlaufende Schornstein wurde durch Holzbalken gestützt und lehmummantelt.

Nach dem Inventar von 1544 konnte eine Küche, hier in Ver-bindung mit einer Speisekammer, wie folgt ausgestattet sein:

Die Küche und Speisekammer (26 ff.)

"Bynnen der koken und spyßekamer" waren aufgestellt:

28 Messinggrapen, große und kleine

1 großer Schüsselgrapen

3 große Kessel, darunter 1 Schinkenkessel

12 Tongrapen, große und kleine

1 kleiner Messingkessel

3 Wasserkellen

1 Pfanne

12 Messingstülper

11 große und mittelgroße zinnerne Speisefässer

20 kleine zinnerne Fässer und Salzfässer

3 Zinnschalen

6 Messing.....

10 Zinnteller

4 Brandschalen

1 Messingmörser

2 zinnerne Salzfässer

7 eiserne Roste, große und kleine.

4.1.1.4 Kammern

Hinter der Küche lag, seit um 1500 belegbar, verschiedentlich eine Kammer. Im Hause Am Sande 49 war sie mit genuteten Holzbohlen von der Diele abgetrennt und nicht wie sonst üblich, mit Fachwerk (Krüger, 1902, 528ff.). Diesen Raum konnte man von der Diele aus über eine Kielbogentür, die Faltwerkfüllungen trug, betreten (heute Museum Lüneburg). Die Bohlen der Wände waren bemalt mit einer angeblich spätgotischen, figürlichen und floralen Malerei aus dem Ende des 15. Jahrhunderts.

Hintereinandergestaffelt lagen also Stube, Küche und ggfs. Kammer. Diese Räume nahmen ca. die Hälfte der Höhe des Dielenraumes auf, so daß oberhalb dieser Räume noch die Möglichkeit bestand, eine weitere Einbaureihe aufzusetzen .

Schon frühzeitig ist oberhalb der Stube eine Kammer belegt. Konstruktiv war sie im Hause Am Berge 35 (um 1467) mit der unteren Stube verbunden, d.h. daß ein zweigeschossiges Fachwerkgerüst am Unterzug befestigt wurde, das die beiden übereinanderliegenden Räume aufnahm. Im Hause Am Sande 49 und Große Bäckerstraße 13 (Krüger, 1902, 530; 1908, 183) waren die Decken dieser Kammern mit einer Kassettierung mit Diagonalhölzern in den Kassetten, die zwischen die Balkenfeldern lagen, versehen. In der Kammer Am Sande 49 hat man auf die Kassettenecken noch vergoldete Krabben aufgesetzt. Krüger datiert beide Decken in die Zeit um 1500. Die Kammer des Hauses Am Sande 49 konnte durch einen Kamin, der zur Diele hin lag, beheizt werden. Diese Innenwand war auch als massive Ziegelwand ausgebildet und nicht-wie sonst üblich-aus Fachwerk. Der Kamin der Kammer des Hauses Große Bäckerstraße 13 lag an der schmalen steinernen Rückwand des Raumes, und der Rauch wurde in den Küchenschornstein abgeführt. Dieser Raum trug

ehemals auch eine nicht mehr erhaltene Vertäfelung.

Neben dieser Kammer konnte seit der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts eine weitere Kammer eingebaut sein, die oberhalb des Eingangsportals lag und bis zur nächsten Traufwand reichte (An der Münze 1, Markt 4). Der Fußboden lag aufgrund der Eingangssituation höher als der der vorbeschriebenen Kammer. Im Hause Große Bäckerstraße 13 trug dieser Raum eine Deckenmalerei der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts mit Medaillons, in denen Brustbilder mit Umschriften gemalt waren (s. Krüger, 1908, 180).

Die Kammern des Zwischengeschoßes wurden von der Traufseite bzw. vom Giebel aus belichtet. Auch hier sind die Fenstervergrößerungen des 16. Jahrhunderts festzustellen. Weitere kleinere Innenfenster hatten sie zur Diele hin, die aber nicht der Belichtung dienten, sondern wohl eine Art "Ruffenster" waren, um den Kontakt zur Diele zu bewahren.

Zu erreichen waren diese Räume über eine Wendeltreppe, die die oberen Geschosse erschloß und bis zum Dach reichte. Aus dem 16. Jahrhundert sind noch Teile von Wendeltreppen, jedoch meist nur im Dachbereich, erhalten geblieben, die noch erkennen lassen, wie aufwendig diese Treppen zum Teil gearbeitet waren (Bardowicker Straße 25 von 1608, heute eingebaut in Stintmarkt 7; Papenstraße 4 von um 1560; Ochsenmarkt 1 von um 1560). Die Treppen waren aber nicht nur als Holzkonstruktion ausgebildet, sondern es lassen sich auch steinerne Wendeltreppen belegen, die z.T. sogar noch erhalten sind (Am Berge 37). Diese Treppenanlagen befanden sich jeweils im Einbaubereich und meist in der Nähe der Küche, während sie in Lübeck in der hinteren Hausecke üblich waren (Unglaub, 1911, 71). Die danebenliegende, zum Keller führende Treppe war meist geradläufig ausgebildet (Am Berge 35); seltener ist die Wendeltreppe bis zum Keller

herabgeführt worden, wie sie am Ochsenmarkt 1 erhalten ist, wo sie im Kellerbereich jedoch als steinerne Wendeltreppe ausgeführt wurde. Im 17. Jahrhundert sind diese Wendeltreppen zum größten Teil durch geradläufige ersetzt worden.

Das Zwischengeschoß scheint wohl bis ins 16. Jahrhundert hinein zum Teil als Galerie ausgebildet zu sein. Erst im Laufe dieses Jahrhunderts wurden wohl weitere Kammern eingebaut (Ochsenmarkt 1). Über dieses Zwischengeschoß mußte auch das Obergeschoß des rückwärtigen Flügelbaues erschlossen werden, während der seitliche Flügelbau und die Durchfahrtsüberbauung meist über eine separate Treppe von der Diele aus zu erreichen waren.

Im Laufe des 16. Jahrhunderts wurde also die Diele immer weiter zugebaut. Seit dem Beginn des 16. Jahrhunderts wurde in einigen Häusern auf der anderen Seite der Einbaureihe neben dem Eingangsportal zur Straße hin ein weiterer Raum abgetrennt, der meist mit einem Kamin oder auch mit einem Kachelofen beheizt werden konnte. Im Inventar der Margarete Grönhagen wird dieser Raum als "Schreibkammer" bezeichnet und war folgendermaßen ausgestattet:

Die Schreibkammer (2 ff.)

Die "schryffkamer", gelegen "ahn dem dhorwege tho der straten", die im Inventar auch als "stobe" bezeichnet wird, war wie die große Stube mit einem Kachelofen und durch einen zusätzlichen Wandkamin beheizbar.

Neben dem Kachelofen stand eine viereckige eichene Lade, in der Schachteln mit vielen verschiedenen, einzeln verzeichneten Briefen aufbewahrt wurden. Im danebenstehenden großen grünbemalten Schrank mit drei Schüben waren in mehreren Schachteln ebenfalls wieder verschiedene Briefe gesammelt worden. Auf dem Schrank stand ein Korb mit wei-

teren Schachteln. Neben dem Schrank hing ein Wandbord, auf dem ebenfalls Schachteln mit Briefen lagerten. Der darunterstehende Tisch war mit Quittungen und Geldsummen belegt. Neben dem Fenster war in einem Mauerpfeiler ein Steinschrank ("steenschappe") eingebaut, in dem Geld unterschiedlicher Währungen aufbewahrt wurde. "Auf der anderen Seite nach dem Hause zu, zwischen dem Fenster und Schornstein lagen etliche Bücher und Schiften", die nicht einzeln aufgeführt wurden. Des weiteren standen noch einige Kisten, Laden und Schränke in der Schreibkammer, die jedoch ohne Inhalt waren.

Auch dieser zusätzliche zweite Dieleneinbau konnte zweigeschossig sein und war wohl über die Galerie oder eine weitere Treppe erreichbar. Bei Gebäuden, die einen seitlichen Flügelbau besaßen war die Möglichkeit des weiteren seitlichen Einbaues nicht gegeben, da, wie im Hause Grapengießerstraße 45 die Erschließung des oberen Saals des Seitenflügels durch eine Treppe von hier aus erfolgen mußte. Zur Schaffung eines weiteren separaten Raumes wurde hier im hinteren Teil dieses Hauses die Diele durch eine Fachwerktrennwand abgetrennt. Der breite Eingang zum Raum trug eine Türbekrönung.

Im späteren 16. Jahrhundert spannte man eine Hängekammer zwischen die beiden Einbauten und überbaute den Türbereich, so daß sich der ehemals eingeschossige Dielenbereich in der Straßenfassade zweigeschossig abzeichnet.

4.1.2 Das Obergeschoß

Die frühen Gebäude des 14. Jahrhunderts (wie Grapengieserstraße 45 von 1323) waren noch eingeschossige Häuser mit hoher Diele und einer zweigeschossigen Einbauzone. Gleichzeitig treten aber schon zweigeschossige Gebäude auf, die ein niedriges Obergeschoß tragen (Am Sande 50,

um 1300). Diese Obergeschosse waren aber wohl zunächst nicht für Wohnzwecke gedacht, vielmehr deuten die niedrigen Höhen und die kleinen Fenster auf Lagergeschosse oder untergeordnete Räume hin. Erst seit dem 15. Jahrhundert scheinen die Obergeschosse als Wohngeschosse benutzt zu werden, wie beim Hause Am Berge 35 (um 1467) gut zu beobachten ist. Zur Straße lagen Kammern, den hinteren Teil nahm ein Saal ein, der durch einen im Rückgiebel liegenden Kamin beheizt wurde.

Diese Wohnnutzung spiegelt sich auch in der Geschoßhöhe und in der Fensteranordnung wieder. Die Kleinteiligkeit der Fenster, hervorgerufen durch das Herunterziehen der Giebeldreiecksgestaltung in das Obergeschoß, wurde aufgegeben zugunsten größerer Fensteranlagen, um die Räume gut belichten zu können. Besonders der Saal im Obergeschoß wurde reichlich mit Fenstern versehen und besonders gut ausgestattet. Die Wände trugen z.T. Vertäfelungen, wie es vom Hause Am Berge 37 von 1568 überliefert ist. Deckenmalereien gehörten wohl zum üblichen Standard. Die Deckenbalken waren profiliert (Große Bäckerstraße 13). Der zwei Drittel des hinteren Obergeschosses einnehmende Saal des Hauses Große Bäckerstraße 13 war ebenfalls mit einem Kamin beheizbar. Über die Mauernischen des Saals zog sich ein dünner Gipsputz, der mit verschiedenen Linienornamenten bemalt war (ebenfalls Am Markt 4).

Zur Straße hin lag ehemals in diesem Haus ein über die gesamte Breite des Obergeschosses reichender Raum, der später unterteilt worden ist. Die Deckenbalken dieses Raumes waren auch hier profiliert und die Balkenfelder mit Papiertapeten, die z.T. Holzmaserung, z.T. Ornament trugen, beklebt (Krüger, 1908, 186).

Der Hintersaal (28)

"Up dem achter szale" stand ein großes Spannbett mit einem Federbett, einem Pfüll und einer Pelzdecke. Vor dem Bett stand eine große Kiste mit sechs verschiedenen Decken, drei Wangendaunenkissen und vier Paar der besten Bettlaken. Daneben befand sich ein weiteres kleines Spannbett mit einem Federbett, zwei Pfülen und einer Pelzdecke.

Die kleine Kammer (28)

"In der kleinen kamer tho der seidenn" stand ein Spannbett mit drei kleinen Federbetten.

Über der "kleinen Dorntzen by der Kamer in eyner grothen olden Kystenn": (21)

3 Stück angebrochene Leinwand und
2 braunschweigische Decken sowie
7 Stück rohes Garn.

4.1.3 Keller

Die Keller unterlagen einer sehr unterschiedlichen Nutzung. So sind Lager- und Vorratskeller, Wohnkeller, Bierkeller, Schankräume oder Kaffeestuben in Kellern bekannt, darüberhinaus ist mit Kaufkellern zu rechnen. Nur fehlen leider schriftliche Quellen, um jeweils den einzelnen Kellern auch Nutzungen zuschreiben zu können, denn die Inventare versagen hier. Im Nachlaßinventar der Margarete Grönhaugen von 1544 werden Kellerräume und der Boden nicht mitaufgeführt. Nur im Nachlaßinventar des Probstes M.Joh. Koller von 1536 werden drei Kellerräume beschrieben: Im "keller" werden verschiedene Sorten Bier, im "middelkeller" u.a. Pökelfleisch und im "appelkeller" verschiedene andere Lebensmittel aufbewahrt (Meyer, 1882/83, 73ff.).

Die teilweise sehr aufwendigen Gewölbekeller der Patrizierhäuser werden nicht nur zur Vorratshaltung benutzt worden sein, zumal dann nicht, wenn sie nicht einmal vom Erdgeschoß des Hauses zu erreichen waren. Hier wäre es wichtig zu wissen, was die Patrizier neben ihrer Tätigkeit auf der Saline und im Rate gemacht haben. Haben sie gehandelt? Wenn ja, mit welchen Gütern? Naheliegender wäre gewesen, Salz zu verkaufen, doch wurde der Salzhandel bis ins 15. Jahrhundert von Salzhandlern direkt ab der Saline, später von Verkaufsstellen aus betrieben (Witthöft, 1962, 65).

Durch Nordmanns Untersuchungen (1933, 8) wurde herausgestellt, daß Lüneburg eine Schlüsselstellung im Handel zwischen den norddeutschen Städten, vor allem zwischen Lübeck und den großen Kaufmannszentren Süddeutschlands, bildete, nicht zuletzt auch durch den Verlauf der mittelalterlichen Handelswege.

Darüber hinaus konnte Witthöft (1962, 224, 65) seit dem Jahre 1371 Kommissionshandel nachweisen, wobei auch der Patriziername Schellepeper genannt wird. Haben also auch Patrizier an diesem Kommissionshandel für auswärtige Kaufleute teilgenommen? In diesem Fall wären die großen aufwendigen Kellieranlagen (z.B. Große Bäckerstraße 26, Schröderstraße 16) als Kaufkeller zu betrachten.

Ihre Raumhöhe, die Wandnischen mit den Vorrichtungen für Regalböden, die Beheizbarkeit durch Wandkamine, die Pflasterung und vor allem die breiten äußeren Zugänge wären aufgrund ihrer Anlage hervorragend als Kaufkeller geeignet gewesen.

4.1.4 Dachraum

Über eine Wendeltreppe, die im Einbaubereich lag, erreichte man das Obergeschoß und die Dachgeschosse. Auf jedem Kehlbalken der Dachkonstruktion wurden Bohlen aufgelegt und so die einzelnen Dachgeschosse gebildet. Diese einzelnen Geschosse waren über geradläufige Treppen miteinander verbunden. Zum Beladen des Dachbodens wurde in einigen Gebäuden am oberen Kehlbalken eine Winde angebracht, mit der man die Waren innerhalb des Hauses nach oben ziehen konnte. Im Lüner Hof lagen die Ladeluken in den Geschossen so übereinander, daß Waren vom Keller aus bis ins Dachgeschoß transportiert werden konnten. Da das Haus bis ins 20. Jahrhundert hinein als Handelshaus gedient hatte, sind hier noch alle Öffnungen erhalten geblieben.

Äußere Ladeluken an den Hauptgebäuden der Patrizier waren von Anfang an nicht angebracht, sondern wurden erst durch nachträglichen Einbau angelegt. Nicht alle Dachböden hatten Winden, so daß, falls auf ihnen gelagert werden sollte, die Waren die Treppen hinaufgetragen werden mußten. Seitliche Dachausbauten mit Winden, wie wir sie von den Flügelbauten her kennen, sind am Hauptgebäude nicht vorhanden.

Ob und was auf den Dachböden gelagert wurde, wofür die inneren Winden sprechen, ist nicht klar. Die Inventare geben über die Bodenbestände keine Auskünfte. Die Funktion dieser Dachböden muß offen bleiben. Ein erster Aufschluß dürfte erst zu erwarten sein, wenn die Wirtschaftsgeschichte der Stadt Lüneburg und die Tätigkeit der Sülzmeister und Patrizier weiter geklärt sind.

4.2 Nebengebäude

4.2.1 Die Flügelbauten

Zu unterscheiden ist zwischen seitlichem und rückwärtigem Flügelbau. Beide Gebäude werden in dem Dachgeschoß von der Diele aus erschlossen, aber nur der hintere Flügelbau ist auch im Erdgeschoß vom Haupthaus aus zugänglich und steht in direktem funktionalen Zusammenhang mit ihm, anders als beim Erdgeschoß des seitlichen Flügelbaues. Hier liegt zwischen Hauptgebäude und Flügelbau die Durchfahrt zum Hof, die das Erdgeschoß des Hauptgebäudes vom Erdgeschoß des Flügelbaues trennt. Von keinem seitlichen Flügelbau ist bekannt, bzw. heute im Bestand noch feststellbar, welche Räume im Erdgeschoß untergebracht waren.

Alle erhaltenen seitlichen Flügelbauten sind zu Läden umgebaut worden. Nur im seitlichen Flügelbau des Hauses Schröderstraße 16 von 1559 konnten beim Durchbau ein größerer Raum, der durch einen Kamin beheizt wurde, und Reste einer Deckenbemalung beobachtet werden. In späterer Zeit wurde dieser Raum durch eine Fachwerkwand unterteilt. Das Obergeschoß dieses Hauses nahm einen großen Saal und eine dahinterliegende kleinere Kammer auf. Der Saal war an der rückwärtigen Traufe mit zwei nebeneinanderliegenden Kaminen beheizbar. Die kleinere Kammer war mit einem in der südlichen Giebelwand liegenden Wandkamin ausgestattet. Von dieser Kammer (wohl Schlafrum) aus konnte der Abort benutzt werden.

Die Decken beider Räume waren farbig bemalt. Auch die Wände des Saales trugen ehemals Farbbehandlungen, Tausteine umrahmen die Fensternischen.

Das Obergeschoß des seitlichen Flügelbaues vom Hause Gra-

pengießerstraße 45 (um 1323) nahm nur einen Saal auf, der an der Giebelseite zum Haupthaus hin einen Wandkamin besaß. Erst im 16. Jahrhundert wurde vom Saal ein Raum abgetrennt, und auch die Fenster in der abgetrennten Kammer wurden mit Holzstürzen verändert. Über die Ausstattung der Frühzeit kann wieder aufgrund fehlender Belege keine Aussage gemacht werden.

Die rückwärtigen Flügelbauten wurden von der Diele aus erschlossen. Bisher sind besonders die Erdgeschosse der Flügelbauten zu wenig beachtet worden, um sagen zu können, wie die allgemeine Nutzung dort ausgesehen haben mag. Einiges spricht dafür, daß hier Säle bzw. Kammern untergebracht waren, in einigen Fällen sprechen die Belege auch für Wirtschaftsräume (Grapengießerstraße 45, An der Münze 1). Gerade wenn mehrere Flügelbauten zu einem Hauptgebäude gehörten, muß man auch mit untergeordneten Funktionen der Erdgeschoßbereiche in den Flügelbauten rechnen. Leider standen diese Flügelbauten bisher nur selten für Bauuntersuchungen zur Verfügung, so läßt sich erst durch Sammlung weiterer Belege zur Funktion der Erdgeschosse in Flügelbauten Grundsätzlicheres sagen.

Im Flügelbau Auf dem Kauf 1 - 3 scheint im vorderen Teil zur Straße hin ein saalartiger Raum untergebracht gewesen zu sein, der mit Deckenmalereien geschmückt war, im hinteren Teil deuten weit auseinanderstehende Pfeiler auf eine Art Unterstellplatz, evtl. für Wagen, hin.

Im Hause Große Bäckerstraße 31 lag im Erdgeschoß ein Festsaal, dessen traufseitige Wand im 16. Jahrhundert ein aufgemaltes figürliches Programm erhielt (Krüger, 1905, 113-117).

Im Hause Große Bäckerstraße 12 war im Erdgeschoß ebenfalls ein Saal untergebracht, von dessen Ausstattung jedoch nur die florale Deckenmalerei vom Ende des 16. Jahrhunderts erhalten geblieben ist. Die Deckenbalken des Flügelbaues

Große Bäckerstraße 26 (1517/18) erhielten tiefe Schiffskehlen. Typisch für diese Säle sind die großen Fensterflächen, die mit Tausteinen umrahmt waren. Beheizt wurden die Säle durch Wandkamine.

Über diesen Erdgeschoßsälen lagen im Obergeschoß wieder saalartige, kaminbeheizte Räume, die oft mit noch erhaltenen Deckenmalereien ausgestattet waren.

Im zweiten rückwärtigen Flügelbau des Hauses Am Sande 31 nahm ein großer Saal das gesamte Obergeschoß ein, dessen Decke im späten 16. Jahrhundert farbig bemalt war. Im Erdgeschoß dieses Hauses war in der Mitte ein mit Decken- und Wandmalereien versehener kleiner Raum abgetrennt.

Nach dem Inventar von 1544 war der hintere Flügelbau des Grönhagenschen Hauses Am Ochsenmarkt im Erdgeschoß mit einer großen Kammer und einer anschließenden Hinterkammer versehen. Das Obergeschoß nahm einen ungeteilten Saal auf. Die Ausstattung der Räume sah wie folgt aus:

Die große Kammer im Erdgeschoß (15 ff.)

An der Decke der "grothen kamer" hing ein Messingkronleuchter mit unten sechs und oben drei Ranken. Beheizbar war diese große Kammer durch einen Wandkamin und diente wohl dem Ehepaar Groenhagen als Schlafkammer. Im Raum waren insgesamt drei Bettstellen aufgestellt, einmal ein großes Bett mit Zubehör und Rollbett, ein weiteres und ein kleines Bett.

Am großen Bett stand eine Bank, auf der eine Lade mit Schachteln und verschiedenen bezeichneten Briefen stand. Neben dem Bett stand eine große Kiste mit Kissen, Kleidern, Leinwand, starkem Drell und anderen Textilien. In dem neben dem Bett stehenden, mit den Sanckenstedeschen und Groenhagenschen Wappen bemalten, grauen Schrank waren

ebenfalls verschiedenartige Kleidungsstücke abgelegt. In dieser Kammer wurde auch der Großteil des Schmuckes und des Silbergeräts aufbewahrt.

In einer roten Schachtel lagen insgesamt 38 goldene Ringe mit verschiedenen Steinen, 2 Kleinode mit Rubinen, Smaragden und Safiren, 2 goldene Ketten, 4 goldene Spangen, ein kleiner vergoldeter Heiligenschrank und eine kleine vergoldete Kruke.

Eine weitere Lade war gefüllt mit verschiedenen "Bindeken" mit Perlenbesatz oder vergoldetem Geschmeide sowie zwei goldenen Borden, die wohl als Kleidungsschmuck dienten.

In einer größeren Lade lagen 12 silberne große und kleine Löffel, 3 kleine silberne Gabeln, 5 silberne Becher, 1 vergoldeter Zahn, verschiedene Schachteln mit Perlen, etlichen Borden, nochmals 15 verschiedene goldene Ringe, die z.T. Safire, Smaragde oder Granatsteine trugen, verschiedene goldene Spangen, eine silberne Schale, einzelne, teils in Gold gefaßte und ungefaßte Steine (Safire, Granate, Perlen und andere Steine), vergoldete Knöpfe, eine vergoldete Kette mit einem Marienbild, ein Korallen-Pater-noster, ein vergoldeter Rosenkranz, verschiedene goldene und silberne Kleinigkeiten sowie eine kleine weiße Lade mit 16 Geldstücken.

Zwischen dem Wandkamin und dem kleinen Bett stand eine weiße eichene Schenkschiebe mit Gläsern und Silbersachen. Die beiden obersten Fächer waren mit nicht näher bezeichneten Weingläsern gefüllt. (Aus verschiedenen Kloakenfunden ist bekannt, daß die Patrizier in ihrem Hausstand auch venezianisches Glas benutzten.) Im mittleren Fach standen 23 Silberschalen mit Wappen, 24 Kannen und Becher, teils aus Silber, teils vergoldet und weiteres, mit Wappen geschmücktes Silbergerät sowie 44 silberne Löffel, zwei vergoldete und zwölf silberne Gabeln.

Auf dem Schornstein (Wandkamin) waren elf große und kleine Messingbecken, ein großes "Dipp", acht Becken, ein kleines Messingmesser, ein rundes Messinghandfaß, sieben kleine Messingleuchter und ein Tiegel aufgestellt. Im Schornstein standen zwei Feuerböcke.

Im danebenstehenden großen, grün bemalten Schrank, der mit den Ehewappen versehen war und in der Nähe der Hinterkammer stand, lagerten leinene Tuch- und Tafellaken, etliche Damasttücher und weitere andere Textilien, Borden und vergoldete Geschmeide, zum Teil mit Perlen besetzt; Spangen und verschiedener Zierrat sowie vier goldene Ringe und weitere Spangen und Ketten lagen in weiteren Schachteln.

Der große Eichenschrank, der neben der Tür zur Achterkammer stand, beinhaltete nur Kleider und Hauben. Auf diesem Schrank standen ein Messinghandfaß, 14 Zinnkannen und drei zinnerne Salzfäser.

Die Hinterkammer im Erdgeschoß (28ff.)

"In der achter kamer" hing an der Decke ein Messingkronleuchter mit sechs Ranken und oben angebrachtem Marienbild. Auch dieser Raum wurde durch einen Wandkamin beheizt.

Hinter der Tür zur großen Kammer stand in einem großen bemalten Schrank ein "Wortell", in Silber gefaßt, auf einem silbernen "Küsell", das mit dem Wappen der Eheleute geschmückt war. Des weiteren stand in diesem Schrank ein großer versilberter "kopp", ebenfalls mit den Wappen des Ehepaares versehen.

In dem danebenstehenden langen, viereckigen Schrank wurde das Zinn aufbewahrt, und zwar

15 große zinnerne Speisebehälter,

3 Stiegen zinnerne Teller mit den Wappen der Familien
Groenhagen und Sankenstede,

41 zinnerne Salzer,
1 zinnerne Schale,
29 große Speisefässer,
47 zinnerne Speisenbehälter.

Neben diesem Schrank standen eine große graue Kiste mit alten "Pustenn" (Polstern) und eine weitere große, wappengeschmückte Kiste mit Banklaken und Polstern.

Vor dieser Kiste stand ein Rollbett mit Federbett und Decke.

In der Kammerecke stand noch eine weitere Eichenkiste mit Leinwand und Tafellaken sowie einem Meßgewand mit einem Kreuz. In einer dritten Kiste befand sich ebenfalls Leinwand und Tafellaken.

Auf dem darüber befindlichen Borde standen drei Messingleuchter und zwei Zinnkannen. In einer kleinen Lade befand sich eine Flasche. Vor dieser Kiste standen drei große und ein kleiner hölzerner Stuhl mit Lehnen, daneben ein großer Schrank mit einer großen und einer kleinen Zinnschale, einem auseinandergenommenen Kronleuchter aus Messing, mehreren Weingläsern und einem Korb mit Gläsern.

Auf dem Schornstein hingen fünf schlichte Messingbecken. Daneben standen zwei weitere Kisten mit verschiedenen Textilien. In einer dritten Kiste waren ein Meßgewand und in einer weiteren Flachs und Garne gelagert. Wie in der Stube stand auch hier ein Kontor, in der Nähe befand sich ein grüner Tisch mit einem Schrank darunter.

Auf dem Fußboden der Kammer standen verschiedene Wein- und Biergläser, hölzerne bemalte Deckel, Schalen und Fässer und dergleichen mehr.

Der Saal im Obergeschoß (21 ff.)

"Up dem Szale bouen der grothen kamer" hing an der Decke ein Messingkronleuchter mit sechs Ranken. Weiter stand im Saal ein langer bemalter Tisch mit fünf Schragen, um den zwanzig hölzerne Stühle standen.

Ein Spannbett mit einem Rollbett darunter und fünf Pfülen und zwei Federbetten boten Schlafgelegenheiten für drei Personen.

Neben dem Bett stand eine Bank, auf der zwei Messinggräpen und zwei Messingmörser standen.

4.2.2 Durchfahrtsbebauung

Schon um 1400 wurde der neben dem Hauptgebäude befindliche seitliche freie Parzellenteil zum Teil überbaut. Während das entstandene Gebäude im Erdgeschoß eine Durchfahrt aufnahm, die den Zugang zum Hof ermöglichte, diente das obere Geschoß Wohnzwecken. Reinecke (1933, 1. Bd., 430) nimmt an, daß dieses Obergeschoß der Durchfahrt als Altenteilwohnung gedient hat. Im Obergeschoß des Hauses Am Berge 35 war hier ehemals eine Wandvertäfelung (heute im Keller des Hauses) mit gotischen Maßwerkverzierungen aus der Zeit um 1500 eingebaut.

Normalerweise war die Durchfahrtsbebauung zweigeschossig angelegt, jedoch Am Berge 35 dreigeschossig, wobei das dritte Geschoß eine geringere Höhe aufwies.

Der Obergeschoßraum der Durchfahrtsbebauung Am Sande 49 enthielt profilierte Eichenholzbalken, die z.T. mit blauen und schwarzen Strichen auf weißem Grund bemalt waren (Krüger, 1902, 533). Eine ähnliche Farbgebung, die ca. 2,10 m über dem Fußboden begann, war auch auf der ungeputzten Wand zu sehen. Darunter war wohl eine nicht mehr vorhandene Vertäfelung angebracht. Dieser Raum war mit

einem Wandkamin versehen. Aus dem ersten Obergeschoß der Durchfahrtsbebauung Am Sande 50 ist eine bemalte Decke aus dem späten 16. Jahrhundert überliefert.

Erst seit Anfang des 17. Jahrhunderts wurden einige Durchfahrten im Erdgeschoß zu Gunsten eines weiteren Raumes zugebaut. Der so entstandene Raum im Hause Am Berge 35 erhielt eine aufwendige Stuckdecke, die mit der Jahreszahl 1637 datiert ist. Die Erschließung des Hofes war durch die zweite Zufahrt von der Conventstraße aus noch weiter möglich.

Die Erschließung der Räume der Durchfahrtsbebauung erfolgte von der Diele aus, entweder über eine weitere separate Treppe oder über eine Galerie von der Einbauzone aus. Belichtet wurden die Räume der Durchfahrtsbebauung über Fensteranlagen zur Straßenseite und über rückwärtige.

4.2.3 Die Badestuben

Nach Hähnel (1975, 233) sind in Lüneburg seit 1278 Badestuben belegt. In den Quellen werden sie als "stupa", "stuba" oder auch als "stoven" bezeichnet. Der Begriff meint im norddeutschen Raum nicht die Stube wie in Süddeutschland, sondern eindeutig die Badestube. (Die Stube wird als "dörntze" (dornse, dornze) oder lateinisch "estuarium" bezeichnet (Hähnel, 1975, 244, 250).

Die Badestube des Mittelalters wurde vorwiegend als Schwitzbad, noch bis ins 18. Jahrhundert hinein, benutzt. Neben öffentlich betriebenen Badestuben hatten einige Patrizier innerhalb ihres Gebäudekomplexes ihre privaten Badehäuser. 1403 wird die "stuba" des Bürgers Solzenhusen erwähnt (Reinecke, 1966, 143). 1516 kaufte Lutke von Dassel von Gedefried Tzerstede das Haus Nr. 26 an der Großen Bäckerstraße einschließlich einer Badestube ("... una cum thermis, stufa seu balneo et casis...") (Reinecke, 1966,

110). Im verschollenen Nachlaßinventar des Heinrich Witzendorff (1617) wurde eine Badestube in dem Witzendorffschen Gebäudekomplex an der Schröderstraße 16 mit aufgeführt und alles darin befindliche Gerät verzeichnet (Reinecke, 1947, 14).

Während diese privaten Badestuben der Patrizier archiva-
lisch mehrfach belegt sind, konnten sie baulich nicht mehr
nachgewiesen werden.

4.2.4 Die Sommerhäuser

Im Nachlaßinventar des Lüneburger Probstes zu St. Johannis
Magister Johann Koller (+ 1536), Bruder des Lübecker
Ratsherrn Heinrich Koller, werden neben dem Haupthaus auch
weitere Nebengebäude aufgeführt, u.a. ein Sommerhaus mit
seinem Inventar: (Meyer, 1884, 73ff.)

"Item im sommerhuse eyne olde schywe
eyn pulmt;
twe bencke;
eyn wynvat, geapteret inne to baden;
eyn mantel grawerkes;
twe sayen gevoderde strumpe;
twe sayen mouven
und twe wullen laken avertodecken".

Dieses Sommerhaus des Probstes wurde gleichzeitig auch
als Badehaus genutzt, worauf das als Zuber umgearbeitete
Weinfaß hindeutet.

Von einigen Patrizierfamilien ist bekannt, daß sie nicht
nur ein Badehaus besaßen, sondern auch gleichzeitig ein
Sommerhaus, das auch Lust- oder Gartenhaus genannt wurde.
Diese Gebäude konnten entweder in den städtischen Gebäude-
komplex eingebunden sein, aber auch außerhalb der Stadt
liegen.

So besaßen die Patrizier Viskulen nach Mitteilungen von Gebhardi (Mithoff, 1877, 196) vor 1485 neben ihrem Anwesen an der Ilmenau einen Lustgarten mit einem darin stehenden Lusthaus, worunter wohl ein Sommerhaus zu verstehen ist. Baulich ist hiervon jedoch nichts überliefert.

Als Sommerhaus könnte man auch das auf dem Hof des Gebäudekomplexes Am Sande 30/31 dreiseitig freistehende, aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts stammende Gebäude ansprechen. Im Erdgeschoß ist es aus Ziegelstein hergestellt, und im Gegensatz zu den Flügelbauten besitzt es ein Fachwerkobergeschoß. Die "M"-förmig ausgebildeten Fußbänder der Fachwerkkonstruktion sind mit verschiedenen Perlbändern geschmückt, und das Obergeschoß krägt, dreiseitig gestützt von Karniesknaggen, über das Ziegelsteinerdgeschoß vor. Zwischen jedem Fachwerkständer war ein Fenster angeordnet. Das Erd- und Obergeschoß nahmen wohl jeweils einen ungeteilten Raum auf, von dessen Ausgestaltung nichts mehr sichtbar ist.

Wie prachtvoll die patrizischen Sommerhäuser ausgestattet gewesen sein können, davon zeugt die Dokumentation eines abgebrochenen Gebäudes, das 1644 vor den Toren der Stadt am Kreideberg Nr. 7 erbaut wurde. Dieses Gartenhaus gehörte ehemals den Patrizierfamilien Dithmers und Ströterogge. Das zweigeschossige Gebäude war als reines Fachwerkhause konstruiert und mit reichen Verzierungen und ins Fachwerk eingeschnitzten Bibelsprüchen versehen. Im Hause trugen die Decken der Räume Stuck, und eine mit Renaissanceornamentik beschnittene Wendeltreppe führte zum Obergeschoß (s. Paulsdorff, 1898, 101-303; BKD 393-394).

4.2.5 Privatkanellen

Gebhardi (MS, IX, 214, zitiert nach Mithoff, 1877, 196) bemerkte, daß die Viskulen in ihrem Gebäudekomplex am Wasser und an der Salzstraße eine eigene Kapelle mit Turm und Glocken besaßen. Der Viskulenhof ist leider nur noch zum Teil erhalten, und diese Kapelle läßt sich in der erhaltenen Substanz nicht mehr nachweisen.

Jedoch befinden sich in zwei weiteren, aber nicht patrizischen, Gebäuden im Erdgeschoß jeweils ein kleinerer Raum, der mit einem Kreuzgewölbe versehen ist. Im ehemaligen Stadthaus des Klosters Lüne, Auf dem Kauf 9, ist dieser Raum mit zwei Rippengewölben und Schlußstein versehen. Die Rippen sind birnstabförmig ausgebildet. Der in einer Hausecke gelegene gewölbte Raum des ehemaligen Burgmannshauses an der Egersdorffstraße 1 ist nur durch Bauakten überliefert.

Von anderen Patrizierhäusern sind weder baulich noch archivalisch Privatkanellen belegt.

4.3 Feuerungsanlagen

Bei der Beschreibung der einzelnen Innenräume wurde darauf aufmerksam gemacht, daß fast jeder Raum innerhalb des Patrizierhauses im 16. Jahrhundert beheizbar war, wobei unterschiedliche Feuerungsarten angewendet wurden. Die Stube erhielt durch eine Warmluftheizung, Ofen und Wandkamin, die Kammern und Säle erhielten durch einen oder mehrere Wandkamine und die Diele von dem Küchenkanin über die offene Küche Wärme. Selbst einige Kellerräume waren über Wandkamine beheizbar.

4.3.1 Die Wandkamine

Nach Schepers (1965, 201) waren die Wandkamine im frühen und späten Mittelalter die Ausstattungsstücke der großen, später auch kleineren Herrensitze und Patrizierhäuser und galten als Wahrzeichen vornehmen Wohnens. Der Kaminschlott wurde aus den dicken Steinmauern ausgespart und in der Mauer emporgeschleift. In mittelalterlichen Häusern wurde der Rauchfang als rund vorgewölbter, kleiner, gemauerter Bosen ausgebildet, seit dem Spätmittelalter und der frühen Neuzeit im herrschaftlichen Wohnen als kantiger Rauchtrichter (213).

Wie von Kaspar (1982, 107) auch in Lemgo festgestellt wurde, hat man zunächst begrifflich nicht zwischen dem Rauchabzug, dem Schornstein und dem Kamin unterschieden. So wird im Lüneburger Inventar der Margarete Grönhagen von 1544 der Wandkamin als Schornstein bezeichnet. "Im Schornstein" auf der großen Kammer sind zwei Feuerböcke erwähnt, ferner einiges Gerät, das "auf dem Schornstein" stand. An Ort und Stelle ist kein Wandkamin in den Lüneburger Patrizierhäusern völlig erhalten geblieben, sondern es sind nur die Spuren zu sehen, die der Kamin hinterlassen hat. Aus dem Rathaus sind aber einige frühe Beispiele überliefert, die einen Eindruck vermitteln können, wie evtl. die Wandkamine in den Wohnhäusern ausgesehen haben mögen. Zum Beispiel liegt in der Körkammer zur Laubenwand hin ein bescheidener gemauerter Kamin (s. Abb. BKD 237) mit leichter segmentbogiger Vorwölbung des Bosens und einer Rollschicht. Auf der darüberliegenden Ummauerung des Rauchfanges ist ein auf Leinwand gemaltes Bild angebracht, auf dem u.a. das Stadt- und Landeswappen und die Jahreszahl 1491 aufgemalt sind. Die Feuerungsöffnung ist tief in das Mauerwerk eingeschnitten, wodurch der Bosen auch nur einer leichten Vorwölbung bedurfte.

Die Änderung vom rundvorgewölbten kleinen Bosen zum kantigen Rauchfang mit repräsentativer Kaminfriesplatte setzt in Lüneburg in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ein. Eine Kaminfriessammlung des Museums zeigt noch ein kleines Spektrum der in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts verbreiteten Platten. Aus dem Hause Neue Sülze 8 (1568) stammt eine Friesplatte mit den Wappen der Familien Töbing und Garlop und der Stadtansicht Lüneburgs (Körner, 1975, E 49). Ein sehr ähnlicher Kamin wurde 1902 aus dem Hause Grapengießerstraße 45 ausgebaut und an das Kunstgewerbemuseum Hamburg gegeben (Abb. BKD 334). Dieser Kaminfries trägt links das Witzendorffsche und rechts das Töbingsche Wappen. In der Mitte ist ebenfalls die Stadtansicht Lüneburgs als Relief dargestellt. Beide Platten waren ehemals farbig gefaßt und in der Mitte der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts hergestellt worden. Vom Kamin aus der Grapengießerstraße sind neben der Friesplatte und dem Gesims mit Inschrift noch die Konsolsteine und Kaminwangen erhalten, die hier als Hermen ausgebildet sind. Weitere Kaminplatten, wie die Sandsteinplatte mit Resten von Vergoldung und der Jahreszahl 1583 (Körner, 1975, E 50), die Friesplatte mit den wilden Männern (Museumsmagazin), aber auch schlichte wappengeschmückte Platten zeigen die aufwendige Gestaltung der Räume der Lüneburger Patrizierhäuser.

4.3.2 Die Warmluftheizungen

Wie schon mehrfach angesprochen, befinden sich in mehreren Kellieranlagen unterhalb der Einbauzonen spätere Abmauerungen. Beim Abbruch des Hauses Am Sande 49 konnte Krüger (1902, 522) hier eine Warmluftheizung freilegen, die den darüberliegenden Raum, die Stube, vom Keller aus mit warmer Luft beschickte. Eine Feuerungsanlage er-

hitzte Findlingssteine, über die dann Luft geführt wurde. Diese erwärmte sich und zog über einen waagerechten, unter dem Stubenfußboden liegenden Schacht mit verschließbaren Öffnungen in die Stube.

Aus dem Lüneburger Rathaus ist eine ähnliche Anlage bekannt. Hier wurde vom Erdgeschoß aus die im Obergeschoß liegende Ratsstube (Laube) beheizt. Diese heute entfernte Anlage wurde 1830 von Spetzler aufgemessen und dokumentiert (1830, 57ff.). Drei Feuerkammern, die jeweils einen eigenen Rauchabzug besaßen, wurden wohl mit Holz oder Holzkohle erhitzt. Nach Erhitzung der Kammern und Abzug der Gase wurde kühle Luft von außen durch die heißen Feuerkammern zur Erwärmung geleitet, die in die nun geöffneten Luftkanäle zur Laube hin hochstieg. Die mit runden Messingdeckeln verschlossenen Luftkanäle konnten von der Laube aus geöffnet werden, so daß die Warmluft in den Raum strömen konnte. Diese sogenannte "Luftheizung" (s. Bröder, 1980, 97f.) war gut geeignet, um eine schnelle Erwärmung großer Räume zu ermöglichen. Bei Verwendung von Holzkohle als Brennmaterial konnten die Öffnungen zwischen Heizsystem und Innenraum auch während des Brennvorganges geöffnet bleiben. Das Heizsystem des Rathauses, die Luftheizung, und das des Wohnhauses, die Steinluftheizung, unterschieden sich im Prinzip nur durch die längere Wärmespeicherfähigkeit der Findlinge. Die Luftheizung ist für die schnelle, kurzfristige Beheizung eines größeren Raumes gedacht, die Steinluftheizung ermöglicht aufgrund der Speicherfähigkeit der Findlinge eine langfristige Erwärmungsmöglichkeit, wie sie für die Stube notwendig ist.

Von diesen Warmluftheizungen (Bröder, 1980, 99) sind aus dem Mittelalter eine ganze Anzahl bekannt geworden, jedoch meist aus Klöstern, Rathäusern (Lüneburg, Göttingen)

und Reval) (Heyne, 1899, 241) oder dem Kaiserhaus in Goslar. Aus Wohnhäusern war lange Zeit nur die Lüneburger Steinluftheizung bekannt. Mittlerweile ist man in Lübeck (Koberg 2, Alfstraße 38) auf ähnliche Anlagen gestoßen (Holst, 1983, 95f.); ebenso in einigen weiteren Ostseestädten (Erdmann, 1982, 230).

Es ist zu vermuten, daß in Lüneburg in den abgemauerten Kellerbereichen, die sich immer unterhalb von Stube und Küche befinden, noch weitere Steinluftheizungen liegen. Leider war es bisher noch nicht möglich, im Rahmen einer Sanierung weitere Nachweise zu erbringen.

4.3.3 Die Öfen

Nach Bodenfunden (Topfkacheln) zu urteilen, muß mit dem Aufkommen des Kachelofens in Lüneburg in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts gerechnet werden (Sammlung Museum Lüneburg). Ganze Ofenanlagen sind jedoch erst aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts erhalten geblieben (Museum Lüneburg, E 51; Körner, 1975; Kunstgewerbemuseum Hamburg). In dieser Zeit bildet sich in Lüneburg ein bestimmter Ofentypus heraus, aus dem sich unter dem Einfluß der Fayence-Technik der norddeutsche Ofen des 18. Jahrhunderts entwickelte (Franz, 1969, 115). Dieser typische Lüneburger Ofentyp der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts (Beispiel: Ofen des Kunst- und Gewerbemuseums Hamburg) besteht aus quadratischen Kacheln mit weißer Arabeske auf dunkelbausem Grund. Er steht auf zwei balusterartigen Füßen auf einem Sockel mit Arabesken-Ornament; an den wie Taussteine gedrehten Ecken liegen Löwen, die den Ofen tragen. Über dem Ofen steht, durch zwei Ornamentleisten getrennt, ein Aufbau aus Nischenkacheln mit halbrunden Nischen und Segmentbögen, gefüllt mit Kandelaber-Ornament; an den Ecken des Aufbaues stehen Karyatiden. Die Bekrönung des Ofens bilden mehrere Giebelchen mit Architekturornamentik.

Um 1550 sind die grün glasierten, einfacheren, rechteckigen Kachelöfen beliebt, die auf den quadratischen Flächen figürliche Flachreliefs tragen, teils in einer segmentbogenigen Nischenrahmung, teils in Medaillons.

In der Mitte des 16. Jahrhunderts kommen neben den Kachelöfen schon eiserne Öfen auf, von denen jedoch keiner erhalten ist. Lukas Daming, der Erbauer des Hauses Große Bäckerstraße 15, kaufte 1568 "für teures Geld" einen eisernen Ofen, der aus Leipzig bezogen wurde und für die große Ratsstube bestimmt war. Meister Clawes, der Steinhauer, lieferte die vier Füße dazu, denen er Löwengestalt gab (Koch, 1927; BKD 222) (vergleichbare Eisenöfen sind bei A. Kippberger, 1973, 10ff. zu finden).

Die Kachel- und Eisenöfen waren Hinterladeröfen, die von der Küche aus befeuert wurden. Teils hatten sie einen eigenen Rauchabzug, zum Teil wurde der Rauch aber auch über den Küchenkamin abgeführt.

4.3.4 Schornsteine

Die Rauchabzüge der Feuerstellen sind im Baubestand meist nur schwer erkennbar. Schon frühzeitig wurden die Wandstärken und Pfeilerhohlräume des Mauerwerks ausgenutzt, um dort die Schornsteine unterzubringen. Dabei mußten die Schornsteine nicht unbedingt gerade verlaufen, sondern zogen sich auch quer durch das Mauerwerk. Heute sind diese Schornsteine in bewohnten Häusern oft nur am Durchschlagen des Russes im Mauerwerk zu erkennen, da sie sich weder innen noch außen durch Vorsprünge abzeichnen, sondern ganz vom Außenmauerwerk aufgenommen werden. Die in der Traufwand liegenden Wandkamine geben sich gelegentlich im äußeren Mauerwerk durch einen Mauerblock zu erkennen, der die regelmäßig angeordnete Fensterarkadenreihe unterbricht (Große Bäckerstraße 26, Ochsenmarkt 1). All-

gemein werden die Schornsteine bis zum Dachfirst hochgeführt, wobei man sie, falls sie in der Traufe liegen, im Dachboden an der Dachlinie entlang bis zum First führt; dann wird der lehmummantelte Schornstein durch Latten, die wiederum von Ständern getragen werden, unterstützt.

Die Feuerverordnung von 1684 (St.Ar.Lbg.: B1, 1a) untersagt die Verwendung von Holz, Heu und Stroh als Baumaterial für den Schornstein. Es ist anzunehmen, daß die Schornsteine vor dieser Verordnung noch gern aus leichter brennbaren Materialien hergestellt wurden. Wurde eine Feuerstelle im Obergeschoß untergebracht, so mußte im darunterliegenden Geschoß zwischen die Balkenfelder ein Ziegelboden gespannt werden, so daß die Feuerstelle des darüberliegenden Geschosses einen feuerfesten Untergrund hatte (Schröderstraße 16).

4.4 Die Utluchten

Aus dem heutigen Straßenbild Lüneburgs sind die ehemals in einer Vielzahl vorhandenen, im Urkataster von 1871 eingezeichneten, Utluchten fast völlig verschwunden. Bei der Betrachtung des Urkatasters fällt auf, daß Patrizierhäuser nur selten mit Utluchten versehen waren. Ausnahmen bilden die Häuser Große Bäckerstraße 31, An der Münze 1 (Utlucht seitlich zur Waagestraße) und Markt 2.

Sehr deutlich ist die soziale Begrenzung der Utluchten an der Großen und Kleinen Bäckerstraße zu sehen. An der Kleinen Bäckerstraße und im westlichen Teil der Großen Bäckerstraße, an denen durchweg bürgerliche Gebäude liegen, sind an fast jedem Haus ein oder gar zwei Utluchten angebaut. Im weiteren Teil der Großen Bäckerstraße stehen jedoch die Patrizierhäuser, und hier sind Utluchten nur noch ganz vereinzelt im Urkataster eingetragen. Ähnlich verhält es sich an der Neuen Sülze, auch hier ist keine

einzige Utlucht nachzuweisen.

Bei den überlieferten Utluchten handelt es sich um einfache zweigeschossige Vorbauten, die rundum ab Brüstungshöhe durchfenstert waren und sonst keine weitere besondere Gestaltung erfahren haben. So bieten die erhaltenen Lüneburger Beispiele aufgrund ihrer Einfachheit kaum Datierungsmöglichkeiten.

Utluchten kommen im niederdeutschen Raum im 16. Jahrhundert auf. Die frühesten Beispiele sind aus der Weserrenaissance bekannt (Utlucht Schelenburg bei Osnabrück von 1532, Hansen 1980, 96).

Allgemein üblich wurden die Utluchten in der städtischen Architektur erst um die Mitte des 16. Jahrhunderts. Früheste Beispiele finden sich in Lemgo, Horn und Hameln (Schepers, 1960, 222). In den Küstenstädten - wie Hamburg, Lübeck oder Danzig - kommen diese Utluchten an den großbürgerlichen Gebäuden nur ganz vereinzelt vor.

Es scheint, als wenn diese magelnde Verbreitung der Utluchten an den Gebäuden der führenden Sozialschichten des norddeutschen Raumes auch mit den baulichen Gegebenheiten dieser Häuser in Zusammenhang steht. Die Patrizierhäuser hatten in den meisten Fällen äußere Treppenanlagen, die neben den Eingangsportalen angelegt waren und zu der Kelleranlage führten. Bei dem Vorbau einer Utlucht wurde der Kellerzugang überbaut und mußte, um die entsprechende Eingangshöhe zu erhalten, weiter in den Straßenraum hinein verlegt werden. Dabei wurde öffentlicher Straßenraum in Anspruch genommen. Auch behinderten wohl die Beischläge mit ihren hohen Beischlagwangen die Utluchten, so daß diese nicht zu einer repräsentativen Rahmung, sondern als Einengung des Eingangsportals empfunden werden mußten.

Den Vorteil der stärkeren Durchlichtung der Stube, den Schepers u.a. als Begründung für die Utluchten nannte

(1965, 221), erreichten die Patrizier durch den nachträglichen Einbau größerer Fensteranlagen. Ob die Patrizier auf eine bessere Straßenübersicht (Schepers, 1965, 221) bedacht waren, muß dahingestellt bleiben. Tatsache ist, daß diese Utluchten fast nur beschränkt bleiben auf die mittleren und unteren Sozialschichten und vom Patriziat kaum übernommen werden.

4.5 Die Aborte

Innenhäusige Aborte haben in den Lüneburger Patrizierhäusern nur wenige bauliche Spuren hinterlassen, doch deuten darüber hinaus mehrere, in Hausnähe gelegene und vom Museum ausgegrabene Schwindgruben darauf hin, daß ehemals mehr von Wohnräumen zugängliche Abortanlagen vorhanden waren, als heute noch an den Gebäuden direkt zu ermitteln sind. Vielleicht ist auch mit Anlagen zu rechnen, die innerhalb des Mauerkörpers liegen und sich in der Wand nicht abzeichnen, so wie sie aus Lemgo (Kaspar, 1982 und auch aus Visby (Svahnström, 1976, 33) von mittelalterlichen Gebäuden bekannt sind.

So ist am Hause am Berge 35 im Obergeschoß zur Hoftraufseite, etwa in der Mitte des Hauses, eine leichte Vorkragung mit einem kleinen Fenster in der Wand zu erkennen, die auf einen Abort im Obergeschoß aufmerksam macht. Bauspuren weiterer Aborte in den Häusern waren nur selten zu finden, jedoch deuten Türen in Obergeschossen der Flügelbauten auf derartige, nach außen vorkragende Anlagen hin (z.B. Schröderstraße 16 von 1559).

Vollständige Abortanlagen sind bisher nur vom Rathaus bekannt geworden. Von der Großen Ratsstube (zweite Hälfte 16. Jahrhundert) wurde ein Raum abgetrennt, der als Abort oder "Heimlichkeit" diente. Hier sind noch der Abortsitz

und ein Handstein erhalten. Ebenso ist noch ein kleinerer Raum von der Ratslaube aus zu betreten, der nach außen vorkragt und als Abortanlage - mit Handstein und Abort - ausgebaut ist.

4.6 Zum Wandel in der Raum- und Funktionsstruktur des patrizischen Hauses vom 14. bis 16. Jahrhundert

Historische Gebäude sind selten in ihrem Erbauungszustand auf uns gekommen, sondern die große Anzahl verschiedener Bewohner hat immer wieder neu die Objekte ihren unterschiedlichen Nutzungsbedürfnissen angepaßt und dadurch verändert.

Bei bewohnten Gebäuden ist nur der heutige Zustand und über Bauakten noch die nach 1900 beantragte Veränderung der Gebäude zu ermitteln. Über die Betrachtung der offenkundigen Konstruktion (die Inneneinbauten wurden zumeist aus Fachwerk erstellt) war es durch die Gefügekunde möglich, die Abfolge der verschiedenen Umbauten festzustellen. Zwar sind, wie z.B. Am Berge 35, die älteren, zum ursprünglichen Bau gehörenden Konstruktionen sichtbar und von den späteren Änderungen zu trennen, doch läßt sich dennoch oft nicht exakt sagen, wann diese Änderungen vorgenommen worden sind. Zudem waren Inventare, die zur weiteren Klärung Hilfestellung hätten geben können, kaum vorhanden. Aus diesem Grunde läßt sich der Wandel der Raum- und Funktionsstruktur nicht so eindeutig beschreiben, wie der der Baustruktur. Da besonders im 16. Jahrhundert durchgreifende, sich vor allem niederschlagende Umbaumaßnahmen in allen Häusern durchgeführt worden sind, waren die älteren Zeitschichten nur schwer faßbar.

Trotz der Einschränkungen soll versucht werden, den Wandel der inneren Struktur, soweit es die Quellen ermöglichen, darzustellen.

Zur räumlichen Grundstruktur des Lüneburger Patrizierhauses gehören die Diele, die in den Archivalien als "huß", die Stube, die als "dorntze", und die Küche, die als "koken" bezeichnet werden.

Noch im 16. Jahrhundert wird die Diele als "das Haus" selbst aufgefaßt, so daß das Mobiliar "bynnen dem huße" steht. Laut Nachlaßinventar der Margarete Grönhagen von 1544 stand in der Diele ein langer Tisch mit zwei Auslegern und einer Bank, was darauf hindeutet, daß in der Diele die gemeinsamen Essen eingenommen wurden. Das entsprechende Geschirr befand sich in der Küche.

Separaträume wurden in das "Haus" eingestellt. So wurde in einer der vorderen Hausecken die Stube abgetrennt. In der Frühzeit wird diese Stube wohl von einer Warmluftheizung beheizt, die erst seit dem 15. Jahrhundert durch den Kachelofen ersetzt wird.

Unklar bleibt, ob die Begriffe "estuarium" und "dorntze" synonym für die Stube benutzt werden (vergleiche Thomsen, 1937, 163 und Hähnel, 1975, 244), gleich welche Heizart vorherrscht, oder ob "estuarium" für einen warmluftbeheizten Raum steht und "dorntze" hingegen für einen mit einem Kachelofen beheizten, der von der dahinterliegenden Küche befeuert wurde.

Aus dem Inventar von 1544 geht hervor, daß eine weitere Wärmequelle in diesem Raum vorhanden war, und zwar ein Wandkamin. Kachelofen und Wandkamin wurden wohl gleichzeitig nebeneinander benutzt, worauf die im Inventar mitgenannten Feuerböcke hindeuten. Aus der Literatur (Schepers, 1965, Hähnel, 1975) war bisher die gleichzeitige Existenz von Wandkamin und Kachelofen in der Stube nicht bekannt. Diese Gleichzeitigkeit war für Lüneburg aber auch aus dem Inventar des Heinrich Witzendorff von um 1610 zu entnehmen (Reinecke, 1933, 1. Bd., 431 - 432).

Nach ihrer Einrichtung zu urteilen, machte die Stube laut Inventars von 1544 keinen sehr wohnlichen Eindruck. Die vielen Schränke, in denen Briefe, Urkunden, verschiedene Schriften, Rechnungsbücher, Quittungen und Geld aufbewahrt wurden, sowie das vierkantige Kontor erinnern mehr an eine Schreibstube als an eine Wohnstube. Von der gleichzeitig im Hause befindlichen Schreibstube unterscheidet sich die "dorntze" auch nur durch die fast leere Schenkschiefe, die normalerweise Prunkgeschirr beinhaltet, hier jedoch ein Rechnungsbuch und einige Schriften. Das in der Schreibstube zu vermutende Kontor stand in der Wohnstube. Einige wenige in einem Schrank stehende Silbersachen waren die einzigen Hinweise auf eine Bewohnbarkeit. Es scheint, daß die Stube doch mehr einen "öffentlichen", als einen "privaten" Charakter hatte, in der der Hausherr seine Geschäftspartner empfing, und daß für entsprechende Anlässe die Schenkschiefe mit dem sich in der Schlafkammer des Besitzerehepaares befindlichen, wappengeschmückten Prunkgeschirr aus Silber hergerichtet werden konnte. Die Ausstattung der Stube mit Wandpaneelen und Deckenbemalung unterstützt die Repräsentation.

Es scheint sich spätestens um 1600 eine stärkere Tendenz zur Wohnstube durchgesetzt zu haben, denn das um 1610 erstellte Inventar des Heinrich Witzendorff stellt eine erheblich wohnlicher eingerichtete Stube vor. Hier standen nun drei verschiedene Tische sowie vier mit schwarzem Leder überzogene Stühle. Aber ein Kontor fehlt auch hier nicht, und die Schränke waren ebenfalls mit verschiedensten Papieren gefüllt. Sanduhren, Geweihe, Gipsbilder, ein Kruzifix und allerlei Silbersachen schmückten den Raum.

Seitlich zur Traufwand, hinter der Stube, war die Küche in die Einbauzone eingebaut, so daß sich der Rauchabzug in der Traufwand hochzog und über den Dachboden zum First

geführt werden konnte. Die Küche war in der Frühzeit wohl noch nicht vom Dielenraum abgetrennt, aber durch ihre Lage an der Traufseite und hinter der Stube war sie doch ein wenig abseits gerückt. Im Laufe der Zeit wurde sie weiter zugebaut. Daß sie bereits im 16. Jahrhundert völlig vom Dielenraum getrennt war, ist nicht anzunehmen. Nach dem Inventar von 1544 zu urteilen, wurde die Küche noch als Bestandteil der Diele aufgefaßt, denn unter der Hauptüberschrift "bynnen im huße", womit die Diele gemeint ist, wurde sie unter einer kleinen Nebenunterschrift "Up der anderen syden bynnen in der koken und spyßekamer" aufgeführt. Daraus darf wohl geschlossen werden, daß die Küche zur Diele hin noch offen war, jedoch wohl nur noch mit einer Seite. Eine größere Abgeschlossenheit der Küche ist dennoch schon für das 16. Jahrhundert zu vermuten, denn auch im Nachlaßinventar des Probstes Koller von 1536 (Meyer, 1884, 80-81) wird zur Klärung des Standortes des Mobiliars als "by der kocken", "baven der kocken" und "in der kocken" beschrieben. Im Nachlaßinventar des Pastors zu St. Lambrecht, Nicolai Schmidt, von 1582 (St.Ar. Lbg. AB 761^a) wird das Inventar der Küche als "in der kuchen" befindlich separat aufgeführt, und die Küche erscheint auch nicht mehr als Teil der Diele.

Die Küche nahm sämtliches Kochgeschirr, aber auch das für die Tafel in der Diele notwendige Zinngeschirr nebst Kannen und Leuchter auf.

Im 16. Jahrhundert ist allgemein die Tendenz zu beobachten, die Diele stärker durch Einbauten zu untergliedern. So wird gegenüber der Stube auf der anderen Dielseite eine weitere Stube eingebaut (z.B. Ochsenmarkt 1), die aber schon im Inventar von 1544 als "schryffkamer" bezeichnet wird. Diese Schreibkammer war wohl das Geschäfts- oder Arbeitszimmer des Hausherrn, denn mehrere

Schränke waren mit vielen verschiedenen Schachteln und Laden gefüllt, die alle Briefe enthielten. In der Mitte stand ein Tisch, auf dem verschiedene Geldsummen und Quitungen lagen. Weitere Geldsummen befanden sich in den Schränken. In diesem Raum stand auch die aus "etlichen Büchern und Schriften" bestehende Hausbibliothek.

Neben dieser vorderen Raumabtrennung wird zum Teil auch der hintere Dielenraum zu einem weiteren Separatraum abgetrennt (Grapengießerstraße 45).

Da die Dielen Höhen bis zu 6,00 m aufweisen können, war es möglich, an der Einbauseite ein Zwischengeschoß einzufügen, zumal die abgetrennten Räume sowieso eine Zwischendecke verlangten. Über der Stube wurde so ein weiterer Raum eingerichtet, der von einer Galerie aus zu erreichen war (Am Berge 35 von 1467). Im 16. Jahrhundert wurde dieses Zwischengeschoß mit Einbau der weiteren Stube, zum Teil über dem Eingang, weitergeführt, so daß der gesamte vordere Bereich zweigeschossig wurde.

Bei eingeschossigen Hauptgebäuden wurde das weitere benötigte Raumprogramm in seitlich anschließenden, traufständigen Flügelbauten untergebracht (Grapengießerstraße 45 von 1323; An der Münze 1 aus dem 14. Jahrhundert). Die Erdgeschosse dieser Flügelbauten nahmen eine Durchfahrt zum Hof und weitere Räume unbekannter Funktion auf, die aber zum Teil mit Wandkaminen und Deckenmalereien ausgestattet waren (Schröderstraße 16 von 1559). Im Obergeschoß befand sich ein Saal, der mit einem Kamin beheizt werden konnte.

Bei zweigeschossigen Haupthäusern lag der Saal im hinteren Teil des Obergeschosses des Haupthauses, und zur Strasse hin befanden sich zumeist noch ein oder zwei Kammern.

Seit etwa 1400 wird die schmale, seitlich des Haupthauses liegende Hofzufahrt mit einem weiteren Gebäude überbaut, das zwei- oder dreigeschossig sein kann und nach Reinecke (1933, 1. Bd., 430) vermutlich als Altenteil gedient hat (Am Berge 35 von um 1467, Schröderstraße 16 von um 1400). Jedes Geschoß nahm einen großen Raum auf.

Hinter dem Hauptgebäude stand ein rückwärtiger Anbau unbekannter Größe, der seit dem Anfang des 14. Jahrhunderts belegbar ist. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts begann man, dieses Gebäude durch einen zweigeschossigen Flügelbau zu ersetzen. Zunächst war dieser Flügelbau aus Ziegelstein (letzter aus Ziegelstein errichteter Flügelbau: Große Bäckerstraße 26 von 1517/18), später begann man, die Obergeschoßseite zum Hof hin aus Fachwerk zu errichten, wohl um diese Hofseite völlig in Fenster auflösen zu können. Das Fachwerk wurde mit reichen Ornamenten beschnitzt. Laut dem Inventar von 1544 nimmt das Erdgeschoß in dem Haus am Ochsenmarkt zwei Schlafkammern auf und das Obergeschoß einen größeren Saal. Alle Räume waren beheizbar über einen Wandkamin.

Als große Kammer wurde wohl das Schlafgemach des Besitzer-ehepaares und der Kinder bezeichnet, denn es werden hier ein großes Bett mit Rollbett sowie zwei weitere Betten genannt. In den vielen Schränken, Kisten und Laden ist die wertvolle Habe des Ehepaares untergebracht. Hier befanden sich der umfangreiche, aus Perlen und Halbedel- und Edelsteinen bestehende Schmuck der Ehefrau, die Kleider und einige Meter Leinwand, aber auch noch einige Schachteln mit Briefen. Die Schenkschiebe dieses Raumes war vollgestellt mit Silbersachen und Gläsern. Es wird angenommen, daß diese wappengeschmückten Silbersachen zu besonderen Anlässen in der Schenkschiebe der Stube aufgebaut wurden oder die oberen Festsäle schmückten. Wenn sie nicht benutzt wurden, bewahrte man sie aus Sicherheitsgründen in dem

Schlafraum des Ehepaares auf.

In einer weiteren, wohl auch Familienmitgliedern dienenden Schlafkammer wurden in den Schränken vor allem zinnerne Tafelgeschirr, weitere Gläser und in verschiedenen Kisten Tafellaken deponiert.

Die in ihren Dimensionen erheblich größer als die Schlafkammern angelegten Säle des Obergeschosses des Hauptgebäudes und des Flügelbaues waren nur sehr spärlich möbliert. Im Hintersaal befanden sich nur ein großes Bett mit Zubehör und sechs Kisten.

Der Saal des Flügelbaues enthielt ebenfalls ein Bett, das aber aufwendiger ausgestattet war. In diesem Raum müssen wohl große Festtafeln stattgefunden haben, denn hier stand ein langer bemalter Tisch mit zwanzig Stühlen und einer Bank. Schränke waren hier nicht zu finden, sondern das benötigte zinnerne und silberne Prunkgeschirr mußte aus den Schlafkammern herbeigeschafft werden. Der zweite, fast leere Saal wurde evtl. als Tanzsaal benutzt.

Das Vorhandensein der beiden großen Betten in den Sälen ist so zu erklären, daß sie Gästen als Übernachtungsmöglichkeit angeboten wurden. Die Hausbewohner werden diese Schlafstellen wohl nicht benutzt haben, denn für sie standen zwei größere sowie zwei kleinere Kammern zur Verfügung.

Zum festen Raumprogramm der Flügelbauten gehört der Saal, der aber nicht immer im Obergeschoß liegen muß, sondern, wie an der Großen Bäckerstraße 31, auch einmal im Erdgeschoß untergebracht sein kann.

Erschlossen werden die Flügelbauten und auch die Durchfahrtsüberbauungen von der Diele des Hauptgebäudes aus. Das Erdgeschoß des rückwärtigen Flügelbaues betritt man von der Diele aus. Die Obergeschosse sind über die Galerie

des Zwischengeschosses des Hauptgebäudes zugänglich. Die vertikale Verbindung innerhalb des Haupthauses erfolgt durch eine Wendeltreppe, die neben der Küche liegt und von der Diele bis zum Dachraum reicht. Zum Keller führt meist eine geradläufige Treppe.

Die Hauptgebäude sind zumeist ganz unterkellert, die Flügelbauten hingegen seltener. Zum Teil wurden diese Keller aufwendig mit Kreuzrippen-, Kreuzgrat- oder meist mit mehreren nebeneinanderliegenden Tonnengewölben überdeckt. In der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts herrscht der Balkenkeller mit einer Längsbalkenlage vor, später kommen vereinzelt auch Querbalkenlagen zur Anwendung. Am häufigsten sind aber die erhaltenen Keller als Tonnengewölbekeller ausgebildet, wobei jedoch zu berücksichtigen ist, daß später in die Balkenkeller ein Gewölbe eingezogen werden konnte. Zum großen Teil waren diese Kellieranlagen von der Straße aus zugänglich, und mancher Keller konnte mit einem Wandkamin beheizt werden. Über die Nutzung dieser reichen Kellieranlagen ist nichts überliefert, es ist aber zu vermuten, daß sie als Kaufkeller oder auch als Wohnkeller (Gotteskeller) benutzt wurden.

Auch die Nutzung der mehreren, übereinander liegenden Dachböden ist unklar. Winden im Hause deuten aber auf Lagerung hin (Ochsenmarkt 1).

Neben dem Hauptgebäude mit seinen Flügelbauten gehören zum Gebäudekomplex der Patrizier noch weitere Nebengebäude. So sind in wenigen Fällen ein privates Badehaus und Sommerhaus belegt, in einem Fall sogar eine Privatkapelle. Ob weitere Nebengebäude zum Teil auch als Stallungen benutzt wurden, ist unklar, wäre aber zur Unterbringung von Pferden und Wagen möglich.

Die Räume des Hauptgebäudes und der Flügelbauten waren

prunkvoll ausgestattet mit Deckenmalereien, Kassettendecken, Wandmalereien und Paneelwänden. An einigen Wänden hingen Gobelins. Die Ausgestaltung der Räume und auch das wenige erhaltene Mobiliar der Patrizier sind hier nur insoweit mit berücksichtigt worden, als sie Auskunft über die Funktion der einzelnen Räume geben können und bedürfen ansonsten noch einer gesonderten Bearbeitung.

5. Die Lüneburger Patrizierarchitektur im Rahmen der bürgerlichen Baukunst Nordwestdeutschlands

Zur Bewältigung der Bauaufgaben im nordeuropäischen Bereich wurde vor allem der gebrannte Ton als Baumaterial verwendet. Im Verbreitungsgebiet des Backsteins, das sich von Skandinavien über Norddeutschland entlang der Ostseeküste bis nach Rußland erstreckt, liegt Lüneburg im Bereich der südlichen Grenzzone.

Die spezifischen Probleme bei der Verwendung dieses Baustoffes führten hier zu einer eigenständigen, wenn auch vielfältig differenzierten Formensprache, die von der Kunstgeschichte auch als "Backsteingotik" (Kamphausen, 1978) bezeichnet und als eigenständige Forschungsaufgabe angesehen wird, auch wenn das Material noch weit über die Epoche der Gotik hinaus gebräuchlich ist.

Seit der Mitte des 12. Jahrhunderts ist der Backstein im nordeuropäischen Gebiet bezeugt und wurde, soweit bisher bekannt, zunächst nur zur Errichtung von Sakralbauten verwendet. Erst aus dem 13. Jahrhundert sind die ersten Profanbauten überliefert (Lübeck, Johannisstraße 13 und Mengstraße 16; siehe Struck, 1908, 2-3). In Lüneburg ist das erste Ziegelmauerwerk aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts in einer Wand im Rathaus (Boeck, 1969, 45) erhalten. Als Baustoff löst der Backstein den vorher benutzten Gipsstein ab, aus dem die ältesten Teile des Rathauses in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts errichtet waren. Anfang des 14. Jahrhunderts verdrängt der Backstein immer stärker den Gipsstein, Findlinge sowie Holz und wird zum dominierenden Gestaltungselement. Während der Gipsstein nun überhaupt nicht mehr verwendet wird, dienen Findlinge nur noch als Fundamentsockel. Holz wird in Fachwerkkonstruktionen für untergeordnete Gebäude weiter benutzt.

Die sich vom Material herleitende eigenständige Architektur wird vor allem durch den Staffelgiebel und die Staf-felblendarkade geprägt. Dreiecksgiebel finden seltener Verwendung. Schild- oder Fialengiebel, wie sie vor allem in Mecklenburg und Pommern auftreten, sind aus Lüneburg in wenigen Beispielen nur durch Stadtansichten aus dem 16. und 17. Jahrhundert überliefert. Es zeigt sich, daß die Ziegel-architektur keinen völlig homogenen Stil ausbildet, sondern in den verschiedenen Gebieten unterschiedliche gestalte-rische Schwerpunkte herausbildete. So schließen sich in ihrer Gesamtgestaltung die Lüneburger Bauten den Formen den westlichen Bezirken der Backsteinbaukunst an. Dieses Gebiet wird umgrenzt von Lübeck, Hamburg, Lüneburg, Uelzen, Hannover, Braunschweig und Minden. Lüneburg zeichnet sich jedoch durch eine besonders reiche Verwendung von Formstei-nen und Ziegelglasuren von den anderen genannten Städten aus.

In der Gesamtgestaltung der Gebäude folgt Lüneburg dennoch vor allem den Formen Lübecks und nicht den verspielten und in "Spitzenwerk" (Kamphausen, 1978, 183) aufgelösten Fassaden der Häuser in Mecklenburg und Pommern. Nur die in der Nähe von Lübeck gelegene mecklenburgische Stadt Rostock bildet hier eine Ausnahme; ihre Architektur schließt sich stärker der Architektur des westlichen Rau-mes an, in dem die Giebelgestaltung straffer und durch-konstruierter und nicht so spielerisch wie im anschließen-den östlichen Teil aufgefaßt wird.

Das westliche Backsteingebiet ist vor allem durch den Staffelgiebel geprägt. Pfeiler-, Schild- und Schaugiebel werden hier fast nie verwendet. Ausnahmen bilden die Rat-häuser der Städte Lübeck und Lüneburg. Das Lübecker Rat-haus erhielt eine Schauwand, wie sie sonst in der Lübecker Architektur nicht üblich ist aber im östlichen Backstein-gebiet Parallelen hat. Auch beim Lüneburger Rathaus wurde für die Schaufassade zum Markt hin eine Pfeilerkonstruk-

tion gewählt, die nicht der ortsüblichen Tradition entsprach, die heute jedoch barock überformt ist.

Im westlichen Backsteingebiet erreichte der Ziegelstein nie eine ausschließliche Dominanz wie im Osten. Hier wurden nur die Gebäude der Städte Lübecks und Lüneburgs zumeist aus Ziegelstein errichtet; daher bietet sich zum Vergleich mit dem Lüneburger Material die in noch größerem Umfange erhaltene Lübecker Bausubstanz an, die zur Zeit von einem durch die VW-Stiftung finanzierten Forschungsvorhaben untersucht wird. Lüneburgs Auf- und Abstieg war zudem auch sehr eng mit den politischen und wirtschaftlichen Gegebenheiten Lübecks verknüpft.

Neben dem Backstein wird auch Holz als Baustoff verwendet. Lübeck besitzt nur einen sehr geringen Anteil an Fachwerkhäusern des 16. Jahrhunderts, denn hier wurden auch die Gebäude unterer Sozialschichten und untergeordneter Funktionen aus Ziegelstein errichtet. Aus Lüneburg sind hingegen vermehrt Fachwerkhäuser bekannt. Die ältesten Beispiele dieser Häuser entstammen noch dem 15. Jahrhundert. In beiden Städten dominiert jedoch der Backstein. In den südlich folgenden Städten Uelzen, Hannover, Braunschweig und Minden sowie in dem nördlich liegenden Hamburg und Bremen verliert der Backstein mehr an Dominanz. Neben diesem Material tritt hier verstärkt das Fachwerk und, mit Ausnahme von Uelzen, der Haustein auf. So sind insbesondere die Sakralgebäude in diesen Städten aus Haustein erbaut. In anderen Städten, wie z.B. in Verden an der Aller, in denen schon sehr früh sakrale Gebäude in Backstein entstanden, wurden die bürgerlichen Gebäude vorwiegend aus Fachwerk errichtet.

In diesem westlichen Gebiet stehen zwei Pole nebeneinander: Lübeck und Lüneburg. Wenn auch Ähnlichkeiten in der äußeren Erscheinung der Gebäude beider Städte vorhanden

sind, ist doch jede in der Gestaltung der Fassaden ihren eigenen Weg gegangen. Die Lübecker haben ihre Fassaden straff und nüchtern gegliedert und mit wenigen Formsteinen eine fast flächige Giebelgestaltung erreicht. Einzige Abwechslung brachten Ziegelglasuren, wobei im Schichtenwechsel hier unglasierte und glasierte Steine übereinander gesetzt wurden.

Anders in Lüneburg. Hier war man von Anfang an bemüht, eine stärkere Tiefenstaffelung durch Zurücksetzen der jeweiligen kleineren Architekturteile zu erreichen. Die Überleitung von einer Ebene zur nächsten wurde durch Formsteine vermittelt, so daß sich gegen Ende des 14. Jahrhunderts ein sehr differenziertes Formsteinangebot herausentwickelt hatte. Das Versehen der zurückliegenden Teile mit Putzflächen unterstrich die Tiefenstaffelung. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts wurde nach und nach der sogenannte "Taustein" in Lüneburg verwendet. Er verdrängte bis um 1500 fast alle bis dahin üblichen Formsteine. Schon in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts machte sich ein gewisses statisches Verhalten der Formsteinverwendung bemerkbar. Vornehmlich gelangte der Viertelkreisformstein zur Anwendung. Im 16. Jahrhundert übernahmen auch Lübeck und Hamburg den in Lüneburg ausgeformten Taustein.

In der Entwicklung neuer Formsteine, der Durchgestaltung der Fassade, Veränderungen und Neuerungen war Lüneburg immer kreativer als Lübeck. Lübeck hielt doch lange Zeit an dem einmal um 1300 entwickelten Giebeltyp und seiner Gestaltung bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts fest. Lüneburg versuchte hingegen, durch neue Formsteine, andere Glasuren (grüne, gelbliche, braune, scharze) und Terrakotten im Laufe der Zeit das Äußere des Hauses immer wieder, wenn zum Teil auch nur in Varianten, zu ändern und bildete somit das Innovationszentrum innerhalb dieses westlichen Raumes.

Wie es bei der Übernahme des aus Lüneburg kommenden Taussteins bereits anklang, ist es auch nicht verwunderlich, wenn die Glasuren der Ziegelsteine und Terrakotten für die Umgestaltung des hannoverschen Rathauses von 1453 bis 1455 aus Lüneburg bezogen wurden. Auch die in Hannover am Rathaus und am Hause Schmiedestraße 14 von 1474 (Hoerner, 1979, 129) verwendeten Terrakotta-Wimperge und Friesplatten folgen den um 1450 in Lüneburg vorkommenden Formen. Das Haus Veerßener Straße 18 in Uelzen mit seinen Wimpergen aus Terrakotta wurde ebenfalls von den Lüneburger Beispielen beeinflusst (Grapengießerstraße 45 von 1452, Am Sande 49 und Am Sande 53, beide aus der Mitte des 15. Jahrhunderts).

Lüneburg konnte durch seine über lange Zeit beständige wirtschaftliche und politische Situation als Innovationszentrum dienen. Das sich aus den Salinenpächtern entwickelnde Patriziat bildete eine feste soziale Basis, aus der heraus neue Impulse wachsen konnten, die sich aus einer langsamen aber kontinuierlichen Bewegung ergaben. Diese soziale Oberschicht bildete eine Konstante, wie es vor allem durch die jahrhundertlang in einem Besitz befindlichen Grundstücke deutlich wird. Das auf diesen Grundstücken errichtete Haus wird als Stammhaus der Familie angesehen, das von einer Generation auf die andere übertragen und als Objekt erhalten wird, also Tradition demonstriert. In der baulichen Erscheinung drückt sich dieser Gedanke durch das Pflegen des alten Hauptgebäudes aus. Die teilweise aus dem 14. Jahrhundert stammenden Gebäude wurden später nicht abgebrochen, sondern durch Umbauten den neuen Bedürfnissen angepaßt. Bei den Nebengebäuden verfuhr man anders. Hier war man gern bereit, ein funktional und ästhetisch überholtes Gebäude durch ein neues zu ersetzen und es prunkvoll auszustatten.

Diese giebelständigen Hauptgebäude wurden als "Zeichen der Rechts- und Machtkontinuität" beibehalten und zeigen damit ein adelsähnliches Verhalten des Patriziats auf, wie es Grossmann (1979, 189) für den hessischen Adel konstatieren konnte. Dort blieb der Schloßturm ohne Rücksicht auf die Regelmäßigkeit der neuen Schloßanlage aus gleichen Gründen erhalten. "Der Turm ist das Zeichen der Herrschaftskontinuität und war daher ein nahezu unverzichtbarer Bauteil" (Grossmann, 1979, 189). Erst in der Mitte des 16. Jahrhunderts lösten sich die Patrizier von ihren älteren giebelständigen Hauptgebäuden und errichteten zum Teil Traufenhäuser. Ihre Herrschaftstradition demonstrierten sie nun durch das Anbringen nicht nur ihrer eigenen Wappen, sondern auch durch Tafeln mit den Wappen ihrer Eltern. Ähnliche Zusammenhänge könnten auch im Anbringen der Portraitbüsten bestehen. Genealogisch sollte veranschaulicht werden, daß die Erbauer des Hauses Nachkommen der Familien sind, die 1371 durch die Zerstörung der Burg auf dem Kalkberg die Stadt vom Landesherrn befreiten (s. auch S. 115 f.).

Hier werden grundsätzliche Unterschiede zu den Lübecker Vergleichsbeispielen deutlich. Die Lübecker Kaufleute sahen ihre Wohnhäuser nicht als Teil einer Tradition, sondern als Wirtschaftsobjekte an, die verkauft wurden, wenn ein günstiges Angebot oder wirtschaftliche Zwänge vorlagen. Dadurch blieben die Lübecker Kaufmannshäuser zumeist nur kurze Zeit in einer Hand, oft nicht einmal eine Generation lang (freundlicher Hinweis von Mitarbeitern des VW-Projektes Innenstadt Lübeck).

Die Lüneburger Patrizier veräußerten dagegen nur in sehr seltenen Fällen ihre Gebäudekomplexe, wie z.B. 1485 infolge eines Konkurses das Anwesen der Viskulen am Hafen.

Dieses, auch in einer baulichen Tradition eingebundene, konservative Verhalten zeigt auch eine andere äußere Erschei-

nung der Lüneburger Patrizierhäuser. Sie unterscheiden sich nicht so sehr im Detail von den Lübecker Kaufmannshäusern, sondern eher in der Baumasse und ihren großen Parzellenanlagen, die hofartig bebaut waren.

Die zur Straße liegenden, breit angelegten Fronten mit den giebelständigen Hauptgebäuden und einem traufenständigen Flügelbau, wie sie in Lüneburg bereits im beginnenden 14. Jahrhundert in Erscheinung treten, sind aus anderen norddeutschen Städten bisher nicht überliefert. Auch über die seitlich neben dem Hauptgebäude liegende Durchfahrt zum Hof ist in den norddeutschen Städten kaum etwas bekannt. Eventuell wurden sie, wie in Lübeck (Erdmann, 1982, 227-230), bereits sehr früh zugunsten einer weiteren Bebauung aufgegeben. In den Städten des sich südlich anschließenden westfälischen Raumes sind diese Hofzufahrten von der Straße aus üblicher, jedoch meist schmaler als in Lüneburg. Die Durchfahrten wurden in Lüneburg seit um 1400 überbaut, so daß im Erdgeschoß weiterhin die Möglichkeit bestand, mit einem Fuhrwerk den Hof von der Hauptstraße aus zu erreichen. Wie es auch aus Lemgo (Kaspar, 1982, 272f.) belegt ist, wurden diese zwei- oder dreigeschossigen Durchfahrtsbebauungen auch als Altenteil genutzt. Auch in Tallin (Reval) begann man im 15. Jahrhundert, den Gang zwischen den einzelnen Häusern zu überbauen, um neue Kammern zu schaffen (Üprus, 1974, 149).

In Tallinn konnten auch die in Lüneburg nur noch archivalisch belegten Hauskapellen in den Kaufmannshäusern noch nachgewiesen werden. Hier waren sie entweder in die Gebäude eingebaut oder an der Stelle eines ursprünglichen Durchgangs, als Art Torkapelle oder auch als separate Kapelle in den Gebäudekomplex eingefügt. Diese Hauskapellen wurden in Tallin wohl erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts eingerichtet, zu einer Zeit, als "die Stadtbürger von be-

deutenden ideologischen Bewegungen in der Form von religiösen Sekten erfaßt" wurden (Uprus, 1974, 149-151). Diese Erscheinungen sind in Lüneburg nicht zu beobachten, sondern es ist hier wohl mit dem adeligen Anspruch der Patrizier im Zusammenhang zu sehen, die in ihrem Anwesen zu- meist auch eine Privatkapelle besaßen.

Diese Annäherung an adelige Lebensformen zeigt sich auch in dem Besitz von größeren Gütern, die die Patrizier vor der Stadt besaßen. Sie dienten nicht nur der Kapitalanlage, sondern waren auch für Wohnzwecke hergerichtet. Für Mußestunden besaßen die Patrizier ferner ihre schon seit dem 15. Jahrhundert belegten Sommer-, Lust- oder Gartenhäuser, die innerhalb des Gebäudekomplexes oder außerhalb vor den Mauern der Stadt lagen.

Auch durch die größere Anzahl an Flügelbauten unterschieden sich die Lüneburger Patrizierhäuser von denen der Kaufleute in den norddeutschen Hansestädten. Während die Lübecker Kaufleute nur einen rückwärtigen Flügelbau mit einem oder zwei Sälen besaßen, konnten die Lüneburger Patrizier zwischen mehreren unterschiedlicher Größe wählen. Die sich in den Flügelbauten befindlichen Säle waren in Lüneburg wie in Lübeck (Reichstein, 1981, 37-51) sehr sparsam möbliert, aber immer war eine große Bettstelle dort aufgestellt. Da für die Hausbewohner Schlafkammern zur Verfügung standen, die seit dem beginnenden 16. Jahrhundert belegt sind, ist anzunehmen, daß diese Betten wohl als Prunkbetten ausgestattet waren und Gästen als Schlafmöglichkeit zur Verfügung gestellt wurden. Darüber hinaus hat man diese Säle aber wohl auch als Tanz- oder Festsäle für besondere Anlässe benutzt. Im Lüneburger Volksmund werden diese rückwärtigen Flügelbauten zum Teil noch heute als "danzhus" bezeichnet. Wenn diese Bezeichnung auch aus dem 16. Jahrhundert nicht belegt ist, sondern nur "szale", läßt die reiche Ausgestaltung der Säle mit Male-

reien, Schnitzereien und Kaminen diese Deutung als Festraum aber auch für diese Zeit sehr wahrscheinlich werden.

Den Mittelpunkt des Gebäudekomplexes bildet aber in Lüneburg wie in Lübeck das giebelständige Haupthaus, das in seiner Raumstruktur dem Dielenhaus folgt (zum Dielenhaus siehe Schepers, 1965, 135). Das noch im 14. Jahrhundert zum Teil eingeschossige, aber seit dem beginnenden 15. Jahrhundert in Lüneburg durchgängig zweigeschossige Hauptgebäude nahm in seinem Obergeschoß im hinteren Bereich ebenfalls einen Saal, im vorderen Teil Kammern auf.

Trotz dieses Obergeschoßsaales ist hier aber nicht von einem Saalgeschoßhaus zu sprechen, wie es nach Schepers zu definieren ist (1965, 143f.), denn die wesentliche Komponente, daß dem Obergeschoß stärkere Wohnbedeutung zukommt und sie zu einer Art "bel étage" wird, fehlt. Der Obergeschoßsaal wird nicht der Wohnraum des Hausherrn, sondern er ist ein zusätzlich zur Verfügung stehender Raum für Festlichkeiten. Die Idee des herrenmäßigen Wohnens ist durch diese Lösung nicht übernommen worden. Der eigentliche Aufenthaltsort blieb die Diele und die große Kammer, die fast ähnliche Ausmaße hatte wie ein Saal und im Erdgeschoß des Flügelbaus lag. Die Stube wurde wohl erst Ende des 16. Jahrhunderts verstärkt für Wohnzwecke genutzt.

Das wirft die Frage auf, ob hier nicht einer älteren Tradition gefolgt wird, die das Wohnen im rückwärtigen Gebäude erlaubte, das Wirtschaften hingegen im Vorderhaus. Dabei hatte die Stube zunächst nur Repräsentationscharakter zum Empfang von Gästen.

Die erst seit dem Ende des 15. Jahrhunderts erhaltenen rückwärtigen Flügelbauten älterer Hauptgebäude müssen nach Baubefunden Vorgängerbauten besessen haben, die in Form eines Steinwerks (Kemenaten) vorzustellen sind und Wohnzwecken gedient haben. So sind solche Steinwerke für zahlreiche andere Städte archäologisch, archivalisch oder

im Bestand nachzuweisen. Aus Tallin sind rückwärtige, später ins Vorderhaus integrierte Steinwerke erhalten, die dort die Dörnse (die Stube) aufnahmen (Uprus, 1974, 151). Aus Lübeck sind schon seit dem beginnenden 14. Jahrhundert Flügelbauten überliefert (Holst, 1981, 162f); aber als Kemenaten zu bezeichnende rückwärtige Steingebäude von Bürgerhäusern sind in Lübeck bisher nicht eindeutig belegt.

Aus der Stadt Braunschweig sind Steinwerke vor allem aus der Zeit vor 1300 überliefert, die hier allerdings aus Haustein errichtet waren (Fricke, 1975, 14f.). Ziegelstein wurde in Braunschweig erst im 15. Jahrhundert und in sehr geringem Umfang verwendet.

Die von Fricke (1975, 18) skizzierte Erstbebauungsstruktur in Braunschweig weist starke Ähnlichkeiten mit den frühen Patrizierkomplexen Lüneburgs auf. Hinter einem giebelständigen Gebäude schließt sich in Braunschweig ein schmalerer, kleiner Steinbau (Kemenate) an, seitlich entlang der Straße folgt ein dort sogenanntes Torhaus, das im Erdgeschoß eine Durchfahrt zum Hof enthält und den seitlichen Flügelbauten der Lüneburger Patrizierhäuser entspricht.

Es scheint, als wenn die Bebauungsstruktur der Lüneburger Patrizierparzellen im engeren Zusammenhang mit braunschweigischen Bebauungen steht als mit denen des Backsteingebietes. Die kleinen Kemenatenbauten wurden im 15. Jahrhundert dann zugunsten von denen aus Lübeck bekannten, größeren rückwärtigen Flügelbauten aufgegeben.

Vielleicht ist durch die enge Verbindung Lüneburgs zu Braunschweig, das heute noch vor allem durch die Fachwerkhäuser des 15. und 16. Jahrhunderts geprägt wird, auch die Liebe der Lüneburger Patrizier seit dem beginnenden 16. Jahrhundert zu Fachwerkwänden zu erklären, denn diese finden im gesamten norddeutschen Backsteingebiet keinen

Vergleich. Die auf den Schwellen der Braunschweiger Häuser so reich ausgebildeten Laubstäbe sind in Lüneburg ebenfalls zu sehen, ebenso die Fächerrosetten, jedoch nicht die in Braunschweig so beliebten Rechteckfriese und Hängeböden. In der sonstigen Fachwerkgestaltung folgte man den Vorbildern des Weserraumes und führte sie zur eigenständigen Blüte (vgl. Hansen/Kreft, 1980).

Die Gestaltung der Lüneburger Häuser erlebte in der Mitte des 16. Jahrhunderts einen starken Wandel. War vorher aus einer Tradition heraus das Hauptgebäude giebelständig zur Straße gestellt und waren alle weiteren Gebäude additiv an das meist ältere Gebäude angefügt, werden, nun auch an das Hauptgebäude neue Maßstäbe gelegt, die sich aus einem neuen Bewußtsein entwickeln.

In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts wird das Herrschaftssystem der Patrizier brüchig. Es wird auch auswärtigen Herren höheren Standes erlaubt, in das Patriziat einzuheiraten. Auch konnten nun reiche Kaufleute in den Rat gelangen.

Daraus folgte, daß das Patriziat seinen Herrschaftsanspruch neu legitimieren und auch baulich umsetzen mußte. Es mußte demonstrieren, daß es der Adelsschicht angehörte. In dieser Zeit wurden auch die meisten Adelsbriefe vom Kaiser ausgestellt.

Einige Mitglieder der alten Patizierfamilien ließen nun traufenständige Häuser errichten, die eine größere Parzellenbreite erforderten. Die wirtschaftliche Lage der Stadt begünstigte diese Bauvorhaben, denn es kam in der Mitte des 16. Jahrhunderts zur letzten Hochkonjunktur des Salinenbetriebes. Will man den Ausführungen des Chronisten Lucas Lossius von 1566 Glauben schenken, so müssen diese neu entstandenen Traufenhäuser wie Paläste auf seine Zeitgenossen gewirkt haben. Offenbar empfand man die tra-

ditionelle Form des Giebelhauses als "bürgerlich".

Darüber hinaus war der kostspieligere und daher vornehmere Haustein das neue Gestaltungselement. Waren bisher nur die Beischlagwangen aus Haustein hergestellt und alle anderen Gebäudeteile aus Ziegelstein, durch Formsteine und Glasuren gerahmt, so werden nun Gebäude mit Sandsteingliedern versehen. Diese Fassadengliederung durch Sandstein ist in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts im gesamten norddeutschen Backsteingebiet zu verfolgen. In diesen Städten bleibt man aber bei der alten Giebelständigkeit und versucht nicht, wie in Lüneburg, Traufenhäuser zu errichten.

Die Gestaltung durch Werkstein seit der Mitte des 16. Jahrhunderts war ein letztes Aufblühen: der Lüneburger Patrizierarchitektur. Mit dem Niedergang der Saline und der Hanse gegen Ende des 16. Jahrhunderts erlosch die Bautätigkeit in Lüneburg fast ganz. Auch die anderen norddeutschen Städte wurden durch den Untergang der Hanse erheblich in ihrer wirtschaftlichen und politischen Kraft geschwächt, so daß sich auch dort ein starker Rückgang der Bautätigkeit bemerkbar machte.

Für Lüneburg hatte dieser Umstand die Folge, daß das Stadtbild durch nur wenige Neu- und Umbauten - sieht man von dem beklagenswerten Einfügen von Schaufenstern in den Erdgeschossen ab - nur geringfügig beeinträchtigt wurde. Es hat sich bis heute weitgehend den Charakter der Blütezeit seiner Architektur aus den hier besprochenen Jahrhunderten in schöner Einheitlichkeit bewahrt.

Die Charakteristika dieser Baukunst zu verdeutlichen, war die Aufgabe dieser Studie. Möge sie dazu beitragen, denkmalpflegerisch ihre historisch gewachsene Einheit zu erhalten.

6. Literatur

=====

6.1 Quellen

Stadtarchiv Lüneburg

Schoßrollen Sig.: AB 73

BORSTELMANN, Straßenverzeichnis
(Schreibmaschinenschrift) Akte 1 - 4
Sig.: AH V Nr. 1 - 4

Feuerverordnung von 1684
Sig.: B1, 1a

Regestensammlung zu den Lüneburger Chroniken
Sig.: 13.14

Kartei der in den Registerbänden enthalte-
nen Urkunden:

III 1451 - 1499

IV 1500 - ff.

Sig.: AH IV lfd. Nr. 3 (5)

Hausüberschreibungen
Sig.: AH IV (3)

Kopialbücher des Archivs
mit ihren amtlichen Niederschriften der
Kauf- und Hausbriefe als Ergänzung zum
Schoßbuch (bis 1682)
Sig.: AH IV 4

Inventarium über den Nachlaß von Marga-
rete Gronenhagen 1544
Sig.: AB 1042^d

Inventarium Nicolai Schmidts
Pastoren zu St. Lamprecht 1582
Sig.: AB 761^a

Prozeßakten
Sig.: AA P 8a

Städtisches Baubuch 1409 - 99
Sig.: AB 183

Bausachen
Sig.: Findbuch B1

Pläne, Bauzeichnungen und Karten
Sig.: AH IV 30 1-3

Akten-Reposituren
Sig.: AH III d

Museum des Fürstentums Lüneburg
Sammlung des Museums Lüneburg
Fotosammlung seit ca. 1860
Akte Deckenmalerei
Plansammlung
Objektakten

Städtisches Bauamt Lüneburg
Baubestandspläne von städtischen Gebäuden
Bauakten seit 1890

Vermessungsamt der Stadt Lüneburg
Urkataster von 1871

6.2 Literatur

ADAMIAK, Joseph (1980), Schlösser und Gärten in Mecklenburg. Leipzig

ADLER (1862 und 1898), Backsteinbauwerke des preußischen Staates. Berlin

Adress- und Handbuch der Stadt Lüneburg.

1. Jahrg. 1860 und folgende

ALPERS, Klaus (1970/71), Die lateinischen Inschriftentafeln der Garlophenhäuser.

In: Lüneburger Blätter, H.21/22, S. 49-85

ANGERMANN, Gertrud (1970), Die Anfänge der Weserrenaissance in ihrer Verflechtung mit sozialen, wirtschaftlichen, politischen, religiösen und allgemein-geistigen Wandlungen des 16. Jahrhunderts.

In: STOOB, Heinz (Hrsg.), Ostwestfälische-weserländische Forschungen zur geschichtlichen Landeskunde. Reihe 1, Heft 15, S. 178-224

APPUHN, Horst (1956), Das Lüneburger Ratssilber. Ausstellung im Oberen Gewandhaus des Rathauses. Lüneburg

" , (1971), Briefladen aus Niedersachsen und Nordrhein-Westfalen. Ausstellung im Museum für Kunst und Kulturgeschichte der Stadt Dortmund, Schloß Cappenberg

" /TERLAU, Karoline (1983), Albert von Soest.
In: Thieme-Becker, Allgem. Lex. d. bild. Künstler
II. Aufl. S. 806 - 807

- ARENDS, Dietrich (1960), Zur Geschichte der Ratsapotheke Lüneburg.
In: Pharmazeutische Rundschau, 2. Jahrg., Nr. 8
- " (1977), Das Warenlager einer mittelalterlichen Apotheke. (Ratsapotheke Lüneburg 1475) von Dietrich Arends, Erika Hickel und Wolfgang Schneider, Braunschweig.
Pharmaziegesch. Seminar der TH Braunschweig
- " und SCHNEIDER, Wolfgang (1959), Die Lüneburger Apothekeninventur von 1475.
= Deutsche Apotheker Ztg. 99
- " , HICKEL, Erika, SCHNEIDER, Wolfgang (1960), Das Warenlager einer mittelalterlichen Apotheke (Ratsapotheke Lüneburg 1475).
- Veröffentlichung aus dem Pharmaziegeschichtl. Seminar der Technischen Hochschule Braunschweig (Prof. Dr. W. Schneide)
Bd. 4. Braunschweig
- BAUER, Hermann (1976), Kunsthistorik. Eine kritische Einführung in das Studium der Kunstgeschichte. München.
- BAUMEIER, Stefan (1974), Das Bürgerhaus in Warendorf. Münster
- BEDAL, Konrad (1977), Ländliche Ständerbauten des 15. bis 17. Jahrhunderts in Holstein und im südlichen Schleswig.
= Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte Schleswig-Holsteins, hrsg. v. Seminar f. Volksk. d. Christian-Albrecht-Universität Kiel, Bd. 1
Neumünster

- BEDAL, Konrad (1978), Historische Hausforschung. Eine Einführung in Arbeitsweise, Begriffe und Literatur.
= Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, hrsg. Volkskundl. Kommission für Westfalen, Landschaftsverband Westfalen-Lippe, Heft 8. Münster
- BEHNCKE, W. (1901), Albert von Soest. Ein Kunsthandwerker des XVI. Jahrhunderts in Lüneburg. Straßburg
- BEHR, Hans-Joachim (1960), Der Convent der blauen Beginen in Lüneburg.
In: Lüneb. Bl., H. 12, S. 181-195
- BERLINER, Rudolf (1925), Ornamentale Vorlageblätter des 15. bis 18. Jahrhunderts, Teil I
Leipzig
- BINDING, Günther (1959 f.), Das deutsche Bürgerhaus. Tübingen (32 Bde)
- " (1973), Das Aufkommen von Backstein und Ziegel in Deutschland.
In: Gebrannte Erde, Stuttgart
- BOECK, Urs (1969), Das Lüneburger Rathaus. Seine Bau-
geschichte bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts
In: Niederdeutsche Beiträge zur Kunstgeschichte, Bd. VIII. München/Berlin
- BKD (1906)
KRÜGER, Franz und REINECKE, Wilhelm
Die Kunstdenkmäler der Stadt Lüneburg. Kunst-
denkmälerinventare Niedersachsens. 1906.
Herausgegeben in Zusammenarbeit mit dem Nieder-
sächsischen Landesverwaltungsamt - Institut für
Denkmalpflege, Bd. 34, Hannover
Neudruck Osnabück 1980

- BORSTELMANN, Heinrich (1935), Alphabetisches Verzeichnis der Lüneburger Brauer seit 1508.
Lüneburg
- " (1936), Lüneburger Backhäuser.
In: Festbl. d. Museumsvereins f.d. Fürstentum
Lüneburg, Nr. 7
- BREBBERMANN, Adolf (1953), Verzeichnis der älteren Ab-
bildungen der Stadt Lüneburg.
In: Lüneb. Bl., H. 4, S. 67-162
- " (1978), Lüneburg.
Lüneburg
- " (1976), Stadtansicht der Stadt Lüneburg von
Süden, Faltblatt 5 des Museums Lüneburg
- BRINCKMANN, Justus (1903), Getäfel, Möbel und Holz-
gerät des 16. bis 18. Jahrhunderts.
In: Jahrbuch d. Hamburg. Wissenschaftl. Anstal-
ten XX. Jahr., 1902. Hamburg, S. 154-164
- " (1904), Getäfel, Möbel und Holzschnitzwerke.
In: Jahrb. d. Hamburg. Wissenschaftl. Anstalten
XXI. Jahrg. 1903, Hamburg. S. 163-177
- BRÖDER, Erika (1980), Heizung und Klimatisierung in
großen römischen Bauten. Ein Überblick über den
Forschungsstand.
In: Technikgeschichte. Bd. 47, Nr. 2, S. 93-113
- BUDDENBERG, Paul (1913), Das Zargenfenster im norddeut-
schen Backsteinbau (Diss. Ing. Danzig)
Berlin
- BÜTTNER, Joh. Heinrich (1704), M.G. Genealogie oder
Stamm- und Geschlechts-Register der vornehmsten
Lüneburgischen adelichen Patricien-Geschlechter.
Lüneburg

- CRAMER, Johannes (1983), Handwerkerhäuser im Mittelalter. Zur Abhängigkeit von Handwerk und Beruf.
In: Hausbau im Mittelalter, Jb. f. Hausforschung, Bd. 33. Bad Windsheim, S. 183-212
- DEHIO, Georg (1977), Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler, Bremen und Niedersachsen.
Bearbeitet von G. Giesnow, H.Ch. Hoffmann, R. Poppe, H. Reuther, W. Wulf u.a., München
- DUMRESE, Hans (1956), Lüneburg im Sachsenlande.
Übersetzung : Lucas Lossius: Lunaeburga Saxioniae. Frankfurt 1566.
Lüneburg
- ECKSTEIN, D./BEDAL, K. (1973/74), Dendrochronologie und Gefügeforschung.
In: Ethnologia Europaea 7, S. 223-245
- EIMER, Gerhard (1963), Der Christophorus-Meister.
Ein Lüneburger Steinbildhauer des ausgehenden Mittelalters.
In: Zeitschr. d. deutsch. Vereins f. Kunstwissenschaft, Bd. XVII, Heft 3/4, Berlin
- EIMERS, John (1923), Statius von Düren und die Lüneburger Terrakotten der Renaissancezeit.
In: Der Cicerone. XV. Jahrg. S. 1067-1078
- " (1924), Die Werkstatt des Statius von Düren.
In: Nordelbingen, 3. Bd., S. 133-277
- EITZEN, Gerhard (1950), Holzbauten in der Lüneburger Heide.
In: Lüneb. Bl., H. 1, S. 30-46
- " (1951), Das Bauernhaus im Lüneburger Wendland.
In: Lüneb. Bl., H. 2, S. 87-105

- EITZEN, Gerhard (1953), Alte Bauernhäuser im südlichen Fürstentum Lüneburg.
In: Lüneb. Bl., H. 4, S. 43-67
- " (1955), Dachwerke im Mittelalter.
In: Lüneb. Bl., H. 6, S. 25-46
- ERDMANN, Wolfgang (1982), Die Entwicklung des Lübecker Bürgerhauses im 13. und 14. Jahrhundert unter dem Einfluß von Profanarchitektur des Ostseeraums.
In: Die Heimat. Nr. 6/7, 89. Jahrg., S. 220-245
- ESSENWEIN, A (1855), Norddeutschlands Backsteinbau im Mittelalter. Karlsruhe
- FISCHER, Friedrich (1944), Norddeutscher Ziegelbau, München
- FEUERORDNUNG 1669
Eines E. Rahts der Stadt Lüneburg Feuer-Ordnung in der Stadt und auff der Sültzen.
Lüneburg, gedruckt durch die Sterne
Anno MDC LXIX
- FRANZ, Rosemarie (1969), Der Kachelofen. Graz
- FRICKE, Rudolf (1975), Das Bürgerhaus in Braunschweig.
= Das deutsche Bürgerhaus, Bd. 20. Tübingen
- GRIEP, Hans-Günther (1959), Das Bürgerhaus in Goslar.
= Das deutsche Bürgerhaus, Bd. 1. Tübingen
- GROSS, Heinz-Dietrich (1978), Dom und Domhof Ratzeburg.
= Die blauen Bücher, Freiburg i.Br.
- GROSSMANN, G. Ulrich (1979), Der Schloßbau in Hessen 1530 - 1630
Diss. phil. Marburg

- HÄHNEL, Joachim (1975), Stube. Wort- und sachgeschichtliche Beiträge zur historischen Hausforschung. Münster
- HAHN-WOERNLE, Birgit (um 1978), Kloster Ebstorf. Die Bauplastik. Stuttgart-Bad Cannstatt
- HAMMENSTEDT, Jürgen (1931), Chronik der Jahre 1527 - 1533. (Teilabdruck!)
In: Die Chronik der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert, 36. Bd.
Herausgegeben d.d. Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie d. Wissenschaften. Stuttgart, S. 472-490
- HANSEN, Wilhelm und KREFT, Herbert (1980), Fachwerk im Weserraum. Hameln
- HAUKE, Karl (1975), Das Bürgerhaus in Mecklenburg und Pommern.
= Das deutsche Bürgerhaus, Bd. 22. Tübingen
- HAUPT, Richard (1913), Über die Erfindung der deutschen und nordischen Backsteinbaukunst und ihre Erfinder.
In: Zeitschrift für die Geschichte der Architektur. Heidelberg, 5. Bd.
- " (1929), Kurze Geschichte des Ziegelbaus und Geschichte der deutschen Ziegelbaukunst bis durch das 12. Jahrhundert.
Heide/Holstein
- HEUER, Horst (1968), Lüneburg im 16. und 17. Jahrhundert und seine Eingliederung in den Fürstenstaat. Hamburg (Diss.Phil. Hamburg)

HEUSER, G. (o.J.), Deutsche Renaissance.

XL. Lüneburg und Schloß Celle, Heft 1-3

HEYNE, Moritz (1899), Das deutsche Wohnungswesen bis zum 16. Jahrhundert.

Leipzig

HOERNER, Ludwig (1979), Hannover. In frühen Photographien 1848 - 1910.

München

HOLST, Jens Christian (1983), Dat Hoghehus myt twen gevelen.

In: Hausbau im Mittelalter. Jahrb. f. Hausforschung. Bd. 33. Bad Windsheim, S. 63-102

" (1981), Ein Bürgerhaus als Geschichtsquelle: Koberg 2 - Erster Bericht der Bauforschung.
In: Zeitschr. d. Vereins f. Lübeckische Geschichte u. Altertumskunde, 61, S. 155-188

HÜBLER, H. (1968), Das Bürgerhaus in Lübeck.

= Das deutsche Bürgerhaus, Bd. 10.

Tübingen

KAMPHAUSEN, Alfred (1938), Die Baudenkmäler der deutschen Kolonisation in Ostholstein und die Anfänge der nordeuropäischen Backsteinarchitektur.

= Studien zur schleswig-holstein. Kunstgeschichte. Neumünster

" (1978), Backsteingotik.

= Heyne Stilkunde, Bd. 13.

München

KASPAR, Fred und TERLAU, Karoline (1980), Hattingen.
Zum Baubestand einer westfälischen Kleinstadt
vor 1700.

= Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutsch-
land, hrsg. v.d. Volkskundlichen Kommission f.
Westfalen. Landschaftsverband Westfalen-Lippe.
Münster

KASPAR, Fred (1982), Bauen und Wohnen in einer alten
Hansestadt. Zur Nutzung von Wohnbauten zwischen
dem 16. und 19. Jahrhundert, dargestellt am
Beispiel der Stadt Lemgo.

(Diss. phil. Masch.schr.) 2 Bde. Münster

KEYSER, Erich (1958), Städtegründungen und Städtebau
in Nordwestdeutschland im Mittelalter.
Remagen

KIPPENBERGER, Albrecht (1973), Die Kunst der Ofen-
platten, 2. Aufl.
Düsseldorf

KOCH, Hugo (1925), Das Haus der "Neuen Ratsapotheke"
auf dem Meere (1681).

In: Lüneburger Anzeigen, 25.4.1925

" (1925), Bilder aus der Geschichte der Lünebur-
ger Raths-Apotheke.

In: 450 Jahre Alte Raths-Apotheke. Gedenkschrift
herausgegeben vom Verlag des Lüneburger Tage-
blattes. 30. Nov. 1925

" (1926), Mit welchen Mitteln der Rat der Stadt
vordem eheliche Mißhelligkeiten beseitigte.

In: Lüneb. Anz. 12.8.1926

- KOCH, Hugo (1926), Zur Geschichte des Lüner Hofes.
Auf dem Kauf 9.
In: Erika (Sonntagsbl. d. Lbg. Anz.), 28.2.1926²
- " (1926), Ein Kulturbild aus Lüneburgs Vergangenheit.
In: Lüneb. Anz. 4.9.1926³
- " (1927), Vom Schütting am Markt in Lüneburg.
(Nach ungedruckten Quellen des Lüneburger Stadtarchivs)
In: Nach der Arbeit. Unterhaltungsbeilage für das Volksblatt Nr. 4, 1927¹
- " (1927), Zur Geschichte des ehemaligen von Dasselschen Hauses. Große Bäckerstraße 26.
In: Erika (Sonntagsbl. d. Lbg. Anz.), 1.1.1927²
- " (1927), Um die Hamburger Bierkeller in Lüneburg.
(Nach ungedruckten Quellen des Lüneburger Stadtarchivs)
In: Lüneb. Anz. 7.1.1927⁴
- " (1929), Zur Geschichte des Hauses Große Bäckerstraße 15.
In: Erika (Sonntagsbl. d. Lbg. Anz.), 27.10.1929
- KOEPP, Hans (1974), Bildwörterbuch der Architektur.
Stuttgart
- KÖRNER, Gerhard (1950), "Alte Geschichten".
In: Lbg. Bl., H. 1, S. 46-66
- " (1956), Alt Lüneburg. (Bilder nach Vorlagen aus dem Besitz des Museumsvereins).
Lüneburg
- " (1975), Leitfaden durch das Museum in Lüneburg.
Lüneburg

- KREFT, Herbert und SOENKE, Jürgen (1964),
Die Weserrenaissance.
Hameln
- KRÜGER, Franz (1899/1901), Beischläge in Lüneburg.
In: Jahresb. d. Museums Lbg., S. 65-90
- " (1899/1901), Abbruch eines gothischen Hauses.
In: Jahresb. d. Museums Lbg., S. 132-133
- " (1902), Ein Lüneburger Patrizierhaus.
In: Zeitschr. f. Architektur- u. Ingenieurwesen,
Jahrg. 1902, H. 5
- " (1904), Alte Wandgemälde (Haus Große Bäcker-
straße 31)
In: Lüneburger Museumsbl., H. 1, S. 100-101
- " (1905), Beischläge in Lüneburg.
In: Lüneburger Museumsbl., H. 2, S. 33-39
- " (1905), Untergegangene Lüneburger Denkmäler.
I. Wandmalereien Große Bäckerstraße Nr. 31.
In: Zeitschr. f. Architektur u. Ingenieurwesen,
Jahr. 1905², H. 2
- " (1905), Beischläge in Lüneburg.
In: Lüneburger Museumsbl., H. 2, 1905³, S. 33-41
- " (1907), Beischläge in Lüneburg.
In: Lüneburger Museumsbl., H. 4, Bd. 1,
- " (1907), Abbruch eines gotischen Hauses.
In: Lüneburger Museumsbl., H. 4, S. 107-108
- " (1908), Führer durch die Sammlungen des Museums-
vereins für das Fürstentum Lüneburg.
V. 1. Skulpturen und Formsteine.
Lüneburg

KRÜGER, Franz (1908), Untergegangene Lüneburger Denkmäler.

VI. Das Haus Große Bäckerstraße 13.

In: Zeitschrift f. Architektur- und Ingenieurwesen, Jahrg. 1908¹, H.3, S. 178-188

" (1909), Untergegangene Lüneburger Denkmäler.

VII. Verschiedene in den letzten Jahren abgebrochene Bauwerke.

In: Zeitschrift f. Architektur- und Ingenieurwesen, Jahrg. 1909, H. 4

" (1913), Untergegangene Lüneburger Denkmäler.

VIII. Der Fahrtmeisterhof in der Neuen Sülze

In: Zeitschrift f. Architektur- und Ingenieurwesen, Jahrg. 1913, H. 5

" (1916), Das Haus des Schmiedemeisters Ude in Lüneburg.

In: Die Denkmalpflege, 18. Jahrg. Nr. 11, S. 81-84

" (1916), Über Versackung, Verdrückung und Verfall der Lüneburger Baudenkmäler.

In: Die Denkmalpflege, 18. Jahrg., Nr. 5, 12.4.1916

" (1925), I. Lüneburger Backsteinbaukunst.

In: Der Heidjer. Niedersächsisches Heimatblatt, Nr. 3, 5.3.1925, S. 25-28

" (1925), II. Lüneburger Backsteinbaukunst.

In: Der Heidjer. Niedersächsisches Heimatblatt, Nr. 4, 18.3.1925, S. 21-22

" (1926), Das letzte Renaissance-Portal Lüneburgs.

In: In freien Stunden. Illustrierte Sonntagsbeilage zum Lüneburger Tageblatt, Nr. 6, 13.2.1926, 35. Jahrgang

- KRÜGER, Franz (1928), Wiederherstellung alter Backsteingiebel in Lüneburg.
In: Rundschau. Blätter für Heimatkunde, Nr. 47, 1928¹, Beilage zum "Volksblatt"
- " (1928), Zur Wiederherstellung alter Giebel in Lüneburg. Eine baugeschichtliche Studie.
In: Deutsche Bauhütte. Zeitschrift der deutschen Architektenschaft. 32. Jahrg., Hannover 14.11.1928²
H. 24, S. 374-375
- " (1928), Lüneburg.
Berlin
- " (1933), Ziegelstempel in Lüneburg.
Festblätter des Museumsvereins f.d. Fürstentum Lüneburg, Nr.3.
Lüneburg
- " (1934), Zum Formenwandel der Backsteingiebel in Lüneburg.
In: Volkskundearbeit. Festschrift Otto Laufer zum 60. Geburtstag.
Berlin, S. 214-226
- " (1934), Der Ziegelstein.
In: Jahrbuch für historische Volkskunde III/IV
Berlin
- " (1934), Von alter Lüneburger Backsteinbaukunst.
In: Erika (Sonntagsbl. d. Lbg. Anz.), 1934³,
43. Jahr., Nr. 50, S. 403-406
- " (1935), Lüneburger Baukultur.
In: Erika (Sonntagsbl. d. Lbg. Anz.), Nr. 1,
1. Jan. 1935¹, S. 1-5

KRÜGER, Franz (1935), 1. Der niederdeutsche Ziegelstein.

In: Die Kunde. Jahrg. 3, Nr. 1, Januar 1935².
Hannover

" (1935), Lüneburger Baukultur.

In: Erika (Sonntagsbl. d. Lbg. Anz.)
Nr. 1, 1.1.1935³, S. 1-5

KRÜGER, Franz und REINECKE, Wilhelm (1906),

Die Kunstdenkmäler der Stadt Lüneburg.

Kunstdenkmälerinventare Niedersachsens.

Herausgegeben in Zusammenarbeit mit dem Niedersächsischen Landesverwaltungsamt - Institut für Denkmalpflege - Hannover, Bd. 34.

Neudruck Osnabrück 1980

KRUSE, Karl Bernhard (1983), Backsteine und Holz

- Baustoffe und Bauweise Lübecks im Mittelalter.

In: Hausbau im Mittelalter, Jb. f. Hausforschung
Bd. 33. Bad Windsheim, S. 37-62

LAAG, Otto-Kurt, (1966), Die Mindener Beischlagwangen.

In: Mitteilungen des Mindener Geschichts- und Museumsvereins. Jahrg. 38, S. 134-141

LAPORTZ, Dr. jur. (o.J.), Albert von Soest, thätig in

Lüneburg 1566 - 1583; 5 Blätter nach Originalen
aus dem Soest'schen Haus in Lüneburg Am Berge 37.

LAUFFER, Otto (1919), Das deutsche Haus in Dorf und Stadt.

In: Wissenschaft und Bildung, 152.
Leipzig

- LE MANG, Irmgard (1931), Die Entwicklung des Backsteinbaues im Mittelalter in Norddeutschland.
Studien zur deutschen Kunstgeschichte 283.
Straßburg 1931
- LISCH, G.C.F. (1852), Beiträge zur Geschichte des Renaissance-Ziegelbaues in Mecklenburg aus der Mitte des 16. Jahrhunderts.
(Abdruck aus: Jahrb. d. Vereins f. meckl. Geschichte u. Altertumskunde. 17, S. 388-390)
In: Lüneb. Bl., H. 1, 1950, S. 65-66
- " (1854), Das Ziegelrenaissancehaus auf der Neuen Sülze in Lüneburg.
In: Die Alterthümer der Stadt Lüneburg und des Klosters Lüne, S. 1-3.
Lüneburg
- " (1855), Das Ziegelrenaissancehaus auf der Neuen Sülze in Lüneburg.
In: Dritter Bericht des Alterthumsvereins in Lüneburg, März 1855
- LOSSIUS, Lucas (1566), Lunaeburga Saxoniae.
Frankfurt
übersetzt: DUMRESE, Hans, Lüneburg im Sachsenland. Lüneburg 1956
- LÜBBEN, August und WALTHER, Christoph (1979), Mittelniederdeutsches Handwörterbuch.
Darmstadt
- MASUCH, Horst (1981), Das alte Rathaus in Hannover - die Leistung der Maurermeister Curd und Ludeke Haverkoper in den Jahren 1453 - 1455.
In: Hannoversche Geschichtsbl., Neue Folge.
Bd. 53, Heft 3-4
Hannover, S. 135-157

- MATTHAEI, Joachim (1943), Das Haus Am Berge 35 zu
Lüneburg. Diss.Ing. (Masch.)
Berlin
- " (1956), Das Lüneburger Bürgerhaus. Organismus und
Gestalt.
In: Ulrich WENDLAND (Hrsg.), Aus Lüneburgs
tausendjähriger Vergangenheit. Festschrift,
S. 87-108
Lüneburg
- " (1980), Das Lüneburger Bürgerhaus
In: Jb. f. Hausforschung, Bd. 30.
Münster, S. 27-71
- MEHLHOP, W. (1925), Alt-Hamburgische Bauweise.
Kurze geschichtliche Entwicklung der Baustile
in Hamburg.
Ahrensburg
Reprints Hamburg
- MEYER, Gerhard (1965), Zur Siedlungsgeschichte von
Lüneburg um 1200.
In:Lüneb. Bl., H. 15/16, S. 265-283
- MEYER, Theodor (1882/83), Inventar des Nachlasses
des weiland Probstes zu St. Johann zu Lü-
neburg, M.Joh. Koller, 1536
In: Jahresber. d. Museumsvereins Lbg. 5/6,
S. 73-86
- MEYNE, Willi (1959), Lüneburger Plastik des XV. Jahr-
hunderts.
Lüneburg
- MICHLER, Jürgen (1967), Gotische Backsteinhallenkirchen
um Lüneburg. St. Johannis.
(Diss. phil. Göttingen)

MICHLER, Jürgen (1967), Zum Typus der Giebel am Altstädter Rathaus zu Hannover.

In: Hannoversche Geschichtsbl., Neue Folge,
Bd. 21, H. 1/2, S. 1-36

MITHOFF, Wilhelm Heinrich (1877), Kunstdenkmäler der Provinz Hannover.

Band IV: Fürstenthum Lüneburg.
Hannover

MUCH, Hans (1919), Norddeutsche Backsteingotik.

Ein Heimatbuch. 3. Aufl.
(Hansische Welt Nr. 1)
Braunschweig

MUMMENHOFF, Karl Eugen (1961), Die Profanbaukunst im Oberstift Münster von 1450 - 1650.

= Westfalen, 15. Sonderheft, Münster

MUSEUM für Kunst und Gewerbe Hamburg.

Handbuch.
München 1980

NADOLNY, Erwin (1953), Norddeutsche Backsteingotik.

(Der Göttinger Arbeitskreis. Schriftenreihe 39)
Kitzingen/Main

NEUGEBAUER, Manfred (1981), Das Bürgerhaus der Kleinstädte im ehem. Fürstenthum Lüneburg. Eine baugeschichtliche Untersuchung der Städte Bleckede, Burgdorf, Dannenberg, Fallersleben, Gifhorn, Hitzacker, Uelzen und Winsen/Luhe.

(Diss. Ing. 1978, Berlin)
Hildesheim 1981

- NEUGEBAUER, U. und ECKSTEIN, D. (1980),
Das Heiligen-Geist-Hospital zu Lübeck als Beispiel für baukonstruktiv-dendrochronologische Untersuchungen und ihre Problematik.
In: Der Wagen. Ein lübeckisches Jahrb.
Lübeck, S. 79-197
- NEUMANN, Eberhard (1959), Die Backsteintechnik in Niedersachsen während des Mittelalters.
In: Lüneb . Bl., H. 10, S. 21-45
- NORDMANN, Claus (1933), Nürnberger Großhändler im spätmittelalterlichen Lübeck.
= Nürnberger Beiträge zu den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften. Heft 37/38.
Nürnberg
- O'DELL-FRANCKE, I. (1977), Kupferstiche und Radierungen aus der Werkstatt des Virgil Solis.
Wiesbaden
- PACKPFEIFER, Katharina (1974), Studien zu Erhard Altdorfer.
(Diss. phil. Wien 1974)
Wien 1978
- PAULI, Gustav (1890), Die Renaissancebauten Bremens im Zusammenhang mit der Renaissance in Nordwestdeutschland.
Leipzig
- PAULSDORFF, August (1869/98), Bauwerke aus dem alten Lüneburg. I. Patrizier-Gartenhaus aus dem Jahre 1644.
In: Jahresb . d. Museumsvereins Lbg., S. 113-117

- PAULSDORFF, August (1900), Alte Fachwerkhäuser in Lüneburg.
In: Zeitschrift für Bauwesen, Jahrg. L. Bl. 40,
S. 294-296
- " (1898), Patricier-Gartenhaus in Lüneburg aus dem
Jahre 1611.
In: Z. Centralblatt der Bauverwaltung. XVIII.
Jahrg., Nr. 26.
Berlin 25.6.1898, S. 301-303
- PECHSTEIN, Klaus (1971), Goldschmiedewerke der Renaissance. Katalog des Kunstgewerbemuseums Berlin,
Bd. V
Berlin
- PFEIFFER, Wolfgang (1963), Ein Wandgemälde von Wolf
Huber.
In: Zeitschrift f. Kunstgeschichte, Bd. 26,
S. 37f.
- PLATH, Helmuth (1980), Das St. Michaeliskloster von
1376 in Lüneburg. Ein Ausgrabungsbericht.
Lüneburg
- POPPE, Roswitha (1944), Das Osnabrücker Bürgerhaus.
= Prov. Institut für Landesplanung und nieders.
Landes- und Volksforschung Hannover-Göttingen,
Forschungen zur Landes- und Volkskunde.
Reihe A, Bd. 11.
Oldenburg
- REICHSTEIN, Renate (1981), Wohnen in Lübeck um die Mitte
des 17. Jahrhunderts.
In: Zeitschr. d. Vereins f. Lübeckische Geschichte
Bd. 61, S. 37-51

REINECKE, W. (1891), Geschichte des Lüneburger Kalands.

In: Jahresberichte des Museums-Vereins f.d. F.

Lüneburg, Heft 5, S. 1-55

REINECKE (1912), Der Ziegelmeister Hans Fase.

(Vertrag zwischen dem Lüneburger Rat u. Hans
Fase 1543).

In: Lüneb. Museumsbl., H. 5, Bd. 2, S. 192-195

REINECKE, Helmut (1937), Führer durch die Sammlungen des
Museumsvereins für das Fürstentum Lüneburg.

III. 2. Holzarbeiten.

Lüneburg

REINECKE, Wilhelm (1925), Das Rathaus zu Lüneburg.

Bilder und Buchschmuck von Arthur Illies.

Lüneburg

" (1933), Geschichte der Stadt Lüneburg.

2 Bde., Lüneburg

" (1947), Das Lüneburger Bürgerhaus. Führer des
deutschen Kunstverlages zu großen Baudenkmälern.
Heft 101.

Berlin

" (1966), Die Straßennamen Lüneburg.

Hildesheim

REINHARDT, Uta (o.J.), Das Brömbse-Haus. Baugeschichte
und bauliche Gestalt.

In: Das deutsche Archiv für Kulturgut des
Nordostens (3 Seiten.)

Lüneburg

" (1979), Übersicht über die Bestände des Stadtarchivs Lüneburg.

Lüneburg

- REINHARDT, Uta (1980), Geschichte der Saline in Lüneburg. Festvortrag anlässlich der Schließung der Saline Lüneburgs am 9. September 1980.
Lüneburg 1981
- ROPERTZ, P.H. (1976), Kleinbürgerlicher Wohnbau vom 14. bis 17. Jahrhundert in Deutschland und im benachbarten Ausland.
Diss.Ing. Aachen
- RUDHARD, Wolfgang(1975), Das Bürgerhaus in Hamburg.
= Das deutsche Bürgerhaus. Bd. 21.
Tübingen
- SAHNER, Wilhelm (1947), Deutsch-holländische Wechselbeziehungen in der Baukunst der Spätrenaissance und des Frühbarocks ca. 1580 - 1630.
Gelsenkirchen-Buer und Gladbeck
- SARRE, Fritz (1890), Der Fürstenhof zu Wismar und die norddeutsche Terrakotta-Architektur im Zeitalter der Renaissance.
Berlin
- SCHELLENBERG, Carl (1975), Das alte Hamburg. Eine Geschichte der Stadtentwicklung und Baukunst dargestellt in Gemälden, Zeichnungen, Stichen und Photos zeitgenössischer Künstler.
Hamburg
- SCHEPERS, Josef (1944), Das Bauernhaus in Nordwestdeutschland.
Münster
- " (1965), Westfalen in der Geschichte des nordwestdeutschen Bürger- und Bauernhauses.
In: Der Raum Westfalen. Bd. IV Wesenszüge seiner Kultur. 2. Teil, S. 125-228, Tafeln 261ff.

SCHIER, Bruno (1932), Hauslandschaften und Kulturbewegungen im östlichen Mitteleuropa.
Reichenberg

SCHMITT, Heinrich (1967), Hochbaukonstruktion. Die Bauteile und das Baugefüge. Grundlagen des heutigen Bauens.
Ravensburg

SCHRÖDER, Hans (1923), Lüneburger Terrakotten der Renaissance.
In: Der Cicerone 15. Jahr., Heft 2, S. 90-100

SOENKE, Jürgen (1977), Spätgotische Backsteinhäuser in Minden.
In: Zeitschrift zwischen Dom und Rathaus. Beiträge zur Kunst- und Kulturgeschichte der Stadt Minden, S. 181-202.
Minden

" und KREFT, Herbert (1980), Die Weserrenaissance.
Hameln

SPETZLER (1830), Über die Heizungsanlagen im alten Rathaus zu Lüneburg.
In: Verhandlungen des Vereins zur Förderung des Gewerbefleißes in Preußen, 9. Jg, S. 57-60, 3 Pläne.
Berlin

STADTRECHT 1722. Das Lüneburgische Stadt-Recht so in sich begreift. Der Stadt Lüneburg Reformirte Statuta, Gerichts-Rechts- und Policy Ordnungen; in neun Theile verfasst, und auff vieler Verlangen zum ersten mahl in Druck befördert worden.
Lüneburg Anno MDCCXXII

STEIN, Rudolf (1962), Romanische, gotische und Renaissance-Baukunst in Bremen.
Bremen

- STIEHL, O. (1898), Der Backsteinbau romantischer Zeit, besonders in Oberitalien und Norddeutschland. Eine technisch-kritische Untersuchung. Leipzig
- STIER, W. (1972), Die einhöftigen frühgotischen Giebel - eine Besonderheit Lübecks.
= Der Wagen. 1972. S. 71-84
- STRAUB, Theodor (1929), Mittelalterliche Backsteingiebel im Profanbau der Hansestädte des wendischen Kreises.
Diss.phil. Rostock
Rostock
- STRUCK, R. (1908), Das bürgerliche Wohnhaus in Lübeck. Ein Beitrag zur geschichtlichen Entwicklung des lübeckischen Wohnhauses.
Lübeck
- SUHR, Paul (1935), Der Backsteingiebel des norddeutschen Bürgerhauses im Mittelalter.
Kunstwissenschaftl. Studien 18.
Deutscher Kunstverlag, Berlin
- SVAHNSTRÖM, G. (1976), Häuser und Höfe der handeltreibenden Bevölkerung auf Gotland während des Mittelalters.
= Häuser und Höfe der handeltreibenden Bevölkerung im Ostseegebiet und im Norden vor 1500.
Visby-symposiet för historiska ventenskapet 1974.
Acta Visbyensia 5 (Visby 1976)
- THIERFELDER, Hildegard (1971), Brömses in Lübeck und Lüneburg.
= Zeitschrift für Lüb. Geschichte u. Altertumsk. 51, S. 93-99

- THOMSEN, Helmuth (1937), Der volkstümliche Wohnbau der Stadt Braunschweig im Mittelalter. Untersuchungen zur Geschichte des deutschen Stadthauses aufgrund schriftlicher Quellen
(Diss. phil. Hamburg)
Borna-Leipzig
- TRIER, Jost (1938), Das Gefüge des bäuerlichen Hauses im deutschen Nordwesten.
In: Westfälische Forschungen. 1, S. 36-50
- ÜPRUS, Helmi (1974), Das Wohnhaus in Tallin vor 1500.
= Häuser und Höfe der handeltreibenden Bevölkerung im Ostseegebiet und im Norden vor 1500.
Beiträge zur Geschichte und Soziologie des Wohnens.
Visby
(erschienen 1976)
- UNGLAUB, F. (1911), Die Diele im niedersächs. Bauernhaus und norddeutschen Bürgerhaus.
In: Zeitschr. d. Vereins f. Lübeck. Geschichte u. Altertumskunde, Bd. XIII, S. 181-359.
Lübeck
- VISBY 1974: Häuser und Höfe der handeltreibenden Bevölkerung im Ostseegebiet und im Norden vor 1500.
Visby-symposiet för historiska vetenskapen 1974.
Acta Visbyensia 5 (Visby 1976)
- VOLGER, W.F. (1854), Ergänzung zum Aufsatz LISCH.
= Die Altertümer der Stadt Lüneburg und des Klosters Lüne. S. 3-4.
Lüneburg

VOLGER, W.F. (1857), Der Ziegelbau Lüneburgs.

In: Die Alterthümer der Stadt Lüneburg und des
Klosters Lüne. 5 Seiten

Lüneburg

" (1861/62), Die Lüneburger Sülze.

In:Lüneburger Neujahtsblatt 1861 (16 Seiten)

Fortsetzung in: Lüneburger Osterblatt 1861 (16 S.)

Fortsetzung in: Lüneburger Neujahtsblatt 1862

(32 Seiten)

" (1863), Die Patricier der Stadt Lüneburg.

Ein Versuch.

In: Lüneburger Bl., Bd. 1, S. 34ff.

" (1872-77), Urkundenbuch der Stadt Lüneburg.

3 Bde.

Lüneburg

WACHTSMUTH, Friedrich (1942), Der Backsteinbau der

Neuzeit. Die abendländische Backsteinbaukunst

vom 15. Jahrhundert bis in die Gegenwart.

Marburg

" (1925), Der Backsteinbau.

Leipzig

WENZEL, Eiko (1982), Überlegungen zur Baugeschichte

eines Lüneburger Kellers. Schröderstraße 16.

Eine Studienarbeit am Institut für Bau- und

Kunstgeschichte der Universität Hannover.

(Masch.schr. ungedruckt)

Hannover

WENTZEL, Hans (1947), Die Lüneburger Ratsstube von

Albert von Soest.

Hamburg

- WIEGELMANN, Günter, ZENDER, Matthias, HEILFURTH, Gerhard
(1977) Volkskunde. Eine Einführung.
= Grundlagen der Germanistik. Bd. 12.
Berlin
- WINKELMANN, Friedrich (1934, 1937), Wohnhaus und Bude
in Alt-Hamburg. Die Entwicklung der Wohnverhältnisse
von 1250 bis 1830.
Diss. 1934, Berlin
1937, Berlin
- WINZINGER, Franz (1979), Wolf Huber. Das Gesamtwerk.
2 Bde.
München, Zürich
- WITTHÖFT, Harald (1976), Struktur und Kapazität der
Lüneburger Saline seit dem 12. Jahrhundert.
In: Vierteljahreszeitschrift für Sozial- und
Wirtschaftsgeschichte. 63. Bd., H. 1. 1. Quartal,
S. 1-117
- WITZENDORFF, Hans-Juergen von (1952), Stammtafeln Lüneburger
Patriziergeschlechter.
Göttingen
- WOLFF, Thea (1933), Mittelalterliche Backsteingiebel
der Mark Brandenburg und ihrer Ausstrahlungsbiete.
Diss.phil. Rostock
Berlin
- ZASKE u.a. (1980), Mittelalterliche Backsteinbaukunst.
Romanische und got. Architektur, ihre Rezeption
und Restaurierung.
Greifswalder Kolloquium, 1978, S. 135ff.
- Wiss.Zeitschr. d. Univ. Greifswald, Gesellsch.-
u. Sprachwiss. Reihe, XXIX, 1980, 2 - 4)
Greifswald

ZENKER, Luise (1906), Zur volkswirtschaftlichen Bedeutung
der Lüneburger Saline für die Zeit von 950 - 1370.
In: Forschg. z. Geschichte Niedersachsens, Bd. 1,
H. 2, S. 45f.
Hannover/Leipzig

LEBENS LAUF

Ich, Karoline Aloisia Terlau, wurde am 13.2.1950 als viertes Kind des Maurermeisters Heinrich Terlau und seiner Ehefrau Anna, geb. Löchtermann in Münster geboren.

Nach dem Besuch der achtjährigen Volksschule in Münster-Mecklenbeck und der zweijährigen Städtischen Handelsschule in Münster war ich drei Jahre als Angestellte und ein Jahr als Praktikantin tätig.

Im Wintersemester 1969 begann ich nach bestandener Aufnahmeprüfung mein Studium an der Werkkunstschule Münster. Nach drei Semestern wechselte ich zur Fachhochschule Münster, Fachbereich Architektur über und schloß dort im Sommersemester 1975 mein Studium als Ingenieur (grad.) ab.

Im Wintersemester 1975 nahm ich mein Studium an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster in dem Hauptfach Kunstgeschichte und den Nebenfächern Volkskunde und Ur- und Frühgeschichte auf.

